

# DIE WELTWOCHEN



## Supermacht des Unfriedens

Die USA, einst ein Segen, heute ein Fluch.

*Stefan Baron*

## Eine Frage des Charakters

Warum Alain Berset gehen sollte. *Christoph Mörgele*

## Der Mensch ist nicht am Klimawandel schuld

Hört auf mit dieser Umwelt-Hysterie.

*James Hamilton-Paterson*

«Im Westen nichts Neues»  
Erich Maria Remarque  
grosses Anti-Kriegs-Epos  
genial neu verfilmt



# PLATIN CLUB-ANGEBOTE 2023 IN ZUSAMMENARBEIT MIT **Mondial Tours**

## Sehr geehrte Weltwoche-Leser!

Für die Platin Club-Leserangebote der Weltwoche haben wir für 2023 exklusive Reiseziele ausgewählt. Damit Sie auch rechtzeitig planen können, stellen wir Ihnen diese Angebote zum Jahresanfang vor. Völlig sorglos können Sie beim Reiseveranstalter Mondial Tours buchen.

## Viel Freude beim Ausschauen!

<b>MUSIKREISEN</b> 	<p><b>11. - 14.06.2023 – DRESDEN – KULTURREICHTUM AN DER ELBE *</b>            Kulturelle Glanzpunkte mit Aufführung in der Semperoper und Besichtigungen der wunderschönen, weltberühmten Bauwerke im «Elbflorenz». Erleben Sie das 11. Symphoniekonzert mit Stardirigent Myung-Whun Chung in der Semperoper.</p> <p><b>15. - 17.05.2023 – HAMBURG UND DIE ELBPILHARMONIE *</b>            Brillantes Saitenspiel und der Pulsschlag der Weltstadt mit ihren unzähligen Sehenswürdigkeiten. Ein unvergessliches Konzert in der Elbphilharmonie. Auf dieser Musik-Reise ist die aussergewöhnlich transparente Akustik im Grossen Saal bei einem Konzert der Academy of St. Martin in the Fields zu geniessen. Es ist eines der bedeutendsten Kammerorchester auf der Welt.</p>	<p>CHF 1'550,-</p> <p>CHF 1'495,-</p>
<b>AUTO &amp; MOTORSPORT</b> 	<p><b>08. - 11.06.   05. - 08.10.2023 – MOTOR-MANIA*</b>            Faszinierender Rennsport und die Italienische Küche. Besuch von weltberühmten italienischen Motorsport-Werkstätten. Hinter den Kulissen von Lamborghini, Ducati, Maserati, Pagani und Ferrari. Auge in Auge mit den grossartigen Boliden und markanten Fahrzeugen. Museale Sportwagen-Juwelen die Gelegenheit, mit Fabio Lamborghini zu fachsimpeln.</p>	<p>CHF 1'795,-</p>
<b>NATURREISEN</b> 	<p><b>15. - 22.05.2023 – KALABRIEN – DAS UNBEKANNTE ITALIEN *</b>            Die süditalienische Küstenregion Kalabrien zählt mit lauschigen Buchten, rauen Gebirgslandschaften und urigen Dörfern zu den schönsten Urlaubszielen in Italien.</p>	<p>CHF 1'780,-</p>
<b>STÄDTEREISEN</b> 	<p><b>05. - 09.11.2023 – VENEDIG – VENEDIG UND DIE TATORTE VON COMMISSARIO BRUNETTI*</b>            Auf den Spuren von Commissario Brunetti in der Kulisse weltbekannter Sehenswürdigkeiten. Die zauberhafte Lagunenstadt Venedig aus ganz besonderen Perspektiven. Ein weiteres Highlight ist der Besuch der Peggy Guggenheim Collection.</p> <p><b>12. - 18.11.2023 – ROM MIT ALLEN SINNEN ENTDECKEN *</b>            Exklusive Erlebnisse: Ein Besuch bei der Schweizergarde, das unbekannte Rom entdecken und ein Besuch der Vatikanischen Museen.</p>	<p>CHF 1'780,-</p> <p>CHF 1'980,-</p>
<b>FERNREISEN</b> 	<p><b>06. - 18.11.2023 – TANSANIAS WILDE WEITE</b>            Tansania ist Afrika pur! Die faszinierenden Landschaften und der enorme Tierreichtum sind aussergewöhnlich. Safaris, Pirschfahrten, Naturspaziergänge und Wildbeobachtungen garantieren unvergessliche Anblicke.</p> <p><b>08. - 14.11.2023 – DUBAI UND ABU DHABI</b>            Der Traum aus tausend und einer Nacht und im Gegensatz dazu die ultramoderne Bauweise der Neuzeit. Atemberaubende Architektur und die höchsten Gebäude der Welt direkt am Meer, aber inmitten einer Wüste. Städte der Superlative mit beeindruckenden Skylines.</p>	<p>CHF 7'980,-</p> <p>CHF 2'580,-</p>
<b>GENUSSREISE</b> 	<p><b>19. - 23.10.2023 – PIEMONTE – TRÜFFEL, WEIN UND KULTUR *</b>            Eine Gourmet-Reise zur Trüffelzeit. Die kulturellen, landschaftlichen und gastronomischen Sonnenseiten des Piemont genussvoll entdecken.</p>	<p>CHF 1'580,-</p>

Sonderpreise für Abonnenten des Platin-Clubs der Weltwoche.

\*Die mit Sternchen gebuchten Destinationen können ohne Flug gebucht werden, Ermässigung CHF 250.- pro Person

Hinweis: Wir reisen mit kleinen Gruppen, maximale Teilnehmeranzahl 25 Personen!

Mitglied:



Informationen, Beratung und Buchung:

**Mondial Tours** MT SA

Via Varenna 29

6600 Locarno

091 752 35 20 / info@mondial-tours.ch

## Welt in Gefahr

Der Krieg in der Ukraine dauert an. Die Russen marschieren. Im Nordosten dürfte der strategische Knotenpunkt Bachmut bald fallen. Gegen den Rat der Amerikaner pumpen die Ukrainer dort immer neue Kräfte rein. Der Verlust an Menschenleben und Material ist dramatisch.

Nach den glorreichen Offensiv-Erfolgen der Ukraine im letzten Herbst droht sich nun das Blatt zugunsten der massiv überlegenen Russen zu wenden. Sie rücken voran, unerbittlich, lernfähig, bedacht, die eigenen Kräfte zu schonen. Der ukrainische Verteidigungsriegel beim Donbass könnte fallen.

Im Süden bei Saporischschja spekulieren Experten aufgrund von russischen Vorstößen über eine grosse Frühlingsoffensive Moskaus. Die Behauptungen amerikanischer Generäle, die Russen seien militärisch geschlagen, haben sich als falsch erwiesen. Wunschdenken.

Deutschland rutscht immer tiefer in den Krieg. Am Anfang wollte man nur Helme liefern. Jetzt rollen wieder, achtzig Jahre nach Stalingrad, deutsche Panzer in Richtung Russland. Bereits wird der Ruf nach deutschen Kampffjets laut. Die Russen werden sich fragen: Ist das der Dank dafür, dass die Sowjets friedlich aus der DDR abgezogen sind und den Deutschen die Wiedervereinigung geschenkt haben?

Ausgerechnet aus den USA erschallen Friedensrufe. Die «falkige», Pentagon-nahe Rand Corporation rät in einer neuen Studie zu Verhandlungen mit Russland, ein langer Krieg sei Gift für die Interessen Amerikas; eine neutrale, Nato-freie Ukraine das Ziel. Der eigentliche Feind heisse China, auch eine Supermacht dürfe ihre Kräfte nicht verzetteln.

Nein, die amerikanischen Strategen haben nicht über Nacht zu Friedenstauben mutiert. Aber sie sehen vielleicht, dass weder die USA noch ihre Verbündeten zu einem langen Krieg mit Russland in der Lage sind. Die Waffenarsenale leeren sich rasant, während die Russen, nach Anfangsproblemen vom Westen unterschätzt, bis an die Zähne bewaffnet, ihre Produktion hochtreiben. Die Sanktionen treffen Europa härter. Politisch ist Russland alles andere als isoliert.

Europas Politiker tanzen den Apocalypso auf einem bereits Feuer speienden Vulkan. Sie glauben, dass ein paar Dutzend Panzer den Krieg

noch wenden werden. «Wir schaffen das!» Treuherzig verkünden sie, niemals werde es die Atommacht Russland wagen, ihre nuklearen Waffen einzusetzen. US-Strategen und Nobelpreisträger hingegen warnen vor einem atomaren Inferno. Mit jedem Tag, mit jeder Eskalation werde das Risiko grösser.

Die Welt ist an einem brandgefährlichen Punkt. Anders als im Kalten Krieg ist das Vertrauen zwischen den Grossmächten komplett zerstört. Deutschlands Ex-Kanzlerin Merkel hat zugegeben, dass man die Russen mit den Minsker Abkommen hinter das Licht führen und niemals einen stabilen Frieden wollte. Mit dem Teufel Putin, hetzen Politik und Medien, dürfe man sich niemals mehr an einen Tisch setzen.

Besonders schrill fordern die baltischen Staaten und Polen den endgültigen K.-o.-Schlag gegen Russland. Wahnsinn, aber verständlich angesichts ihrer historischen Erfahrungen. Sie spüren, dass die Amerikaner die Lust an diesem Krieg verlieren könnten. Jetzt oder nie. Vor allem Deutschland steht unter Druck. Kanzler Scholz sieht die Gefahr, hat aber nicht Kraft, die Kriegstreiber zurückzubinden.

Doch selbst wenn der Westen es schaffen sollte, aus dem Ukraine-Debakel auszusteigen: Die

nächsten Kriege kündigen sich schon an. Ein US-General prognostizierte in einem vielbeachteten Interview schon vor zwei Jahren wegen Taiwan einen Krieg mit China. Washington relativierte sogleich, doch in Peking kam die Botschaft an. Das Bündnis mit Russland dürfte enger werden.

Wo ist die Friedensbewegung geblieben? Gibt es keine Realisten mehr? In Europa hält nur ein Politiker dagegen, Viktor Orbán, Ungarns Churchill, Hassfigur der Gutmenschen, die nur gut scheinen wollen, aber niemals Gutes tun. Die USA sind heillos überdehnt. Sie führen Kriege gegen Russland, den Iran, bald China. Ist Taiwan einen Weltuntergang wert? Solche Fragen gelten inzwischen als ketzerisch. Kritisches Denken steht unter Verdacht. Auch deshalb ist die Lage so verfahren.

Vielleicht kann ein Blick in die Geschichtsbücher helfen. Ende der sechziger, zu Beginn der siebziger Jahre steckten die USA in ähnlichen Problemen. Die Wirtschaft stockte, Inflation, in Fernost tobte das Vietnam-Debakel. In dieser Mehrfach-Krise, mitten im Kalten Krieg, hatte Präsident Nixon die Kraft und die Grösse, über die Schützengräben hinauszudenken.

Der bis heute unterschätzte, tragische Republikaner, Kommunistenfresser alter Schule, aber auch Weltkriegsteilnehmer, schickte seinen Sicherheitsberater Henry Kissinger nach Peking, um dort Beziehungen zu Mao einzufädeln, Frieden und Entspannung. Nixon setzte auf Realismus, nicht auf Moralismus. Sonst hätte er die Hand des Massenmörders Mao niemals schützen dürfen.

Aber genau dies nahm er auf sich. Zum Wohl der Welt. Nicht viel später stürzte der kommunistische Block. China öffnete sich. In Russland kam ein gewisser Wladimir Putin an die Macht mit dem Ziel endlich guter Beziehungen auf Augenhöhe mit dem Westen. Washington entschied derweil, seine Truppen in Deutschland zu lassen und die Atomraketensilos immer näher an die russischen Grenzen heranzuschieben. Das blutige Ergebnis dieser «Osterweiterung» sehen wir heute, und anscheinend ist jetzt schon China im Visier.

Wo sind die Nixons, wo die Kissingers? Wo bleiben die Realisten der Entspannung und des Friedens? Wohin driftet die einst neutrale Schweiz? Die Welt schleudert auf immer gefährlichere Zeiten zu. R. K.



**DER PRAGMATICUS**  
FAKTEN. VERSTEHEN. HANDELN.  
JEDEN ERSTEN SONNTAG  
Alle Sendeinweise bei ServusTV On  
SERVUSTV



## Stefan Baron über die USA, Alain Berset, Wolodymyr Selenskyj, Plädoyer für Panzer, Dieter Nuhr, Erich Maria Remarque

Jahrzehntelang waren die Interessen der USA und Europas ähnlich gerichtet, Amerika half energisch mit beim Wiederaufbau Deutschlands und bei der europäischen Einigung. Und wie Trumps Sicherheitsberater John Bolton in der *Weltwoche* von vergangener Woche in seiner Analyse beschrieb, sind die USA auch heute unersetzlich fürs Aufrechterhalten der globalen Ordnung und Sicherheit – auf dem Cover dargestellt im wohlwollend-mächtigen Adler mit seinem Globus. Eine Woche später jetzt die andere Sicht: Bestsellerautor Stefan Baron legt hier dar, wie Amerika heute überall interveniert, wo es seine Macht bedroht sieht, Unfrieden stiftet, Europa am Gängelband führt. Kriegerisch-finstern blickt der Adler mit malträtiertes Erdkugel vom Titelblatt. **Seite 12**

Seit einiger Zeit sind die Siegestöne aus Kiew und verbündeten Hauptstädten verstummt, der Krieg läuft nicht gut für die Ukraine. Auch an anderen Fronten gibt es schlechte Nachrichten. Die Führung um Wolodymyr Selenskyj wird von Korruptionsskandalen erschüttert. Und im Hintergrund hat ein Machtkampf um die Nachfolge des Präsidenten begonnen. **Seite 28**

In der Ukraine tobt ein brutaler Abnützungskrieg. Mit Angriffen auf Zivilisten und lebenswichtige Infrastruktur versucht Putin, den ukrainischen Wehrwillen zu brechen. Stimmen – auch in der *Weltwoche* – mehren sich, die Kiew zu einer «Einigung» mit Russland drängen. Davon wollen die Ukrainer nichts wissen. Sie



**Schützender Adler:**  
*Weltwoche*-Cover von letzter Woche.

fordern westliche Panzer in grossem Umfang, um den Kampf fortzuführen. In einem «Plädoyer für Panzer» nennt Urs Gehriger sechs Gründe, warum die Lieferung westlicher Kampfvehikel dringend nötig und richtig ist. **Seite 40**

Beim notorischen Grenzüberschreiter Alain Berset stellt sich die Charakterfrage. Es scheint ihm an jener persönlichen Kompetenz zu mangeln, die Voraussetzung für ein moralisches Verhalten ist. Eine Fülle von E-Mails belegt, wie eng der Kontakt zwischen Ringier und dem Ge-

sundheitsdepartement war. Sogar Ex-Bundesratssprecher Oswald Sigg (SP) spricht von einer «Art von Korruption». Nicht minder bedenklich ist die Diskreditierung einzelner Bundesräte, die ebenfalls aus Bersets Departement stammen dürfte. Berset bietet zu viele Angriffsflächen, als dass er dem Amt eines Bundespräsidenten noch genügen könnte. **Seite 20**

Dieter Nuhr ist einer der erfolgreichsten Kabarettisten des deutschsprachigen Raums. Zugleich ist er ein international bekannter Künstler. Im Gespräch erklärt er, was für ihn Humor ausmacht, warum es zwischen Menschen immer wieder zu Konflikten kommt, wo die Grenzen der Sprache liegen und was sein Bühnenprogramm und sein künstlerisches Schaffen miteinander zu tun haben. **Seite 32**

Für neun Oscars wurde die furiose Neufilmung von «Im Westen nichts Neues» nominiert. Egal, wie viele sie gewinnen wird: Edward Bergers Version des Antikriegsclassikers ist der Film des Jahres – auch weil ihm der Krieg in der Ukraine eine makabre Aktualität verleiht. Der 1929 erschienene Bestsellerroman, der dem Film zugrunde liegt, ist ein eindringliches Buch gegen den Krieg, dem der Einzelne hilflos ausgeliefert ist. Sein Verfasser, Erich Maria Remarque, war davor ein völlig unbeschriebenes Blatt. «Im Westen nichts Neues» machte ihn reich und berühmt; er lebte ein mondanöses Leben. 1970 starb er im Tessin. **Seite 51**

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

# Ihr Immobilienraum?

[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

## aktuell im Verkauf

**3** **Rebweg**  
8457 Humlikon



ab CHF 1'470'000.-  
6½ Zi. Doppel-EFH's  
+41 52 338 07 09  
[www.rebweg.ch](http://www.rebweg.ch)

**5** **Trottenacker**  
8458 Dorf



ab CHF 715'000.-  
3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 52 338 07 09  
[www.trottenacker.info](http://www.trottenacker.info)

**8** **Vistadelsole**  
8370 Sirnach



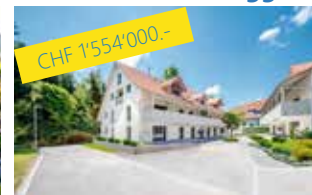
CHF 747'900.-  
4½ Zi.-Wohnung  
+41 52 338 07 09  
[www.vistadelsole.ch](http://www.vistadelsole.ch)

**12** **Schlossblick**  
8610 Uster



ab CHF 1'101'000.-  
2½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 44 316 13 42  
[www.schlossblick.ch](http://www.schlossblick.ch)

**14** **Glattwies**  
8152 Glattbrugg



CHF 1'554'000.-  
4½-Zi.-Wohnung  
+41 44 316 13 87  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)

**16** **Vistacasa**  
8308 Illnau



ab CHF 1'145'000.-  
3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 52 338 07 09  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch)

**18** **Schmiedgass**  
8545 Rickenbach



ab CHF 715'000.-  
3½ - 5½ Zi.-Wohnung  
+41 55 610 47 46  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch)

**22** **Solevista**  
8615 Wermatswil



CHF 2'158'000.-  
4½ Zi.-Wohnung  
+41 44 316 13 42  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)

## Projektankündigungen

**1** **am Goldenberg**  
8400 Winterthur



3½ - 4½-Zi. Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.amgoldenberg.ch](http://www.amgoldenberg.ch)

**2** **Römergarten**  
8404 Winterthur



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

„Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?“

Melden Sie sich bei mir.  
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch)  
+41 52 235 80 00



**4** **Projektankündigung**  
8311 Brütten



6½ Zi. Reihen-EFH's  
+41 52 338 07 09  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

**6** **Duovivo**  
8904 Aesch ZH



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.duovivo.ch](http://www.duovivo.ch)

**7** **Uetliblick**  
8136 Thalwil-Gattikon



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.uetliblick-gattikon.ch](http://www.uetliblick-gattikon.ch)

**9** **Chridlerpark**  
8127 Aesch-Maur



Liegt seit 15 Monaten beim Bundesgericht!!  
3½ - 6½ Zi. WHG und EFH  
+41 55 610 47 46  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)

**10** **am Zentrum**  
8910 Affoltern a.A.



2½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.amzentrum.ch](http://www.amzentrum.ch)

**11** **am Eichacher**  
8904 Aesch



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.ameichacher.ch](http://www.ameichacher.ch)

**13** **Soley**  
8309 Birchwil



3½ - 4½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)

**15** **Puro Vivere**  
8157 Dielsdorf



5½-Zi. Reihen-Doppel-EFH's  
+41 55 610 47 46  
[www.purovivere.ch](http://www.purovivere.ch)

**17** **inside**  
8152 Glattbrugg



3½ - 5½-Zi. Mietwohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

**19** **Projektankündigung**  
8404 Stadel



3½ - 5½ Zi. Whg. und EFH  
+41 52 338 07 09  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)

**20** **Tre Fiori**  
8913 Ottenbach



7½-Zi. Reihen-EFH  
+41 55 610 47 46  
[www.tre-fiori.ch](http://www.tre-fiori.ch)

**21** **Grastal**  
8310 Grafstal



3½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.grastal.ch](http://www.grastal.ch)

**23** **Dreieckspitz**  
8406 Winterthur



2½ - 5½ Zi.-Wohnungen  
+41 55 610 47 46  
[www.dreieckspitz.ch](http://www.dreieckspitz.ch)

Jetzt Newsletter abonnieren!



Wir fördern Sport & Unterhaltung:



**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**LerchPartner**

Zürcherstrasse 124  
8406 Winterthur



**padelarena.ch**  
powered by L&P/PROFESSIONAL





Enttäuschte Erwartungen: Alain Berset. Seite 20



Neu verfilmt: «Im Westen nichts Neues». Seite 51



Filetierung des Ex: Miley Cyrus. Seite 23

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Zahlen können lügen
- 9 Peter Rothenbühler  
Lieber Peter Lauener
- 10 Tagebuch Wolfgang J. Hummel
- 11 Bern Bundeshaus  
Windräder per Notrecht
- 12 Supermacht des Unfriedens Europa  
muss sich von Amerika emanzipieren
- 16 Weisheit des Herzens
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Präsident Nole?
- 18 Mörgeli  
Qualitätsjournalistin im Albisgütli
- 18 Spike-Proteine Swissmedic ahnungslos
- 19 Peter Bodenmann Jositsch ante portas
- 20 Eine Frage des Charakters  
Berset taugt nicht zum Bundespräsident
- 22 Sieg der Ukraine und der Atomtod  
Der Westen handelt unklug
- 23 Miley Cyrus und Shakira  
Die besten Songs schreibt der Schmerz
- 24 James Hamilton-Paterson Der Mensch  
ist nicht am Klimawandel schuld
- 25 News Ein Rechtsstaat stiehlt nicht
- 26 Warnung vor der Monsterwelle  
Bis zu 40000 neue Asylgesuche erwartet
- 27 Kurt W. Zimmermann  
Machtverhältnisse bei Ringier
- 28 Zeitenwende in Kiew  
Machtkampf um Selenskyjs Nachfolge
- 29 Pentagon-Denkfabrik Frieden mit Putin
- 30 Manche mögen's kalt Strategien der Fische

- 31 René Roca  
Schweiz verpasst Friedenschance
- 32 Dieter Nuhr «Ich vertrete harmlose  
Ansichten der bürgerlichen Mitte»
- 35 «Ein Waffenstillstand muss her»  
Was Viktor Orbán wirklich sagte
- 36 Durcheinanderland Schweiz  
Föderalismus in der Falle
- 37 Inside Washington
- 38 Freiheitliche Erfolgswelle  
Triumph der österreichischen FPÖ
- 39 Anabel Schunke  
J.K. Rowling: Vorbild für Frauen
- 40 Panzer für die Ukraine Sechs Gründe,  
warum sie nötig und richtig sind
- 42 Messerland Deutschland  
Höchste Zeit für eine Debatte
- 43 Geiz der Reichen Vielverdienern  
wie Daniel Vasella fehlt die Bodenhaftung
- 44 Was auf dem Maidan wirklich geschah  
Westliche Irrtümer zum Kiewer Massaker
- 45 Tamara Wernli Dieser Typ Mann ist sexy
- 46 Tauben und Falken im Bundeshaus  
Wer sind die Scharfmacherinnen?
- 48 Leserbrief
- 49 Nachrufe  
Tom Verlaine, Hans Rudolf Fuhrer
- 50 Beat Gygi  
Alarm-Geschäftsmodell für Medien

## ERICH MARIA REMARQUE

- 51 Es ging um die ganze Generation  
Der Schöpfer des Anti-Kriegs-Epos  
«Im Westen nichts Neues»
- 55 Stichflamme ins Gemüt  
Furiose Neuverfilmung

## LITERATUR UND KUNST

- 57 Ikone der Woche
- 58 Konrad Duden Er hatte immer  
ein Notizbuch für neue Wörter bei sich
- 60 Bücher der Woche
- 63 Die Sprache
- 64 «Phantom of the Opera»  
Eine Legende dankt ab
- 66 Fernsehen
- 66 Mode Des Politikers neue Kleider
- 67 Ausstellung «Blinde Flecken»
- 68 Pop Rozi Plain
- 68 Film «Close»
- 69 Jazz Aliéksey Vianna Quartet

## LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Frauen
- 72 Thiel Cédric
- 72 Häuser «Chapel of Sound»
- 73 Was macht eigentlich? Marco Cortesi
- 74 Essen und Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten St. Moritz Bobsleigh Club
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Abendessen mit ... Tomer Tal
- 80 Menschen von morgen Jovia Jeyarajah
- 82 Das indiskrete Interview  
Claudia Dahinden, Bestsellerautorin



## VIP-Spezialreise «Motormania e dolce vita» Bologna – Terra dei motori

Willkommen in der Emilia-Romagna, der Heimat von so berühmten Sportwagen und Motorrädern wie Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani! Auf dieser exklusiven Leserreise besuchen wir die legendären Fabriken und Manufakturen. Kulinarische Genüsse machen das italienische Lebensgefühl perfekt.

Wir logieren im 4-Sterne-«Starhotel Excel-sior» im Herzen von Bologna. Gleich nach dem Einchecken begrüsst uns Fabio Lamborghini, der Neffe des legendären Firmengründers Ferruccio Lamborghini, bei einem Aperitif mit Antipasti in seiner Stamm-Trattoria. Nach einem Rundgang durchs Werksmuseum öffnen sich für uns die Türen zum Lamborghini-Privatmuseum. Welch toller Anblick sind die dort ausgestellten Modelle!

Im Stadtteil Borgo besuchen wir am zweiten Tag den leidenschaftlichen Motorradhersteller Ducati. Unterhaltsam wird uns die Geschichte des Unternehmens präsentiert. Anschliessend erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Emotion pur! Nach einer authentischen Parmigiano-Verkostung widmen wir uns der wohl exklusivsten Autoschmiede der Welt: Pagani. Hier wird Mobilität zur Kunst. Gegen Abend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Am dritten Tag sehen wir endlich rot – bei Ferrari in Maranello! Hier schlagen die Herzen

aller Motorsportfans höher. Auf einer Werksrundfahrt und im Museum erleben wir die Geschichte hautnah. Für noch mehr Gänsehaut-Feeling gibt es die Möglichkeit zur Probefahrt im Ferrari F430 auf den Strassen rund um Maranello.

Ein Rundgang durch Bolognas historische Altstadt rundet das unvergessliche Erlebnis ab. Beim gemeinsamen Abendessen lassen wir die Eindrücke Revue passieren.

Detailliertes Reiseprogramm und Anmeldeformular unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub).



### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezialreise «Motormania e dolce vita»

#### Reisetermine:

8. bis 11. Juni 2023 und 5. bis 8. Oktober 2023

#### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Bologna–Zürich
- Luftverkehrssteuer, Flughafen- und Sicherheitsgebühren
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 3 Übernachtungen mit Frühstück
- 1 Abendessen
- 1 Mittagessen
- 1 Abschiedsabendessen
- 1 Aperitif mit Antipasti-Variationen mit Fabio Lamborghini
- 1 Verkostung von typischem Parmigiano auf dem Landgut Panini
- 1 Weinprobe mit anschliessendem Abendessen auf einem Weingut
- Ausflüge und Eintritte gemäss Programm
- Qualifizierte, deutschsprachige Reiseleitung

#### Preise:

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 1795.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2095.–  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 250.–  
Ermässigung bei Eigenanreise: Fr. 250.–  
Ferrari-Probefahrt: Fr. 150.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an [info@mondial-tours.ch](mailto:info@mondial-tours.ch)

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Zahlen können lügen

Der Bund hat über Nacht die Erhebung der Todesursachen verändert. Resultat: Man kann den Statistiken nicht mehr trauen.

Stefan Millius

Am 26. Januar 2023 legte sich Bundespräsident Alain Berset für das jüngste Steckenpferd der Schweiz ins Zeug. Er lancierte das «Project Rosling». Dank diesem will der Bund zusammen mit Partnern das Potenzial von Daten und Statistiken künftig besser nutzen. Das Bundesamt für Statistik schrieb in einer Medienmitteilung dazu: «Für politische, wirtschaftliche oder persönliche Entscheidungen braucht es Fakten.»

Dasselbe Bundesamt bewies im letzten Jahr zusammen mit dem Bundesamt für Gesundheit allerdings, wie Daten und Statistiken auch für eigene Zwecke missbraucht werden können. Drei Jahre lang waren Bundesrat und Behörden bemüht, die Botschaft zu vermitteln, dass Covid-19 eine tödliche Gefahr für die Allgemeinheit sei. Dazu brauchten sie eine möglichst hohe Zahl an Opfern. Geschafft haben sie dies, indem sie an der Methodik zur Erhebung von Todesursachen schraubten.

## Heimlich Definitionen gestrichen

Am 2. März 2022 reichte die Luzerner Nationalrätin Yvette Estermann (SVP) eine Interpellation mit dem Titel «Todesursachenstatistik» ein. Ihr war aufgefallen, dass die gemeldeten Zahlen der Corona-Opfer zweifelhaft waren. In einem Zeitraum, in dem angeblich 1469 Leute ursächlich an Covid-19 gestorben waren, «verschwanden» gleichzeitig 1541 Todesfälle bei anderen Haupt-

*Bald weiss aber niemand mehr, wie tödlich Krebs ist – weil an der Statistik geschraubt wurde.*

todesursachen. Die Zahl der Verstorbenen aufgrund von bösartigen Tumoren, Diabetes oder Versagen von Kreislaufsystem und Atmungsorganen sank massiv.

Wurden die Opfer dieser Krankheiten nun einfach als an Covid-19 Gestorbene gezählt, weil sie positiv getestet worden waren? Das wäre damals

nicht zulässig gewesen. In den «Methodischen Erläuterungen» des Bundesamts für Statistik vom März 2021 hiess es: «Wenn eine chronisch kranke Person zusätzlich eine akute Infektion erwirbt, wird die Infektion als weitere Krank-



Aus Diabetesopfern wurden Covid-Tote: Gesundheitsminister Berset.

heit registriert [...], aber in der publizierten Statistik erscheint generell die Grundkrankheit.» Auch die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hält fest, als Todesursache gelte, was «am Anfang der zum Tod führenden Kausalkette lag».

Der Verdacht von Yvette Estermann: Da wurde mit den Zahlen gemauschelt. Sie wollte wissen, wie unabhängig und korrekt die Statistik geführt werden könne, wenn alle Beteiligten – Bundesamt für Gesundheit, Bundesamt für Statistik und Swissmedic – unter dem Dach des Departements des Innern stehen. Die Antwort auf den Vorstoss war schwammig. Aber er löste offenbar hinter den Kulissen Hektik aus.

Nur zwei Monate nach dem Vorstoss geschah Seltsames. Am 16. Mai 2022 wurden die «Methodischen Erläuterungen» zu den Todesursachen plötzlich angepasst. Frühere Definitionen fielen ersatzlos weg. Gestrichen wurde unter anderem dieser Satz: «Covid-19 erscheint vor allem dann als Todesursache, wenn die Person vor der Infizierung durch das Coronavirus

keine wesentliche, als Grundursache zählende Vorerkrankung hatte.»

Um das Verschwinden anderer Todesursachen plausibel zu machen, veränderte man also kurzerhand die Methodik der statistischen Erhebung. Aus Krebs- und Diabetesopfern wurden Covid-19-Tote, was nach den früheren Regeln nicht so einfach möglich gewesen wäre. Ob das auf Veranlassung von Departementsvorsteher Alain Berset erfolgt war, ist offen. Davon gewusst haben dürfte er aber. Immerhin war dem Ganzen ein politischer Vorstoss vorausgegangen, der sein Departement betraf.

## Langzeitvergleich verunmöglicht

Der Kunstgriff hatte weitreichende Auswirkungen, weil er viele Fälle betraf. Das Bundesamt für Gesundheit hielt Ende 2021 fest, dass rund 98 Prozent aller auf Covid-19 positiv getesteten Verstorbenen unter mindestens einer Vorerkrankung gelitten hatten. Noch vor einem Jahr wäre es nicht zulässig gewesen, sie ein-

fach alle als Corona-Tote zu registrieren. Denn viele dieser Menschen wären kaum allein am Virus gestorben. Ihre Grundkrankheit stand am Anfang der Kette der Ereignisse, das Virus schwächte sie zusätzlich.

Der Eingriff in die Methodik könnte sich langfristig rächen. Die Statistik der Todesursachen soll es dem Staat ermöglichen, negative Trends frühzeitig zu erkennen und Gegensteuer zu geben, beispielsweise mit Prävention oder einem Ausbau der Behandlungskapazitäten. Bald weiss aber niemand mehr exakt, wie tödlich Krebs oder Diabetes sind – weil an der Statistik geschraubt wurde.

Der Arzt Christoph Junker, beim BAG lange für das Thema zuständig, hielt im März 2021 fest: «Die Methodik zur Erstellung der Todesursachenstatistik muss über die Jahre gleich bleiben, denn nur so ist die Langzeitvergleichbarkeit gewährleistet.» Junker trat im selben Jahr in den Ruhestand. Kaum war er weg, wurde seine eiserne Regel gebrochen.



# Lieber Peter Lauener

Hätte ich eine Kommunikationsfirma oder einen Exekutivposten beim Bund, würde ich Sie sofort als Sprecher anstellen: Sie sind wasserdicht. Lassen sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Und darauf kommt es bei Informationschefs an.

Dass Sie auch im grössten Schlamassel standfest bleiben, loyal zu den Chefs, selbst wenn diese Sie entlassen haben. Sie tragen heute eine enorme Last: Von Ihnen allein hängt das Schicksal von Bundesrat Alain Berset ab. Machen Sie nur eine kleine Bemerkung in der Richtung, dass Berset von Ihrem intensiven Mailwechsel mit dem Ringier-CEO gewusst habe, so bedeutete dies für Berset «das Ende der Fahnenstange», wie es Oswald Sigg, der langjährige Sprecher diverser Bundesräte, ausgedrückt hat.

Allerdings teile ich nicht seine Meinung, dass es «etwas vom Schlimmsten» sei, wenn «der Eindruck von Klüngelei von Politik und Medien» entstehe. Da müsste man dem Gedäch-



*Eine weltweite Ausnahme:*  
Kommunikations-Profi Lauener.

nis des guten Sigg ein bisschen nachhelfen, denn er wurde sehr wohl Zeuge von intensiver Klüngelei zwischen seinen Chefs und einzelnen Medienleuten.

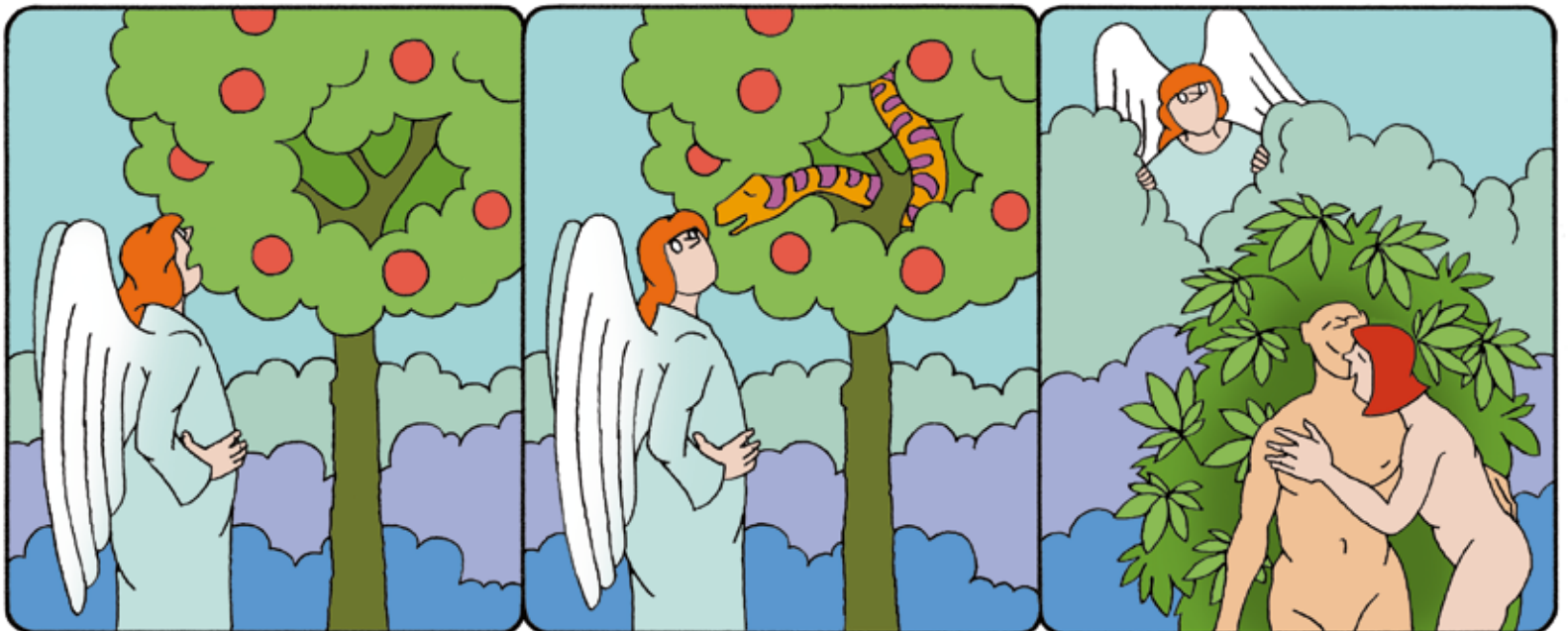
Klüngelei gehört nun mal zum Geschäft, bei Politikern wie bei Journalisten. Und die ist in der Schweiz eher harmlos. Die Medien-

konzerne gehören nicht wie in Frankreich den Milliardären der Luxus-, Waffen- und Telefonie-Industrie, die dem Staat ihre Ware verkaufen wollen und deshalb die Inhalte ihrer Medien scharf beobachten, sondern immer noch ein paar Familien, die völlig unabhängig operieren. Eine weltweite Ausnahme eigentlich. Vielleicht hat auch Sigg einfach «nichts gewusst», wie man heute im Zusammenhang mit dem, was viele schon für eine Staatskrise halten, am besten sagt.

Nun, für Sie sehe ich eine blühende Zukunft: Wenn Sie dichthalten, kommen schon bald interessante Job-Offerten. Ihr Mailverkehr mit dem Ringier-Boss wird Ihnen künftig als lässliche Sünde verziehen. Aber nur ohne Beichte.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Wolfgang J. Hummel



**D**u Feigling! Was machst du hier?», ruft die ukrainische Grossmutter. «Schämst du dich nicht? Du Verräter!», ruft eine andere dem gleichen jungen Mann von rund 25 Jahren zu. Der junge Mann ist ebenfalls Ukrainer, aber die Beschimpfung trifft ihn nicht im Hinterland der ukrainischen Front und auch nicht irgendwo in der Ukraine, sondern in Berlin, im Ankunftszentrum für ukrainische Flüchtlinge. Szenen wie diese sind nicht selten im Ankunftszentrum am ehemaligen Flughafen Berlin-Tegel, bei dem sich seit Ende Februar 2022 rund 360 000 Ukrainer registrieren liessen.

Bereits am Tag des Einmarsches hatte Präsident Selenskyj die allgemeine Mobilmachung verkündet. In der Folge durften männliche Staatsbürger im Alter von achtzehn bis sechzig Jahren die Ukraine nicht mehr verlassen. Bis zu fünf Jahre Haft drohen jenen, die der Einberufung nicht folgen.

Keine Frage: Die grosse Mehrheit der ukrainischen Flüchtlinge sind Mütter, Kinder und Grossmütter. Doch ganz selten sind ukrainische Männer auch nicht. Da sind zum einen jene, die der Einberufung «irgendwie» zu entgehen wussten, und zum anderen diejenigen, die es mit Geldzahlungen erreicht haben, nicht eingezogen zu werden. Selbstbewusst steuern manche dieser «Biznesmen» ihr Hyundai-, Mercedes- oder Audi-SUV bis zur Zufahrtsstrasse zum ehemaligen Terminal.

Offiziell ausgenommen vom Wehrdienst sind Familienväter mit drei und mehr Kindern. Freudig berichtet mir Oksana, sie habe für ihre beiden Kinder einen Platz in einer Berliner Schulklasse gefunden. Besorgt frage ich nach ihrem Mann. «Der ist auch in Ber-

lin. Er arbeitet schon als Hausmeister», so die Antwort. Ich bin erstaunt: «Musste er denn nicht zur Armee?» – «Nein. Wenn man ein behindertes Kind hat, dann nicht.» Ich bin betroffen und drücke mein Bedauern aus. «Nein, Kind gut. Alles gut. Alles gesund. Attest», beruhigt mich Oksana.

Desertierende ukrainische Männer passen nicht ins Bild der ukrainischen Propaganda. Deserteure gibt es nur auf russischer Seite. Nur junge Russen setzen sich ins Ausland ab. Ukrainer kämpfen für die Freiheit. Deren Streitkräfte

*Im Gespräch mit Deserteuren zeigt sich: Nicht wenige haben Verwandte dort, wo nun die «andere Seite» ist.*

sind modern, demokratisch, eigentlich heute schon wie Nato-Truppen. Nur die jungen Russen sind Kanonenfutter. Dieses Bild ist nicht nur für die Stärkung des Durchhaltewillens der ukrainischen Bevölkerung notwendig. Mindestens gleich wichtig ist es für die Aufrechterhaltung und Aufstockung westlicher Waffenlieferungen. Westliche Medien übernehmen die ukrainische Propaganda ungefiltert.

Im Gespräch mit ukrainischen Deserteuren zeigt sich schnell: Nicht wenige haben nicht nur Freunde und Bekannte, sondern Verwandte dort, wo mittlerweile die «andere Seite» ist. Wer in Lwiw, in Kiew, ja selbst in Odessa aufwuchs, der fühlt sich im Westen, in Warschau heimischer als in Luhansk oder Donezk. Manche waren schon mehrfach in Berlin, aber noch nie im Donbass. Und die Krim? Wer Urlaub machen wollte, für den lag schon vor der russischen Besetzung 2014 die Türkei näher als die Krim. Die Krim zurückerobern? Wieso? Hinzu kommt für

die meisten: Kann man eine Sache verraten, mit der man einfach nichts zu tun haben will? Fahnenflucht? Was ist das? Der russische Gegner ist eine GPS-Koordinate, die von einer Drohne oder einem amerikanischen Satelliten übermittelt wurde.

**A**rmeeführung und auch Präsident Selenskyj zeichnen indes weiter täglich das Bild hochmotivierter, siegreicher ukrainischer Streitkräfte. Die Opferzahlen bleiben ein Tabu. In einer seltenen Stellungnahme sprach ein Berater Selenskyjs am 1. Dezember 2022 von «bis zu 13 000 getöteten ukrainischen Soldaten seit dem 24. Februar 2022». Im Juni sprach Selenskyj von «60 bis 100 toten Soldaten und 500 Verwundeten täglich». General Mark Milley, Vorsitzender des Generalstabs der US-Streitkräfte, ging im November 2022 von 100 000 getöteten und verwundeten Soldaten aus. Auf beiden Seiten.

Der ukrainische Generalstab hat die Stimmung in der Truppe erkannt: Am 13. Dezember wurde das Gesetz 8271 im ukrainischen Parlament durchgepeitscht, das mit drastische Strafen Disziplin erzwingen soll. Wer Befehle nicht befolgt, seine Einheit oder gar seine Position verlässt, soll künftig mindestens fünf Jahre und in schweren Fällen bis zehn Jahre ins Gefängnis, bei Desertion unter feindlichem Beschuss bis zu zwölf Jahre.

Selenskyj und seine Berater wissen: Wenn sich das Bild der ukrainischen Freiheitskämpfer nicht mehr aufrechterhalten lässt, gerät auch die westliche Militärhilfe ins Wanken.

Wolfgang J. Hummel ist Jurist beim Berliner Senat und Oberfähnrich der Reserve. Er kennt die Ukraine und Russland aus beruflichen Zusammenhängen.



# Windräder per Notrecht

Nach der Solar-Offensive will das Parlament die Mitsprache der Stimmbürger auch bei der Wind-Offensive aushebeln. Wer stoppt den Wahnsinn?

**W**ährend die halbe Schweiz in den vergangenen Wochen den Fokus auf die «Corona-Leaks»-Affäre von Bundesrat Alain Berset (SP) richtete, beschloss die Energiekommission (Urek) des Nationalrates fernab der Scheinwerfer neue Regeln für die rasche Realisierung unzähliger Windparks, die in der Schweiz erst noch stark umstritten sind. Die Mehrheit der Urek will sodann straffere Genehmigungsverfahren, damit rasch eine zusätzliche Jahresproduktion von einer Terawattstunde erneuerbarer Elektrizität bereitstehe. In der Frühlingsession des Parlamentes soll dieser Entscheid dann auch noch im Eiltempo durch National- und Ständerat gepeitscht werden.

Eine Terawattstunde entspricht etwa einem Drittel der Produktionsleistung des früheren Kernkraftwerkes Mühleberg. Für den Bau der dafür notwendigen Windmühlen braucht es die Fläche von der Grösse des Luganersees – und hier fangen die Probleme an. Windparks produzieren nicht bloss Strom, sie entfesseln regelmässig auch politische Stürme, weil niemand diese Windmaschinen vor seiner Haustüre will.

## Gegner wurden nicht angehört

Trotzdem planen die Windmacher im Parlament eine Offensive mit dem Brecheisen. Obwohl es dabei um gravierende Eingriffe in die Landschaft geht und der Widerstand gegen die einzelnen Projekte heftig auszufallen droht, verzichtete die Kommission auf eine Vernehmlassung. Damit es schneller geht, wurden lediglich die Kantone und ein paar erlesene Verbände zur Anhörung nach Bern geladen. Die schärfsten Kritiker, die Vertreter der Organisation Freie Landschaft Schweiz, erhielten kein Aufgebot. Kommissionspräsident Jacques Bourgeois (FDP) begründete diesen Schönheitsfehler gegenüber dem *Tages-Anzeiger* mit dem lapidaren Satz, die Kommission habe dies nicht gewollt. Abgeblockt wurde auch eine Forderung der SVP, für solche Projekte zwingend eine Abstimmung auf kommunaler Ebene vorzusehen, wenn im Gegenzug die Verfahren gestrafft werden sollten. Das geschah nicht ohne Hintergedanken. Kommen Windparks in Gemeinden zur Abstimmung,



*Kein Wind, nur politische Stürme.*

endet das häufig mit einer Niederlage der Windpark-Promotoren, wie zum Beispiel im November 2021 in der Luzerner Gemeinde Rickenbach.

Dort musste die Mitte-Nationalrätin Priska Wismer-Felder mit dem von ihr und ihrem Ehemann initiierten Windpark auf dem Stierenberg eine Schlappe hinnehmen. Noch geben Wismer und ihre Mitstreiter das Projekt nicht auf. Trat die Vizepräsidentin des Windkraftverbandes Suisse Eole wegen dieser privaten Geschäfte bei den Beratungen in den Ausstand, wie ihr Urek-Mitglieder nahelegten? Natürlich nicht. Ihr Projekt sei von der neuen Regelung nicht betroffen, gab sie offenbar trotzig zu verstehen.

Ausser den sechs Vertretern der SVP und Mitte-Nationalrat Nicolo Paganini (SG), dem Präsidenten des Schweizer Tourismus-Verbandes, der um die Attraktivität des Tourismuslandes Schweiz fürchtet, stimmten alle Kommissionsmitglieder für schlankere Verfahren und weniger Demokratie bei der Bewilligung von Windrädern. Angefangen bei Urek-Präsident Bourgeois. Er ist zwar für schärfere Strafen beim Wegwerfen von Abfällen in die Umwelt und ein Verfechter der Biodiversität. Dass zum Bau von Windrädern Felder zubetoniert und breite Schneisen in den Wald geschlagen werden, stört ihn weniger.

Die Grünen bekämpften in der Vergangenheit mit grossem Engagement neue Skigebiete, sie sträubten sich gegen Hochgebirgslandeplätze für Helis und sind gegen neue Fussballstadion und Grossüberbauungen. Aber gegen Windkraftanlagen auf jedem Hügel haben sie keine fundamentalen Einwände. Der Walliser Grüne Christophe Clivaz wurstelt sich hier mit der «Arafat-Doktrin» durch. Der legendäre Palästinenserführer sprach auf Englisch von Frieden und auf Arabisch von Krieg. Auf Clivaz umgemünzt, bedeutet dies: In Bern hilft er der Kommissionsmehrheit, während er sich im Wallis kritisch über die Windoffensive auslässt.

## Ineffizienz bestehender Windräder

«In Finnland unterstützen die Grünen AKW, weil sie diese für effizienter und ökologischer halten als Windparks», sagt SVP-Nationalrat Christian Imark. «Dabei wären die Produktionsbedingungen dort für Windenergie wahrscheinlich besser als in der Schweiz.» Aber man konnte das schon bei der Beratung über grosse Solaranlagen in hochalpinen Regionen beobachten. Wenn ein Projekt zusätzlichen Winterstrom verspricht, bei dem es in den kommenden Jahren knapp werden soll, weil wir mit dem Verzicht auf Atomstrom und fossile Energieträger eine künstliche Verknappung schaffen, ist jedes unsinnige Projekt salonfähig.

Die Schweiz ist kein Windland. Daran ändert auch eine im Auftrag des Energiedepartementes zu Propagandazwecken erstellte Studie nichts, die ein grosses Potenzial für Windenergie sieht. Die Ineffizienz bestehender Windräder ist deutlich: Verglichen mit einem AKW, das bei konstanter Leistung laufend Strom herstellt, produziert Windkraft unregelmässig Energie und eben nur dann, wenn der Wind weht.

Das macht das Management der Übertragungsnetze noch komplizierter und zwingt uns zum Bau von redundanten Kraftwerken für den Fall, dass die Sonne, wie in diesem Winter, wochenlang kaum scheint oder der Wind nicht kräftig genug bläst. Aber die Windkraft-Fetischisten und Solarlobbyisten wollen uns weismachen, dass kein Weg daran vorbeiführt.

# Supermacht des Unfriedens

Die USA wollen verhindern, dass auf dem eurasischen Doppelkontinent eine Gegenmacht entsteht. Europa muss sich von Amerika emanzipieren, um Frieden und Wohlstand zu sichern.

Stefan Baron

**W**est-)Europa hat Amerika viel zu verdanken: die Befreiung von der Nazi-herrschaft und den Schutz gegen die kommunistische Bedrohung aus dem Osten während des Kalten Krieges. Für Deutschland kommt noch die Hilfe beim Wiederaufbau nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs und bei der Wiedervereinigung hinzu.

Auch wenn die USA dies nicht aus Nächstenliebe, sondern im eigenen Interesse getan haben, macht das ihr Handeln nicht weniger wertvoll. Seine Interessen zu verfolgen, ist das Wesen jeder vernunftgeleiteten Aussenpolitik. «Wir haben weder ewige Verbündete noch immerwährende Feinde», so der berühmte britische Staatsmann Palmerston, «ewig und immerwährend aber sind unsere Interessen. Diese Interessen zu verfolgen, ist unsere Pflicht.»

## Historische Chance vertan

Mehr als vier Jahrzehnte lang fielen Amerikas und Europas Interessen nach dem Krieg weitgehend zusammen. Seit dem Zusammenbruch der Sowjetunion und dem Ende des Kalten Krieges im Jahr 1991 haben sie sich allerdings zunehmend auseinanderentwickelt. Den USA, der einzigen verbliebenen Supermacht, eröffnete sich damals eine historische Chance. Die gigantischen Militärausgaben, mit denen sie die Sowjetunion zugrunde gerüstet hatten, waren

Köln

nicht mehr nötig, es gab keinen Rivalen mehr. Amerika hätte die Friedensdividende einfahren, Schwerter zu Pflugscharen umschmieden, sich auf die Rolle eines Primus inter Pares in der Welt zurückziehen und für mehr Demokratie und Gerechtigkeit zu Hause sorgen können. Washington entschied sich anders. «Macht korrumpiert», so der britische Politiker und Historiker Lord Acton, «absolute Macht korrumpiert absolut.» Monopolen wohnt eine Tendenz zu

## Mit einem Nato-Mitglied Ukraine würden die USA das Schwarze Meer und die Kaukasusregion dominieren.

wachsender Arroganz und Rücksichtslosigkeit inne. Nicht nur in der Wirtschaft, sondern ebenso in der Politik, vor allem der Aussenpolitik.

Hinzu kommt: Im Laufe des Kalten Krieges mit der Sowjetunion war eingetreten, wovon schon Präsident Dwight D. Eisenhower einst gewarnt hatte. Der militärisch-industrielle Komplex war so gross und mächtig geworden, dass er die Aussenpolitik des Landes bestimmen konnte. Der Rüstungs- und Sicherheitssektor hatte sich an die Hunderte Milliarden Dollar Steuergelder jährlich gewöhnt und wollte nicht mehr auf sie verzichten. Abrüstung und Frieden mussten deshalb verhindert werden. Ersatz für die sowjetische Gefahr musste her. In Gestalt des Russland von Wladimir Putin, des Terrorismus von al-Qaida, des Mullah-Regimes im Iran und schliesslich vor allem des aufstrebenden China ward das bald gefunden: Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs, so rechnete der wissenschaftliche Dienst des US-Kongresses schon 2018 vor, haben die USA ihre Streitkräfte 152 Mal im Ausland eingesetzt. Nach dem Terroranschlag auf das World Trade Center in New York am 11. September 2001 liessen die USA die letzten Hemmungen fallen. In ihrer Aussenpolitik herrschte mehr und mehr das offene Faustrecht. Aus den vielproklamierten «Werten des Westens» wurden die Werte des Westerns.

In seinem Buch mit dem Titel «The Jungle Grows Back» vergleicht der einflussreiche neo-

konservative Politikberater und *Regime Change*-Propagandist Robert Kagan die Welt mit einem «Garten», der «durch die Kräfte der Natur stets bedroht» sei und den zu erhalten einen «ständigen Kampf gegen Ranken und Unkraut» erfordere. Amerika sieht er offenbar als Gärtner im Garten Gottes, als Vertreter des Allmächtigen auf dieser Erde.

Wer die Welt und die Bestimmung seines Landes so sieht wie Kagan – und das ist die Mehrheit in den politischen Kreisen der USA –, fühlt sich dazu verpflichtet, einen Dauerkrieg gegen den «Dschungel» zu führen. Der denkt selbstverständlich auch gar nicht daran, die Nato aufzulösen, nur weil der kommunistische Ostblock nicht mehr existiert, zur Verteidigung gegen dessen expansive Absichten sie einmal gegründet worden war. Er weitet stattdessen den Zuständigkeitsbereich des Gärtners aus.

## Vom Warschauer Pakt zur Nato

Statt nach dem Zerfall des Ostblocks dabei zu helfen, Russland in eine gesamteuropäische Sicherheitsstruktur einzubinden, auch ökonomisch enger an Europa anzukoppeln und so den Kontinent nachhaltig zu befrieden, hat Washington dies absichtsvoll hintertrieben. Aus Gesprächsprotokollen und Memoranden der Jahre 1990/91 des Nationalen Sicherheitsarchivs geht eindeutig hervor, dass Amerikas führende Politiker den gutgläubigen sowjetischen Staatschef Michail Gorbatschow bei den Verhandlungen über die Wiedervereinigung Deutschlands gezielt hinter das Licht führten. Nach einigen Jahren des Stillhaltens brachen sie ihr Versprechen, die Nato nicht nach Osten auszudehnen. Das Verteidigungsbündnis rückte bis an die russische Grenze vor. Von den heute dreissig Nato-Mitgliedern gehörte rund ein Dutzend einst dem gegnerischen Lager des mit der Sowjetunion aufgelösten Warschauer Pakts an.

Die Vorherrschaft einer anderen Macht über den Doppelkontinent Eurasien zu verhindern, ist seit langem die zentrale aussenpolitische Maxime der ersten Weltmacht, die nicht aus Eurasien kommt. «Auf dem gesamten Gebiet der früheren Sowjetunion und in Eurasien US-







*Dauerkrieg gegen den Dschungel.*

freundliche Regime zu erzwingen oder zu installieren», so hat bereits der einstige Verteidigungsminister Donald Rumsfeld das geopolitische Ziel der USA beschrieben, «full spectrum dominance» in der Sprache des Pentagons. Für die USA sei es absolut «zwingend», dafür zu sorgen, so der amerikanische Geostratege Zbigniew Brzezinski in seinem 1997 erschienenen Klassiker «The Grand Chessboard», dass «kein Staat oder eine Kombination von Staaten» es schaffe, Eurasien «zu dominieren und damit auch die USA als erste wirklich globale Macht herauszufordern».

Dies impliziert, China, Russland und die EU (besonders Deutschland) möglichst auf Distanz zueinander zu halten und ihre Macht einzudämmen. Schon die Gründung der Nato 1949 hatte laut Lord Ismay, dem ersten Generalsekretär des Bündnisses, den Zweck, «die Amerikaner drin, die Russen draussen» zu halten und die Deutschen als stärkste Wirtschaftsmacht Europas politisch und militärisch «kleinzuhalten».

Ultimatives Ziel der Nato-Erweiterung nach Osten ist die Ukraine. «Ohne die Ukraine», so Brzezinski, könne Russland in Europa keine Rolle mehr spielen. Die regierungsnahen Rand Corporation sieht in dem Land «Russlands grössten äusseren Schwachpunkt». Mit einem Nato-Mitglied Ukraine würden die USA das

Schwarze Meer und die ölfreiche Kaukasusregion dominieren; Moskau wäre mit Raketen in nur wenigen Minuten zu treffen, seine Fähigkeit zum Gegenschlag bei einem atomaren Angriff ginge verloren – eine existenzielle Bedrohung für Russland –, vergleichbar der Stationierung von russischen Atomraketen auf Kuba, die die Welt 1962 an den Rand der Vernichtung führte.

#### **Rebellion im Donbass und auf der Krim**

Nach dem Beitritt Polens und der baltischen Staaten visierte Washington denn auch systematisch die Ukraine an. Mit Milliarden Dollar unterstützte es russlandfeindliche Kräfte in dem Land. Als diese 2014 die demokratisch gewählte, aber als zu Moskau-freundlich empfundene Regierung Janukowytsch gewaltsam stürzten, halfen die USA tatkräftig mit. Nachdem daraufhin wiederum die überwiegend russischstämmige Bevölkerung im Donbass und auf der Krim rebellierte und sich nun mit tätiger Hilfe Moskaus von der neuen Regierung in Kiew lossagte, erklärte Washington die «Annexion» der Krim und die «Landnahme» im Donbass als «Bedrohung für die euroatlantische Sicherheit». Gemeinsam mit der EU verhängte es Wirtschaftssanktionen gegen Russland, die Nato verstärkte ihre Präsenz in Osteuropa und rüstete die Streitkräfte der Ukraine massiv auf. Zugleich begann Kiew einen blutigen Bürgerkrieg zur Rück-

oberung der abtrünnigen Landesteile. Moskau sah sich zunehmend in die Enge getrieben und liess Ende Februar 2022 schliesslich ohne Rücksicht auf das Völkerrecht seine Truppen in die Ukraine einmarschieren, um in Kiew seinerseits einen Regimewechsel herbeizuführen.

Der Krieg in der Ukraine löste wie zuvor schon die amerikanischen Kriege im Nahen und Mittleren Osten eine riesige Fluchtwelle in Richtung Europa aus; die Wirtschaftssanktionen und Handelsbeschränkungen Washingtons gegen Russland, China, den Iran und zahlreiche andere Länder bedrohen die Globalisierung und haben vor allem für Europa und speziell für Deutschland negative wirtschaftliche und politische Folgen. Amerika verfolgt seine imperialen Interessen ohne Rücksicht auf die Interessen Dritter, darunter auch jene seiner eigenen Verbündeten.

#### *Nach dem Beitritt Polens und des Baltikums visierte Washington systematisch die Ukraine an.*

Die Folge: Washington gilt rund um die Welt zunehmend als grösste Bedrohung für Wohlstand und Frieden. Zu dieser Entfremdung trägt auch der innere Zerfall der USA bei. Das Land der Freiheit, Chancengleichheit und Demokratie ist zu einer Plutokratie verkommen,





*Epische Rivalität:* Joe Biden und Xi Jinping (l.), 14. November 2022.

der Rechtsstaat weist tiefe Risse auf. Die Verschuldung explodiert, Produktivität und Zukunftschancen schwinden, die Mittelschicht schmilzt dahin, der Mythos vom «Land der unbegrenzten Möglichkeiten» ist verblasst. Soziale Ungleichheit und Rassismus wuchern, die Gesellschaft war seit dem Bürgerkrieg nicht mehr so gespalten. Das Motto der Vereinigten Staaten, «E pluribus unum», scheint auf den Kopf gestellt. Kurz: Amerika ist nur noch ein Schatten von einst.

### Europas Interessen als Kollateralschaden

Parallel zum Niedergang der USA verlagerte sich die ökonomische Dynamik in der Welt zunehmend nach Asien, besonders nach China. Nicht zuletzt, weil Amerika in immer neuen Kriegen Billionen Dollar verschwendete und sich selbst schwächte, droht ihm China schon bald den Rang der grössten Volkswirtschaft der Welt abzulaufen. Washington sieht seine Hegemonialstellung bedroht und wehrt sich mit allen Mitteln dagegen – politisch, wirtschaftlich und militärisch. Dazu gehört auch der Stellvertreterkrieg mit Moskau in der Ukraine. Er soll Russland und damit zugleich das Bündnis mit China entscheidend schwächen. Europas Interessen drohen bei alledem als Kollateralschaden unter die Räder zu kommen.

Ob die Rivalität zwischen den USA und China (und damit verbunden zwischen Amerika und Russland, dem Iran und anderen Ländern) Europa politisch schadet, ärmer macht, in einen neuen kalten und am Ende vielleicht sogar heissen Krieg hineinzieht, hängt nicht zuletzt davon ab, wie Europa selbst sich verhält.

Die EU hat rund 450 Millionen Einwohner und bringt wirtschaftlich etwa so viel Gewicht

auf die Waage wie die USA und China. Mit der Europäischen Union, dem grössten transnationalen Gebilde der Weltgeschichte, ist zugleich auch deren grösstes Friedenswerk entstanden. Europa denkt nicht mehr, zumindest nicht mehr vorrangig, in traditionellen Macht- und Vormachtkategorien, hegt keine hegemonialen Absichten. Damit ist es wie niemand sonst für die Rolle eines Brückenbauers und für die Lösung der grossen, vorwiegend transnationalen Probleme der heutigen Welt vorbereitet.

Wenn überhaupt jemand, kann nur Europa Amerika davon überzeugen, dass es kein natürliches Recht auf eine ewige Hegemonialstellung gibt und es nicht nur für die Menschheit insgesamt, sondern auch für es selbst besser ist, den geordneten Rückzug anzutreten, den Übergang

### *Historisch betrachtet wäre eine Hinwendung Europas nach Asien eine Rückkehr zur Normalität.*

zu einer multipolaren Weltordnung aktiv mitzugestalten und so das Ende der Globalisierung, einen enormen Wohlstandsverlust sowie einen Kalten Krieg 2.0 oder gar Dritten Weltkrieg zu verhindern.

Um eine solche welthistorische Vermittlerrolle übernehmen zu können, muss Europa sich aber zuerst vom Gängelband Amerikas lösen. Mit einer ebenso klugen wie prinzipientreuen Fernostpolitik analog zur seinerzeitigen deutschen Ostpolitik Willy Brandts könnte Europa einen neuen kalten Krieg oder Schiesskrieg zwischen dem Westen und China sowie Russland verhindern. «Unsere Zukunft wird mehr von unserer Position im Pazifikraum gegenüber

China bestimmt als von unserer Position im atlantischen Raum gegenüber Europa.» So hatte US-Präsident Barack Obama seinerzeit Washingtons Schwenk nach Asien und China begründet. Wie die USA mit ihrem «Pivot to Asia» den Schwerpunkt ihrer Aussenpolitik von Europa nach Asien verlagert haben, so muss auch Europa seine Aufmerksamkeit von der traditionellen transatlantischen Verbindung weg und stärker auf diesen Kontinent richten. Anders als Amerika allerdings nicht in der Absicht, Chinas weiteren Aufstieg zu bremsen oder zu verhindern, sondern, um diesen möglichst optimal für sich selbst, seinen Wohlstand, Zusammenhalt und seine Autonomie sowie den Frieden in der Welt zu nutzen. Historisch betrachtet wäre eine stärkere Hinwendung Europas nach Asien ohnehin nur eine Rückkehr zur Normalität. Bis vor etwa 200 Jahren lag der Schwerpunkt von Weltwirtschaft und Weltpolitik immer in Eurasien.

### Strategischer Freiraum

Die Chancen einer solchen Re-Fokussierung überwiegen die Risiken bei weitem. Nach dem Zweiten Weltkrieg musste das freie und demokratische Europa sich gegen Expansionsgelüste des benachbarten kommunistischen Sowjetblocks verteidigen und war dazu auf den militärischen Beistand Amerikas angewiesen. Von dem fernen China hat es heute ausser einer verschärften wirtschaftlichen Konkurrenz nichts zu befürchten. Das verschafft ihm strategischen Freiraum und Einflusspotenzial, gegenüber Washington wie auch gegenüber Peking: Für einen kalten Krieg mit China sind die USA auf Europa angewiesen. China wiederum kann ohne die Kooperation der Europäer sein Hauptziel nicht erreichen, Eurasien wieder zum Zentrum der Weltwirtschaft und Weltpolitik zu machen.

Eine strategische Kooperation insbesondere bei der Initiative «Neue Seidenstrasse» würde Europa (und vor allem dem industriestarken Deutschland) gerade nach den in der Corona-Krise und dem Ukraine-Krieg entstandenen schweren Schäden sowohl beträchtliches neues Wachstumspotenzial verschaffen als auch das Problem der Massenmigration aus Asien und Afrika entschärfen und so die Gemeinschaft stabilisieren.

Die Emanzipation von Amerika und die Übernahme einer Brückenfunktion zwischen West und Ost sowie einer führenden Rolle bei der Herausbildung einer friedlichen multipolaren Weltordnung böten zudem eine kraftvolle Erzählung, die vor allem die Jugend auf diesem Kontinent neu für das europäische Projekt begeistern könnte. Allein schon die angestrebte Vorreiterrolle der EU bei der Abwehr des befürchteten ökologischen Armageddon bedingt eine solche Emanzipation. Denn durch ihren hohen Öl- und Benzinverbrauch, ihre starke eigene Öl- und Gasförderindustrie und auch die



Bedeutung des Petrodollars für ihren Lebensstandard und ihre Vormachtstellung sind die USA mit fossilen Brennstoffen in besonderer Weise verbunden. Ein kalter Krieg mit China (und Russland) würde den Kampf gegen den Klimawandel von vornherein zum Scheitern verurteilen.

### Rolle des Hilfssheriffs?

Europas Interessen decken sich weder mit denen der USA noch mit denen Chinas. Wir müssen uns deshalb auch nicht zwischen diesen beiden Mächten entscheiden, wie manche meinen, sondern vielmehr einen dritten, unseren eigenen Weg wählen. Die Frage lautet nicht: Amerika oder China? Sondern: Findet Europa sich weiter mit der «demokratischen Aporie» ab, wie Frankreichs Staatspräsident Emmanuel Macron einmal den Zustand nannte, dass Europas gewählte Politiker im Zweifel nur zuschauen können, wie andere jenseits des Atlantiks über das Schicksal ihrer Völker entscheiden? Begnügt Europa sich weiter mit der Rolle des Hilfssheriffs in einer ungleichen atlantischen Allianz? Oder emanzipiert es sich vom grossen Bruder, verschafft sich geostrategische Autonomie und verfolgt konsequent seine eigenen Interessen, um seinen

### *Sich aus den Armen des grossen Bruders USA zu befreien, heisst nicht, sich China in die Arme zu werfen.*

Wohlstand und Zusammenhalt, seine Werte, seine Identität und eine führende Rolle in der Welt zu sichern?

Sich von den USA zu emanzipieren, bedeutet nicht, die Pax Americana, die zuletzt kaum noch etwas Friedliches an sich hatte, durch eine Pax Sinica zu ersetzen. Sich aus den Armen des grossen Bruders USA zu befreien, heisst nicht, sich China in die Arme zu werfen. Dies wäre doppelt widersinnig. Denn China teilt unsere Vorstellungen von Demokratie, Rechtsstaat und Menschenrechten anders als die USA nicht einmal auf dem Papier. Und das wird zumindest auf absehbare Zeit auch so bleiben. Sich dem Aufstieg Chinas nicht entgegenzustellen und mit ihm, wo immer auch zum eigenen Vorteil möglich, zusammenzuarbeiten, heisst nicht, die bestehenden systemischen Gegensätze zu ignorieren.

Es bedeutet nur, die Kultur und die Ideale des Westens nicht auf die gesamte Welt zu projizieren, andere Zivilisationen mit anderer Geschichte, anderen Wertvorstellungen und einem anderen Entwicklungsstand zu respektieren und sie nicht mit Gewalt, sondern durch konsequentes Vorleben der eigenen Werte von deren Überlegenheit überzeugen zu wollen. Wer an die Universalität der Menschenrechte glaubt, der muss auch daran glauben, dass diese sich früher oder später überall durchsetzen werden.

Wer an die Demokratie glaubt, muss Mitsprache nicht nur auf nationaler, sondern auch auf internationaler Ebene erlauben. Demokratie, Rechtsstaat und Schutz der Menschenrechte gedeihen durch kritisch-konstruktive Zusammenarbeit eher als durch eine Politik der Konfrontation, des Regimewechsels, kalter oder heisser Kriege.

So wie Amerika sich entwickelt hat, vermag es die «Werte des Westens» inzwischen nicht mehr glaubhaft zu vertreten. Als Alibi für Hegemonialstreben benutzt und anderen Staaten gewaltsam übergestülpt, haben diese rund um die Welt schon jetzt stark an Attraktivität verloren. Ein von den USA unabhängiges Europa, das diese Werte auch im internationalen Umgang miteinander exemplarisch vorlebt und auf ihre Strahlkraft im friedlichen Wettstreit der Systeme vertraut, vermag ihnen wieder neue Geltung zu verschaffen. Im politischen, wirtschaftlichen und militärischen Schlepptau der USA kann sich Europa dagegen nicht mehr mit der nötigen Überzeugungskraft als Brückenbauer, Hort des Friedens und der Freiheit präsentieren.

Wer fürchtet, ein unabhängiger Weg, der sich auf die Prinzipien der friedlichen Koexistenz und konsistenten Einhaltung des Völkerrechts stützt, könnte Europa am Ende zu einer Kolonie Pekings werden lassen, verkennt nicht nur die Entwicklung Chinas und seine geopolitischen Absichten, er hat unseren Kontinent offenbar bereits abgeschrieben und kann ihn sich nur noch als Wurmfortsatz Amerikas vorstellen.

Wenngleich nicht in dem Tempo und Masse, in dem viele in der westlichen Welt sich das wünschen, hat China sich in den zurückliegenden Jahrzehnten in vielfacher Hinsicht dem Westen angenähert und tut dies weiter. In der Ära Mao Zedongs war der ideologische Graben zum Westen breiter und tiefer; Demokratie, Rechtsstaat und Schutz der Menschenrechte fehlten in China damals noch viel mehr als heute. Das Wirtschaftssystem des Landes war ungleich sozialistischer. Im geopolitischen Ringen mit der Sowjetunion hat all das die USA seinerzeit nicht davon abgehalten, mit dem maoistischen Regime in Peking zu kooperieren.

### Amerikas Besinnung auf Adams

Die Emanzipation von Amerika ist keineswegs gleichbedeutend mit Antiamerikanismus. Sie bedeutet vielmehr die Freiheit, die eigenen Interessen verfolgen zu können, Herr des eigenen Schicksals zu sein. Sie ist ein Akt der praktischen Vernunft, ja letztlich sogar der Freundschaft. Die Welt wird «einer Konzentration von hegemonialer Macht in den Händen eines einzigen Staates» auf lange Sicht ohnehin «immer weniger Sympathie entgegenbringen», so selbst der Stratege amerikanischer Machtentfaltung, Zbigniew Brzezinski. Die USA brauchen von ihren Verbündeten in Europa deshalb jetzt das, was sie

selbst «tough love» nennen: eine ebenso konsequente wie wohlmeinende Haltung, die einem anderen dadurch helfen will, dass sie ihn dazu bringt, sich selbst zu helfen, indem er sich zum Besseren ändert.

«Amerikas Marsch ist der Marsch des Geistes, nicht der Eroberung», so der Aussenminister und spätere Präsident John Quincy Adams, Sohn von John Adams, einem der Gründungsväter des Landes und dessen zweiter Präsident, in einer Rede zur Feier des Unabhängigkeitstages. Dadurch dass sie sich in die inneren Angelegenheiten anderer Nationen einmischten, würden die Vereinigten Staaten «ihre eigene Existenzberechtigung zerstören». Denn die Grundmaximen ihrer Politik seien dann nicht mehr «von denen des Imperiums zu unterscheiden, das durch Amerikas Revolution besiegt wurde».

Hunderte Millionen Menschen in aller Welt – und zig Millionen Amerikaner mit ihnen – wünschen sich ein Amerika, das sich auf diese Grundmaximen zurückbesinnt. *Ami go home – to do your homework!*

Stefan Baron ist Autor mehrerer Bestseller. In seinem jüngsten Buch «Ami go home – Eine Neuvermessung der Welt», das 2021 bei Ullstein erschien, mahnte er Europa ein Jahr vor Kriegsausbruch in der Ukraine, sich von den USA zu emanzipieren, wenn es Wohlstand und Frieden auf dem Kontinent bewahren wolle. Der vorliegende Text ist die gekürzte, aktualisierte Einleitung zu diesem Buch.

## Pensionierung

### AHV

Wie hoch ist mein Anspruch?

### Pensionskasse

Rente, Kapital oder beides?

### Hypothek

Soll ich amortisieren?

### Steuern

Wie kann ich sparen?

### Nachlass

Wie sichere ich meine Familie ab?

Kostenlos bestellen:  
[vz.ch.com/merkblatt-pensionierung](http://vz.ch.com/merkblatt-pensionierung)

Mit der Pensionierung ändert sich Ihre finanzielle Situation grundlegend. Was Sie heute entscheiden, bestimmt Ihren Lebensstandard für viele Jahre. Eine unabhängige Beratung beim VZ lohnt sich. Überzeugen Sie sich selbst: Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

[www.vermoegenszentrum.ch](http://www.vermoegenszentrum.ch)

# Aus der Zeit gefallen

Vielleicht verstehe ich deshalb das ganze neue Mindsetting nicht.



*Ich bin ein Cis-Mensch.*

**M**ag schon sein, dass man im Alter weiser wird, gelassener und grosszügiger im Denken, gelegentlich zumindest, phasenweise. Der Weg zur Weisheit ist kein leichter, er führt über all die Enttäuschungen, die man durchlitten hat, ein bisschen auch über das Glück, das man erfahren hat, und dann sind da diese kleinen und grossen Verletzungen, die Narben verursacht haben an der Seele und am Weltbild.

David Bowie kommt mir in den Sinn, als er in einem seiner letzten Interviews sagte, dass es ziemlich schade sei, dass er jetzt gehen müsse, jetzt, wo er das Gefühl habe, ein klein bisschen vom Leben begriffen zu haben. Ich glaube, ich bin in jenem Alter, in dem ich in der möglichen Kindheit des alten weissen Mannes stehe. Ich bin privilegiert, erlebe kaum Diskriminierung ausser durch mich selbst. Vielleicht werde ich mal einer jener Typen, die zu Frauen weiterhin Baby sagen, #MeToo für einen Ausrutscher halten und so tun, als sei die männliche Dominanz so selbstverständlich fraglos wie ein perfekter Frauenarsch. Vielleicht.

Meine Tage sind gerade so, dass das Unverständnis gegenüber all den Dingen, die der Mensch veranstaltet auf der Welt, grösser wird als das bisschen Verständnis, das ich einst gegenüber menschlichen Umtrieben aufbringen konnte, es war so eine Art Milde und Toleranz, gepaart mit Fatalismus. Aber jetzt ist da ein Gefühl, dass ich gerade aus der Zeit falle, und ich weiss noch nicht, wohin diese Haltlosigkeit führen wird.

Ich kann das Denken und die Prioritäten einer ganzen Generation nicht wirklich mehr nachvollziehen, jener, die sich gerade daranmacht, den Weltenlauf in die Hände zu nehmen. All die, die aufgewachsen sind in Wohlstand, mit besten Bildungschancen, Kreditkarten, die spätestens mit zehn Jahren schon karibischen Sand unter den Füessen hatten und so weiter. Vielleicht sind auch sie es, die aus der Zeit gefallen sind, mag sein.

Ich höre und sehe sie. Wie sie Öl auf Meisterwerke der Malerei giessen, sich auf der Leinwand festkleben, auf Strassen, wie sie sich als die letzte Generation stilisieren, die den Planeten retten und den Weltuntergang verhindern will. Vielleicht sind auch sie es, die aus der Zeit gefallen sind, mag sein.

**I**ch bin ein Cis-Mensch, vielleicht ist das wichtig oder wichtig geworden, einer, der sich mit dem Geschlecht identifiziert, mit dem er geboren worden ist. Ich bin im Grunde so was von stinknormal, dass mich das neue korrekte Verhalten bezüglich «kultureller Aneignung» oder «Intersektionalität» nicht woke, also wach, macht, sondern einschläfert. Vielleicht verstehe ich deshalb das ganze neue Mindsetting nicht, oder ich will es nicht verstehen. Nie werde ich zu Muttermilch «Menschenmilch» sagen, nie zu Sinti und Roma «Rotations-Europäer», nie zu einer werdenden Mutter «gebärende Person», und nie werde ich einen Menschen, der nicht weiss,

ob er Mann oder Frau ist, eine nonbinäre Person, mit «Sier» ansprechen.

Mir ist es wurscht, ob einer oder eine oder ein irgendetwas dazwischen «Flinta» ist; Frau, Lesbe, Intersexuelle, Nonbinäre, Transgender oder Agender. Ich mag das neue Getue darum nicht, die Moralität hinter dem Ganzen, die Schuldzuweisungen, die Denkverbote, den Absturz der Meinungsfreiheit. Es gibt, wie seit Anbeginn, nur zwei Arten von Menschen: Idioten und keine Idioten. Und der wesentlichste Verhaltenskodex ist immer noch der Respekt. Respekt allem gegenüber.

**M**ag sein, dass die ganze Beschäftigung im gleichzeitigen Aufwerten und Neutralisieren der Geschlechter ein wesentlicher Baustein ist im Bemühen, die Stellung der Würde eines Menschen voranzubringen. Aber es ist nur ein Baustein, kein Dogma, und, ernsthaft, der Planet und die Gesellschaften auf ihm haben gerade grössere Probleme. Um sie zu lösen, nutzt es nichts, ein paar \* in die Sprache einzuflechten, bei Stellenangeboten m/w/d (drittes Geschlecht) hinzuzufügen, sich am Boden oder an Bildern festzukleben, sich an Bäume zu fesseln, sich von Brücken baumeln zu lassen. Das ist alles Kindergarten.

Vielleicht habe ich den Anschluss verpasst und bin zu müde geworden zu versuchen, auf einen fahrenden Zug aufzuspringen. Es ist nicht mein Zug, ich mag seine Richtung nicht und seine Endstation.



## PERSONENKONTROLLE

# Baume-Schneider, Ameti, Gmelin, Dowell, Britschgi, Repond, Gates, Bezos, Ma, Putin, Tichonowa



«So schön»: Eissprinzessin Repond.

**Elisabeth Baume-Schneider**, Bürgerkönigin, kann einen ersten Erfolg für sich verbuchen. Die Jurassierin und Justizministerin ist knapp vier Wochen im Amt und bisher noch kaum gross in Erscheinung getreten. Trotzdem schwang sie bei einer Umfrage des Forschungsinstitutes Sotomo obenauf. Baume-Schneider ist laut dieser Untersuchung die beliebteste Bundesrätin. Womit ein für alle Mal bewiesen ist, dass es dem Stimmvolk nicht auf den Leistungsausweis ankommt. Wer sich zuweilen schusselig anstellt und Schwarznasenschafe züchtet, dem fliegen die Herzen automatisch zu. (hmo)

**Sanija Ameti**, Möchtegern-Initiantin, steckt in der Zwickmühle. Bis im Januar wollten die Co-Präsidentin von Operation Libero und ihre Truppe 500 000 Franken sammeln, um die Europa-Initiative zu lancieren. Das Anliegen will den Bundesrat zur sofortigen Aufnahme von Verhandlungen mit Brüssel verdonnern. Doch das Fundraising kommt nicht wie geplant in die Gänge, der Geldfluss stockt. Mit dem Rücklauf von Kleinspenden sei man zufrieden, beim totalen finanziellen Unterstützungsziel aber noch nicht, heisst es aus der Zentrale von Operation Libero. Aufgeben wollen die EU-Beitritts-Befürworter aber noch nicht. Ein potenzielles Nichterreichen der Finanzziele stelle die Operation Libero zwar vor andere Fragen als erhofft, sei aber «kein gesetztes No-Go für die Initiative». Dass Ameti das von ihr x-mal angekündigte Projekt nicht aufgeben will, ist verständlich. Sie hat ihr ganzes politisches Prestige mit diesem Anliegen verknüpft. Ein Rohrkrepiere wäre das Eingestehen ihres Scheiterns. (odm)

**Jeannine Gmelin**, ehemalige Ruder-Weltmeisterin, beendet ihre aussergewöhnliche



Magenschonend: Klimaheld Gates.

Sportkarriere. Per sofort, weil ihr Trainer und Lebenspartner **Robin Dowell** am vergangenen 16. Dezember vierzigjährig mitten auf einer Trainingsfahrt auf dem Sarnersee aus dem Leben gerissen wurde. Gmelin: «Das Bauchgefühl, aufzuhören, kam rasch auf und ist dann auch geblieben», sagt die 32-jährige Zürcher Oberländerin. «Es fühlt sich gut an, nun den Cut zu machen. Ich bin einfach dankbar für alles, was ich mit Robin erleben durfte.» (ah)

**Lukas Britschgi** und **Kimmy Vivienne Repond**, Eiskunstläufer, haben im finnischen Espoo die Doppelsensation geschafft: Der 24-jährige Schaffhauser und die 16-jährige Baslerin holten sich beide die EM-Bronzemedaille. Für die Schweiz ist es bei den Männern seit dreizehn Jahren (Silber für **Stéphane Lambiel**) die erste EM-Medaille. «Ich bin überglücklich», sagte Britschgi. Und Repond ergänzt: «Ich kann es kaum fassen, so schön!» (ah)

**Bill Gates**, Privatier, will Kühen Rülpsen und Fürze austreiben. Der Unternehmer beteiligt sich an einem australischen Start-up, das synthetischen Seetang als Rinderfutter herstellt. Damit soll die Methangas-Produktion in Rindermägen reduziert werden, die das Klima verpestet. Gates ist nicht allein: Auch Amazon-Gründer **Jeff Bezos** und der chinesische Multimilliardär **Jack Ma** investieren. (ky.)

**Wladimir Putin**, Geniesser, kann trotz Sanktionen weiter die teuersten Weine der Welt kosten – dank seiner Tochter **Katerina Tichonowa**. Sie half einem Geschäftsmann, 800 Flaschen Spitzen-Burgunder im Wert von vier Millionen Euro nach Russland zu importieren. Die EU hatte nur den Verkauf solcher Weine verboten. (ky.)

## Präsident Nole?

Vor einem Jahr hatten sie ihn rausgeworfen aus Australien, dem einst von Sträflingen besiedelten Kontinent, weil renitent ungeimpft (wenn auch von der Seuche geheilt). Moralgerichte rund um den Erdball tagten fieberhaft, an der Signalfigur Novak «Nole» Djokovic prallten zwei Kreuzzüge aufeinander. Der Serbe kam wieder, und diesmal ging er als Sieger. Zu Tränen gerührt. Aber in der Zwischenzeit hat der Tennis-Weltreisende Djokovic, Jahreseinkommen geschätzt 37 Millionen Dollar, ein Forschungszentrum mitbegründet, das den Ursachen und Mythen von Corona nachgeht.

Der «Djoker», mit 35 so beweglich auf seinen ausgreifenden Spinnenbeinen wie die Schlangenfrau Nina Burri, ist ein Kind des Krieges. Sein eigener Psychokrieg, das nervtötende Plopp-Plopp des Filzballs vor dem Aufschlag, erinnert von ferne an den Bombenhagel der Nato, der ihn in den Bel-



Ewiges Rätsel: Djokovic.

grader Keller trieb. Er fand Unterschlupf in der Tennisakademie Niki Pilics in München. Die Familie nahm einen Wucherer-Kredit auf für das Karriere-Pokerspiel des Jungen. Seinem Coach Riccardo Piatti im Talentcamp in Como erschien seltsam, dass Djokovic viele Schläge falsch berechnete. Er schickte ihn zum Augenarzt, und seither trägt der Djoker Kontaktlinsen.

Er blieb ein Rätsel, ein Riesentalent, aber mit Durchhängern und divenhaften Launen im Vergleich zu «Mister Perfect» Roger Federer oder dem heldenhaften Schmerzensmann Rafael Nadal. Bis vor zehn Jahren ein Ernährungsberater die Ursache dieser Formschwankungen erkannte: eine Glutenallergie, hervorgerufen durch Pasta und Pizza. Bleibt die patriotische Blutfrage, die der einstige jugoslawische Vereiner Marschall Tito seinem zersplitterten Volk hinterliess. Noles Vater ist Serbe, im Kosovo und in Montenegro aufgewachsen; die Mutter Kroatin. Djokovic ist geborener Serbe, stellt sich aber offen gegen Putins Krieg in der Ukraine. Er lebt mit seiner Jugendliebe und zwei Kindern im spanischen Marbella, hat eine Adresse in Monte-Carlo und spricht fünf Sprachen fließend. Nole for president?

Peter Hartmann

## MÖRGELI

### Qualitätsjournalistin im «Albisgüetli»

«Wir sind nützlich», meint das Online-Magazin *Republik* von sich selber. Nämlich eine «Dienstleistung für interessierte Menschen in einer komplexen Welt». Und weiter: «Wir recherchieren, fragen nach, ordnen ein und decken auf.» All dies mit «Fakten und Zusammenhängen». Die Mitarbeiter der *Republik* sind nach eigenem Verständnis angetreten, um einen besseren, seriöseren, saubereren Journalismus zu betreiben. Manche sehen im Magazin gar das «Referenzobjekt für Schweizer Journalisten».

Jetzt schrieb die in Berlin wohnhafte Anna Dreussi für die *Republik* einen Beitrag über die Albisgüetli-Tagung der Zürcher SVP. Schon der erste Besucher habe ausgesehen, «als würde er Traktorenöl frühstücken, seine Ehefrau hassen und ein bisschen verliebt sein in einen der reichsten Männer der Schweiz». Die Reporterin wollte zuvor irgendetwas anziehen, «das so alt und hässlich ist wie der Schweizer Populismus». Vor dem Saal, so die Autorin, schenken «alte Männer spanischen Weisswein aus», der «beissend sauer schmeckt». Und sie lässt sich erklären, «warum Alt-Nationalrat Ulrich Schlüer ein böser Mensch» sei.

Autorin Dreussi sieht «Bäuche, die sich über den Hosenbund wölben, und Nasen, die rot aus ihren Gesichtern ragen». Die Teilnehmer träumten von «Toten an den EU-Aussengrenzen». Bei Christoph Blocher erkennt die 25-jährige Journalistin die «Entschlossenheit eines Kleinkindes». Sie hat die Hoffnung, dass das «Albisgüetli» «in einem Meer aus Bier versinkt». Diese ganze Welt sei das Zürcher Oberland: «Wir kotzen dem Nachbarn ein Sixpack Feldschlösschen ins Gebüsch.»

Für die *Republik* säuft also das durchschnittliche SVP-Mitglied Traktorenöl, hasst seine Frau und kotzt dem Nachbarn ins Gebüsch. Ist diese entmenschlichte Berichterstattung faktenreues, komplexes «Referenzobjekt für Schweizer Journalisten»? Die Albisgüetli-Tagung besuchen tausend normale Bürgerinnen und Bürger, die tagsüber arbeiten, den Sozialstaat finanzieren und brav ihre Steuern zahlen. Im Gegensatz zur *Republik*, die Millionen von Einnahmen an der Schenkungssteuer vorbeischmuggelte.

Christoph Mörgeli

# Spike-Proteine: Swissmedic ahnungslos

Die Zulassungsbehörde kann nicht sagen, welche Dosis an Spike-Proteinen durch mRNA-Impfstoffe im Körper entsteht.

Philipp Gut

Die Fragen rund um die «Impfung» reisen nicht ab. Die von Politik und Wissenschaft als Wunderwaffe im Kampf gegen Covid-19 angepriesenen mRNA-Impfstoffe sind entzaubert («Die grosse Impf-Lüge», *Weltwoche* Nr. 43/22). Jüngst räumte auch Christoph Berger, der Präsident der Eidgenössischen Kommission für Impffragen (Ekif), ein, dass die Impfung «weder vor Ansteckung noch zuverlässig vor leichten Erkrankungen» schütze. «Vor allem wissen wir jetzt, dass wir die Übertragung mit der Impfung nicht beeinflussen können», sagte Berger am 23. Januar 2023 im *Tages-Anzeiger*.

Gleichzeitig verlagert sich der Fokus der Diskussion auf Nebenwirkungen und Impfschäden sowie auf die neuartige und wenig erforschte mRNA-Technologie. Eine entscheidende Rolle spielen dabei die sogenannten Spike-Proteine, die nach der Injektion im Körper hergestellt werden. Wie und wo werden sie gebildet – und in welcher Menge? Das wollte ein besorgter Bürger wissen, der den Behörden geglaubt hat und sich dreimal hat impfen lassen. Der Mann heisst Pascal Najadi, ist ehemaliger Bankier und Nachfahre von Bundesrat Rudolf Minger – und bekanntgeworden, weil er gegen Bundesrat Alain Berset im Zusammenhang mit der Impf-Lüge Strafanzeige wegen Amtsmissbrauchs erstattet hat.

### Wissenschaftliche Bankrotterklärung

Najadi gelangte an die schweizerische Arzneimittelbehörde Swissmedic, die für die Zulassung der mRNA-Impfstoffe verantwortlich ist. Zum Mechanismus der «Impfung» schreibt Swissmedic, es werde «nicht das Virus geimpft, sondern nur der Bauplan der sogenannten Spike-Proteine. Dieser Bauplan wird genutzt, um in jedem einzelnen Patienten die Spike-Proteine herzustellen, auf die der Körper eine Immunantwort entwickelt.»

So weit, so bekannt. Auf die eigentliche Frage nach der Dosis des Spike-Proteins im Körper ging Swissmedic allerdings erst auf mehrmaliges Nachfragen ein. Najadi wollte wissen: «Wie viel Protein entsteht in mir nach Injektion des Bauplanes? Werden aus den 30 Mikrogramm injizierter mRNA (Bauplan) nun 30 mg Spike-Pro-

tein oder 300 mg oder 3000 mg Spike-Protein? Wie ist also das Verhältnis von mRNA (Bauplan) zu Spike-Protein (reales Ergebnis)?»

Die Antwort von Swissmedic darauf ist, dass Swissmedic darauf keine Antwort hat. «Die Produktion von Spike-Protein ist von verschiedenen Faktoren abhängig, so zum Beispiel Immunschwäche, Krankheiten, welche die Person hat, individuellen Faktoren etc. So können wir nicht sagen, wie viel Protein bei Ihnen gebildet wird», schrieb Swissmedic am 6. Januar 2023.

Für den ehemals überzeugten Impfbefürworter Pascal Najadi ist diese Antwort nicht nur wissenschaftlich unbefriedigend. Mit der Aussage «Wir können nicht sagen, wie viel Protein bei Ihnen gebildet wird» habe Swissmedic eine Bankrotterklärung unterschrieben. Dies teilte er so auch Claus Bolte mit, dem stellvertretenden Direktor und Leiter des Bereichs Zulassung von Swissmedic. Denn wie sagte doch schon Paracelsus: «Allein die Dosis macht's, dass ein Ding kein Gift sei.»

Liebe ist...



... wertvoller als alles Geld.



# Jositsch ante portas

Tritt Alain Berset zurück, wird Daniel Jositsch SP-Bundesrat. Und Jacqueline Badran Ständerätin.



Blättern wir mit dem ehemaligen Chefredaktor der *NZZ am Sonntag*, Felix E. Müller, in der Geschichte zurück. Es gab Zeiten, da hatte Ringier mit Adolf Ogi und Flavio Cotti zwei Ringier-Bundesräte. Und mit Jean-Pascal Delamuraz und René Felber zwei halbe Ringier-Bundesräte. Wer nicht mitmarschierte, wurde unter Beschuss genommen. Jeweils am Vorabend eines Angriffs erhielt ich ein Telefon aus den *Blick*-Redaktionsstuben, was morgen wieder im Blatt stehen würde.

Alles bleibt, wie es war. Nicht Ringier, sondern die Banken haben in den letzten Jahren unserem Ueli Maurer die Vorlagen diktiert. An den Urnen scheiterte unser Freiheitstrychler Ueli Maurer mit diesen einseitigen Geschenk-Päckli. Besser machten es die Banken bei den Covid-Krediten. Weil sie Angst vor einem Crash hatten, diktierten sie Maurer eine vernünftige Lösung.

Die Verwaltung produziert Papiere. Alle Journalisten sind *giggerig* auf exklusive Informationen. Der Deal: Wer liefert, wird im Gegenzug mit freundlicher Berichterstattung beliefert. Es ist ein Geben und Nehmen und dient dem Verfertigen der Politik im veröffentlichten, im öffentlichen Raum. Viele Blechschäden werden so systemoptimierend vermieden.

Dazu kommt: Die Positionen der Bundesräte sind lange im Voraus allen bekannt. Nur wenige Naive glauben, dass dank dem Amtsgeheimnis im Bundesrat irgendwelche Kompromisse gefunden werden. Deshalb kommt Teflon-Berset bei Umfragen nach wie vor gut weg.

Diesmal war trotzdem alles etwas anders. Der ohne Zweifel einflussreiche Marc Walder

ist ein Hypochonder. Er zog sich aus Angst vor den *cheibe* Coronaviren auf den Dachboden seines Anwesens zurück. Und tauchte im Ringier-Pressehaus zeitweise gar nicht mehr auf.

Marc Walder bewegte sich in der Corona-Frage plus/minus auf der Linie der chinesischen Kommunisten. Das war gar nicht im Interesse von Alain Berset, der im internationalen Vergleich – wie sich heute zeigt – einen recht erfolgreichen

## *Marc Walder bewegte sich in der Corona-Frage plus/minus auf der Linie der chinesischen Kommunisten.*

Mittelkurs einschlug. Peter Lauener unternahm alles, um Walder zu beruhigen. Und dies, ohne irgendein Amtsgeheimnis zu verletzen. Weil alle, die sich interessierten, ohnehin alles wussten.

Der Therapeut Lauener war höchst erfolgreich. Walder schwenkte auf eine mittlere Linie ein. Wir alle müssten dankbar sein.

Viele stellen sich die Frage: Wusste Berset, dass Lauener Walder therapierte? Oder eben nicht. Und was ist schlimmer?

Der SVP-Spinn-Doktor Marti ist im Nachgang aus dem Ruder gelaufen. Er wollte Peter Lauener einkerkeren, um ihn zum Reden zu bringen. Jetzt kann man seine Verhörprotokolle samt illegal erbeuteten Mails in der *Aargauer Zeitung* nachlesen. Eigentlich müsste der dritte Sonderermittler den zweiten Sonderermittler einsperren, bis dieser schräge Vogel singt.

Die Linke ist wenig stressresistent. Berset liess Lauener fallen, um seine Haut zu retten. Die Geschäftsleitung der SP stellte sich bisher

nicht hinter Lauener. Und forderte Aufklärung dort, wo längst alles klar ist.

Das Ziel der Freisinnigen: Sie wollen bis zu den Wahlen die SP in deren Verteidigungsdrittel festnageln. Das gleiche Ziel haben die Grünen und die Grünliberalen, die wie Geier auf den Sitz der SP spähen. Deshalb bekamen sie je einen Sitz in der entsprechenden Delegation der Geschäftsprüfungskommission.

Wird Alain Berset dieses auch selbstverschuldete Theater mitmachen? Vielleicht und vielleicht auch nicht. Wenn er zurücktritt, würden alle Karten neu gemischt.

**Neues Spiel 1** — Die SP wird den Sitz behalten. Die naseweisen Grünen und Grünliberalen gehen leer aus. Selber schuld.

**Neues Spiel 2** — Die Bürgerlichen werden Daniel Jositsch zum Bundesrat machen. Er hat im ersten Anlauf bereits klargemacht, dass er eine Wahl annimmt, auch wenn ihn die Fraktion nicht aufstellt. Das Präsidium der SP wird diese Kröte schlucken, schlucken müssen.

**Neues Spiel 3** — Strafrechtsprofessor Jositsch wird alle laufenden Strafverfahren entsorgen.

**Neues Spiel 4** — Peter Lauener wird rehabilitiert.

**Neues Spiel 5** — Auf der Welle der Empörung wird Jacqueline Badran Ständerätin.

Ich sehe – anders als Oswald Sigg – keine «staatspolitische Krise».

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Eine Frage des Charakters

Bundespräsident Berset ist ein notorischer Grenzüberschreiter. Er enttäuscht die Erwartungen, die ein Mitglied der obersten Landesbehörde erfüllen muss.

Christoph Mörgeli

Die NZZ am Sonntag hat das Meinungsforschungsinstitut Sotomo beauftragt, 1500 Menschen zu befragen, was sie von Bundespräsident Alain Berset halten. Das Resultat ist insofern bemerkenswert, als sich eine deutliche Mehrheit für seinen Verbleib im Bundesrat ausspricht. Dies, obwohl ihm 70 Prozent nicht glauben, dass er von der Standleitung zwischen seinem Kommunikationschef Peter Lauener und dem Ringier-Chef Marc Walder nichts gewusst hat. Bei souveränen Machtmenschen – so der Kommentar zur Befragung – komme es eben nicht darauf an, «ob das, was Berset erzähle, wahr sei, sondern ob er wahrhaftig wirke».

Steht also die Schweizer Bevölkerung auf Blender und Bluffer? Ist es ihr egal, wenn ein potenzieller Schwindler und Schwurbler an der Spitze ihres Landes steht? Hat neben dem Bundespräsidenten auch eine satte Mehrheit der Staatsbürger jedes Wertesystem und jeden Sinn für die öffentliche Hygiene verloren?

## «Art von Korruption»

Sicher ist, dass die Stimmung der Medien wie der Bürger sehr rasch kippen kann. Elisabeth Kopp wurde zu Beginn ihrer Amtszeit geradezu hymnisch gefeiert, um dann umso ruhmloser abzustürzen. Auch wenn Eveline Widmer-Schlumpf als Sprenggranate gegen Christoph Blocher auf grosse öffentliche Unterstützung zählen durfte, weinte ihr bei ihrem Abgang



„Also ich weiß nicht - weder das Produkt ist überzeugend, noch gibt es einen Markt dafür...“

nach dem SVP-Wahltriumph von 2015 kaum jemand eine Träne nach. Nicht besser erging es Samuel Schmid, der über eine Fehlbesetzung des Armeechefs stolperte.

Betrafen Alain Bersets Grenzüberschreitungen bislang hauptsächlich (aber nicht nur) das Privatleben, geht es bei den jetzt aufgedeckten Dauerkontakten zwischen seinem Departement und dem Medienkonzern Ringier eindeutig um eine politische Dimension. Es handelt sich hier mutmasslich um Amtsgeheimnisverletzungen, also um ein Officialdelikt, bei dem die Behörden von sich aus tätig werden müssen. Erschwerend kommt hinzu,

## Wer in solch ausserordentlichen Zeiten Interna gegenüber den Medien ausbreitet, hat immer ein Motiv.

dass die systematischen Indiskretionen von Bersets Kommunikationschef gegenüber Ringier in einer Zeitspanne erfolgten, in welcher der Bundesrat über ganz ausserordentliche Kompetenzen verfügte, das Leben der Menschen und der Wirtschaft aufs massivste einschränkte und viele Milliarden zusätzlicher Ausgaben tätigte.

Wer in solch ausserordentlichen Zeiten Interna aus einem Departement oder über die Ansichten einzelner Bundesräte in den Sitzungen gegenüber den Medien ausbreitet, hat immer ein Motiv. In diesem Fall sollte die ganze Schweiz bereits vor den Bundesratsentscheidungen wissen, welche Anträge das Gesundheitsdepartement von Alain Berset ins Gesamtgremium trägt und wer bei deren allfälligem Scheitern die Schuld trägt. Und wenn ein einzelnes Departement dem Geschäftsführer von Ringier zahlreiche Primeurs zuhält, verschafft es dessen Medien auch finanzielle Vorteile – bei der Auflage, bei Klicks und Abrufen, beim Verkauf von Werbefläche.

Hinzu kommt die Tatsache, dass die Ringier-Blätter als Gegenleistung eine positive Berichterstattung über die Person, die Arbeit und die Qualitäten des Gesundheitsministers garantierten. Selbst Bersets SP-Parteifreund Oswald Sigg, der frühere Bundesratssprecher, nennt in

der NZZ am Sonntag diesen systematischen Austausch «eine Art von Korruption». Denn allzu leicht lässt sich nachweisen, dass Bundesrat Berset bei den Publikationen von Ringier wie *Blick*, *Sonntagsblick*, *Schweizer Illustrierte*, *Glücks-post* oder *Interview by Ringier* einen Kultstatus genoss, der die Grenzen des Peinlichen bis über die Schmerzgrenze hinaus ausreizte.

## Diskreditierung anderer Bundesräte

Noch problematischer: Diese Überhöhung ging bei den Ringier-Blättern einher mit der Diskreditierung anderer Bundesräte. Die Vermutung liegt nahe, dass auch hier Einflüsterer des Departements Berset den Journalisten die Feder geführt haben. Es begann schon im Mai 2016, als der *Blick* dem damals neuen SVP-Bundesrat Guy Parmelin einen privaten Baulandskandal anhängen wollte. Der Waadtländer sei bei einem Geschäft, das seine Familie betroffen habe, nicht in den Ausstand getreten – eine Information, die nur aus dem Bundesrat selber herausgesickert sein kann.

Später wurde Bersets Kommunikationschef Peter Lauener vom *Sonntagsblick* um eine Einschätzung von Bundesrat Ignazio Cassis (FDP) gebeten, die dieser auch abgegeben haben dürfte. Jedenfalls erfuhr das Wirken des Tessiner Arztes sowohl als Aussenminister («Cassis' Fehltritte») wie als Gesundheitsspezialist in der Covid-Krise («Zickzackkurs») eine scharfe Kritik. Die Journalistin Camilla Alabor wurde mutmasslich durch Peter Lauener systematisch gefüttert, wobei Cassis ständig schlecht wegkam. Ihre Titel im *Sonntagsblick* lauteten denn auch: «FDP-Bundesrat völlig isoliert», «Cassis kam und ging mit leeren Händen», «Bundesrat Ignazio Cassis: Keine guten Aussichten», «Cassis und die Europäische Union: Verpatzter Neustart».

Als der Sonderermittler Peter Marti Bundesrat Berset nach Kontakten zum *Sonntagsblick* befragte, antwortete dieser überraschend ausweichend: «Ich mache keine Aussage. Ich bin hier in einer ungemütlichen Situation, weil ich nicht weiss, was dieses Thema soll. Ich möchte mich ja auch nicht strafbar machen.» Ein Dementi der Kenntnisse über Medienkontakte





«Was einer wert ist, das widerfährt ihm»:

Alain Berset vor der Wahl in den Bundesrat, September 2011.

seines engsten Mitarbeiters tönt jedenfalls anders. Auch Finanzminister Ueli Maurer wurde von den Ringier-Medien in der Pandemiezeit unablässig attackiert. Er äussere «gezielte Provokationen» und «möchte am liebsten gar nichts unternehmen». «Ueli, der Freiheitstrychler», wurde getitelt oder: «Maurers Attacke». Der *Blick* meinte nach einer Befragung: «Nur Berset genügend, Maurer stürzt ab». Der SVP-Mann erhielt die Note 3,3 und den Kommentar eines Politgeografen: «Dass ein Bundesrat derart abstürzt wie Ueli Maurer, haben wir in unserem Rating noch nie gemessen.»

Der so angeschossene Zürcher Oberländer kritisierte noch während seiner Amtszeit öffentlich die ständigen Indiskretionen im Bundesrat. Letztes Wochenende meinte er bei Tele Züri auf

die Frage, ob die Medien-Leaks im Bundesrat ein Thema gewesen seien: «Ja, ja, natürlich, da hat man sich jede Woche darüber geärgert.» Dass Berset indirekt seine Kollegen kleinmachte, um selber grösser zu wirken, macht ihn jetzt selber umso kleiner. Und dass Alain Berset nicht gemerkt haben könnte, dass sich der regelmässige Ärger des Gesamtbundesrates in der Covid-Krise vornehmlich gegen sein Departement gerichtet hat, scheint ausgeschlossen. Zumal die *Schweiz am Wochenende* berichtete, Bersets neue Co-Kommunikationschefin Gianna Blum habe im *Blick* Artikel mitgeschrieben, in denen vorbereitete Communiqués aus seinem Gesundheitsdepartement vorzeitig verwertet wurden. Hat Berset nach Lauener also erneut eine «Indiskretionsbeauftragte» in seine Dienste

genommen? Warum nur machte er gewissermassen den Bock zum Gärtner?

Hinzu kommt, dass Berset nun gegenüber Kritikern versichert, er habe seinen Mitarbeiter Peter Lauener ja sofort nach Auffliegen der explosiven Medienkontakte entlassen. Nur tönte es im Juni letzten Jahres in der Medienmitteilung seines Departements noch ganz anders: Lauener wolle sich «beruflich neu orientieren». Und er trat ab mit Bersets ausdrücklichem Dank für «seinen grossen Einsatz und die enge Zusammenarbeit». Es ist als ziemlich sicher anzunehmen, dass Lauener für seinen Opfergang mit einer neuen Stelle im Bereich von SP, Gewerkschaften oder Medien belohnt wird. Als Pascal Couchepin seinen persönlichen Mitarbeiter Raphaël Saborit wegen nachgewiesener Amtsgeheimnisverletzung entlassen musste, beschaffte er ihm sofort eine neue Stelle im Aussendepartement.

Dass Berset nicht die volle Verantwortung für das Geschehene trägt, enttäuscht und macht ihn unglaubwürdig. Denn selbst für den Fall, dass er nichts von den Umtrieben seines engsten Mitarbeiters gewusst hat: Er hätte es wissen müssen. Dass ihm jetzt eine satte Mehrheit von befragten Schweizern nicht glaubt, spricht Bände. Konfuzius sagte einst: «Misstrau den Glatzüngigen, die sich aus allem herauszureden suchen.» Gewiss, Bundesrat Berset war in manchem kompetent. Aber er lässt jene persönliche Kompetenz vermissen, welche die Voraussetzung für ein moralisches Verhalten bildet. Oder anders gesagt: Bei allem robusten, selbstsicheren Machtbewusstsein zeigen sich charakterliche Defizite.

### Wer führt das Departement?

Bundespräsident Alain Berset hat trotz günstigen Umfragen viel Vertrauen bei seinen Bundesratskollegen, unter den Parlamentariern und im Volk verspielt. Er hat bei allen Qualitäten die Grenzen seines Handelns und Wirkens bei verschiedenen Vorkommnissen überschritten. Er bietet jetzt ganz einfach zu viele Angriffsflächen und zieht nicht nur das Kollegialitätssystem, sondern die gesamte Bundespolitik in Mitleidenschaft. Die Fülle der bisher veröffentlichten E-Mails verwischt fast sämtliche Grenzen zwischen dem Gesundheitsdepartement und dem Ringier-Konzern. Man weiss nicht mehr, ob jetzt Berset ein Verlagshaus oder CEO Walder ein Departement führt.

Das Selbstverständnis von Alain Berset entspricht jedenfalls nicht mehr der Aussenwahrnehmung. Er ist mit seiner Teflonstrategie drauf und dran, das Ansehen der Landesregierung, seiner SP und letztlich seine Rolle als Strahlemann und Frontfigur der Covid-Pandemie zu beschädigen. Der Volksmund sagt: «Was einer wert ist, das widerfährt ihm.» Und Goethe drückte sich so aus: «Das Leben eines Menschen ist sein Charakter.»

# Sieg der Ukraine und der Atomtod

Der Westen will Putin in die Knie zwingen.  
Er handelt gegen eine zentrale Regel des Atomzeitalters.

Erich Weede

Im Westen herrschen zwei Zielvorstellungen zum Krieg in der Ukraine vor. Die Ukraine müsse zum einen die Russen aus dem Land vertreiben, auch von der Krim. Aggression dürfe nicht belohnt werden. Zum andern müsse man versuchen, Russland zur Wiedergutmachung oder zumindest zur Beteiligung an den Kosten des Wiederaufbaus der Ukraine zu zwingen.

Die Erinnerung an die Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs liefert den Hintergrund der westlichen Vorstellungen. Damals sind Hitlers Ansprüche mit jeder Hinnahme seiner expansiven Schritte gewachsen. Mit dem Münchner Abkommen haben die Westmächte den Anschluss des Sudetenlandes an das Reich hingenommen. Der Krieg wurde dadurch nicht verhindert.

## Russlands Destruktionspotenziale

Jetzt will der Westen vermeiden, dass wieder ein Diktator sich Gebiete einverleibt, ohne dass dadurch Krieg dauerhaft vermieden wird. Appeasement hatte damals nicht funktioniert und wird nach der üblichen Auffassung nun wieder nicht funktionieren. Deshalb gilt die andauernde Unterstützung der Ukraine mit westlichen Waffen und Geld als alternativlos.



*Eskalationsrisiken werden verdrängt:*  
Präsident Putin.

Wenn man aus der Geschichte lernen will, ist allerdings noch nicht klar, welcher Abschnitt aus der Geschichte dafür relevant ist. Es gibt nicht nur die Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges, sondern auch die Erfindung von Nuklearwaffen und etwa 10 000 Sprengköpfen – wovon nicht viel weniger als die Hälfte in russischer Hand sein dürften. Zwar gibt es durchaus auch schwächere Sprengköpfe als den im Sommer 1945 in

## *Wir leben heute nicht nur nach München 1938, sondern auch nach Hiroshima 1945.*

Hiroshima eingesetzten, aber sowohl im Westen als auch in Russland liegen Tausende mit noch grösserer Zerstörungskraft.

Wir leben heute nicht nur nach München 1938, sondern auch nach Hiroshima 1945. Weil wir den Kalten Krieg – mit dem Gleichgewicht des Schreckens, der Gefahr des Overkills und des nuklearen Winters – überstanden haben, kann man sich auch fragen, wie wir das geschafft haben und wie wir dazu beitragen können, auch künftig den Atomkrieg zu vermeiden.

Russland hat seine Destruktionspotenziale noch. Es ist nicht offensichtlich, dass historische Erfahrungen aus der Zeit vor dem Atomzeitalter dazu einen wichtigeren Beitrag liefern können als Erfahrungen aus dem Atomzeitalter. Während des Kalten Kriegs hat man intensiv über das Eskalationsproblem nachgedacht, darüber, wie man den nuklearen Schlagabtausch zwischen den Grossmächten verhindern kann.

Die strategischen Denker waren sich weder im Westen noch im Osten und schon gar nicht zwischen beiden Lagern immer einig, aber man kann davon ausgehen, dass zumindest Einvernehmen darüber herrschte, dass erstens eine direkte Konfrontation sowjetischer und amerikanischer Truppen und zweitens der Einsatz von Atomwaffen das Eskalationsrisiko zum atomaren Inferno gewaltig steigern würden.

Drittens waren sich auch beide Seiten darüber im Klaren, dass man die andere Seite nicht zur Verzweiflung bringen dürfe. Ziele wie «uncon-

ditional surrender», die noch im Zweiten Weltkrieg verfolgt werden konnten, galten nicht mehr als realistisch.

Weil die USA und Russland heute immer noch über genug Atomwaffen verfügen, um die Menschheit an den Rand der Ausrottung zu stossen, ist nichts wichtiger, als die Lehren des Atomzeitalters zu beachten. Das hat der amerikanische Präsident auch teilweise berücksichtigt. Deshalb werden in der Ukraine keine Amerikaner oder Nato-Soldaten gegen die russischen Invasoren eingesetzt. Russland beziehungsweise Putin hat das ebenfalls verstanden und deshalb bisher keine Atomwaffen eingesetzt – auch keine taktischen mit geringer Sprengkraft.

Die ersten beiden Regeln – Nichteinsatz von Atomwaffen und keine Konfrontation von Truppen von Atommächten – sind direkt klar. Die dritte Regel ist eher implizit als explizit und ist während des Kalten Krieges auch kaum diskutiert worden. Weil sich von der Gründung der Nato bis zum Zerfall der Sowjetunion und des Warschauer Paktes an der Aufteilung Europas wenig änderte, erübrigte es sich auch, zu diskutieren, was die Gegenseite möglicherweise zur Verzweiflung und danach zur nuklearen Eskalation verleiten könnte.

## Nato nahe Petersburg

Jetzt aber ist die Nato vom «Fulda Gap» – so die Bezeichnung für ein militärisches Ost-West-Einfallstor in Deutschland – bis in die Nähe von Petersburg vorgerückt. Nun unterstützt der Westen die Ukraine mit Waffen und Finanzhilfe. Je nach Kriegsverlauf ist nicht auszuschliessen, dass Putin und sein Regime zur Verzweiflung gebracht werden.

Wenn westliche Politiker von einem «Sieg der Ukraine» reden oder davon, dass Russland für die in der Ukraine angerichteten Schäden büssen und zahlen müsse, dann scheinen sie Verzweiflung in Moskau anzustreben. Die damit verbundenen Eskalationsrisiken werden verdrängt.

Erich Weede ist emeritierter Professor für Soziologie an der Universität Bonn.



# Schöner scheiden mit Miley Cyrus

Die besten Songs schreibt immer noch der Schmerz.

Das zeigen derzeit Shakira und Miley Cyrus, die ihre jüngsten Trennungen besingen.

Michael Bahnerth

**S**ie singen normalerweise von Partys in den USA oder dass Hüften nicht lügen. Die eine berauscht sich gerne, die andere zahlt keine Steuern; Miley Cyrus, 30, und Shakira, 45, beides Popsängerinnen, Chart-Stürmerrinnen, Königinnen jenes Pops, der stets an der Grenze zur Peinlichkeit swingt.

Sie sangen von der Suche nach Liebe, Leidenschaft, Frieden, Spass, Glück, Freiheit, einem La-la-la-la-Gefühl zur Erleichterung der Existenz und solchen Sachen. Ansonsten produzierten sie viele Schlagzeilen, gaben viel Geld aus, hielten sich kleine Hunde und waren damit beschäftigt, die Melodie ihrer eigenen Leben den besungenen Traumwelten anzupassen.

## Kurzes Glück auf Mykonos

Sie hatten Männer, beide, Beziehungen, man konnte davon lesen, Bilder sehen, wie Shakira mit dem spanischen Fussballer Piqué in den Gewässern Mykonos' versuchte, nicht unterzugehen, oder wie Miley und Liam Hemsworth sich zärtlich am Strand halten, dort, wo die Wellen versickern und das Glück keinen festen Boden hat.

Seit ein paar Wochen singen sie, sehr erfolgreich, nun davon, wie sie ihre Lieben verloren haben, betreiben nach der Selbstzerfleischung die Filetierung des Ex, und in metaphysischer Hinsicht ist das ziemlich gewaltig für die beiden. Die eine, Miley, singt, sie könne sich Blumen auch selbst kaufen, die andere fragt, weshalb ihr Ex sich eine Casio-Uhr zulegt, wo er doch weiter eine Rolex hätte haben können.

Shakira kam dahinter, dass ihr Typ eine Jüngere liebt, und verliess ihn, Miley wurde verlassen, nachdem offenbar der Verlust des gemeinsamen Hauses durch ein Wildfeuer, *strange enough*, die Gefühle der beiden hatte verkohlen lassen. Miley begann, sich daran zu klammern, was noch nicht verbrannt war, also Liam, dieser bekam keine Luft mehr und so weiter.

Der Freund der Kunst, auch der trivialen, so lernt man daraus, ist nicht das Glück. Glück ist Schubidubidu, und wer glücklich ist, schreibt allerhöchstens zweifelhafte Liebeslieder. Es ist das Leid, der Schmerz, es sind die Wunden des



Schwarzes Loch im Universum der Seele: Pop-Königin Cyrus.

Herzens, jene der Liebe und der unerfüllbaren Erwartungen und enttäuschten Hoffnungen, die nur langsam verheilen. Das ist der Boden, in den die Tränen der Künstlerinnen und Künstler tropfen, darin versickern, zum Samen werden und dann zu neuem Leben.

Es gibt Menschen, deren Seismograf der Existenz weist kaum Ausschläge auf. Nicht nach oben, nicht nach unten. Da sind kaum Tragö-

*Seit ein paar Wochen betreiben sie, sehr erfolgreich, die Filetierung ihrer Ex.*

dien, keine Verwerfungen, keine Ausbrüche. Da sind auch keine Höhenflüge, da ist kein Elysium, da ist kaum Reibung. Es sind die unzähligen stillen Leben abseits aller Scheinwerfer und Dramen. Das heisst nicht, dass es Schattenleben sind, es sind einfach Existenzen, die auf der Oberfläche treiben und kaum abtauchen. Und vielleicht, wer weiss das schon, ist solch ein Leben dennoch ein grosses Glück, weil es die Zufriedenheit kennt.

Die Emotionalisten dieser Welt hingegen steigen hoch voller Sehnsucht nach dem Grossen, wollen dorthin, wo nicht einmal mehr der Himmel das Limit ist. Natürlich stürzen sie ab,

immer wieder, aber wer mal in diesen Höhen ein wenig rumgeflattert ist, nahe bei den Göttern sozusagen und der Erlösung auch, will wieder dorthin, immer wieder.

## Tausend geschlagene Schlachten

Der Absturz in die Realität ist heftig. Er lässt einen dumpf werden, er höhlt einen aus, er raubt einem die Kraft, es ist ein inneres schwarzes Loch im Universum der Seele. Da ist eine Zeitlang kaum Hoffnung mehr, je wieder die eigenen Flügel zum Schwingen zu bringen. Das ist vermutlich auch der Grund, weswegen Michael Jackson und Prince sich in den Propofol-Rausch begaben; um nichts mehr fühlen zu müssen ausser dem leisen Rauschen der Ruhe.

Vielleicht dauert es nur Tage, vielleicht Monate, möglicherweise noch länger, und es kann sein, dass die Tränen die Erde der Kunst nie mehr ausreichend bewässern können. Aber mit etwas Glück wird aus dem Leidvollen und Schmerzenden etwas, das alles hat, was Kunst braucht; Einzigartigkeit, Anmut, Schönheit, Wut, Vergänglichkeit, Versagen, Unsicherheit und tausend geschlagene Schlachten, hauptsächlich gegen sich selbst. Jetzt sind sie wieder in Richtung Himmel unterwegs, Shakira und Miley, auf dem Weg in die Leichtigkeit, ins Schubidubidu-Land.

# Warum ich nicht mehr an den menschengemachten Klimawandel glaube

Hört auf mit der Umwelt-Hysterie. Sie lenkt nur vom Wesentlichen ab.

James Hamilton-Paterson

London

**G**espräche, die ich in jüngerer Zeit mit befreundeten Geowissenschaftlern geführt habe, haben mich einige meiner Meinungen revidieren lassen und zur Überzeugung gebracht, dass unsere besessene Beschäftigung mit dem Klimawandel groteske Aspekte hat. Selbstverständlich wandelt sich das Klima. Die Erde ist ständig im Wandel, und zwar seit Milliarden von Jahren, Hitzewellen und Eiszeiten sind völlig normal.

Neuere DNA-Analysen von Bodenproben zeigten, dass während der letzten zwischeneiszeitlichen Wärmeperiode (ähnlich der gegenwärtigen Zwischeneiszeit, aber zehn Grad wärmer) Grönland von ausgedehnten Grasflächen und üppigen Wäldern bedeckt war. Und in viel jüngerer Zeit war Nordafrika bewaldet, und noch zur Zeit der alten Römer kam der Großteil ihres Getreides aus Gegenden, die heute Wüsten sind. Im Lauf meines eigenen Lebens habe ich erlebt, wie 1963 in London die Themse gefror und dass in den sechziger und siebziger Jahren eine Mehrheit der Geowissenschaftler die furchterregende Hypothese einer «Erdabkühlung» vertraten.

## Erde hat sich abgekühlt

Umgekehrt stellte der schwedische Chemiker und Nobelpreisträger Svante Arrhenius 1896 auf der Suche nach einer Erklärung für die Eiszeiten die These auf, dass Industrieabgase zu einem weltweiten Temperaturanstieg führen würden. Fest steht: Alle Lebewesen und Pflanzen der Welt wirken sich auf das Klima aus, indem sie Treibhausgase wie Kohlendioxid produzieren. Allerdings gibt es viel weniger CO<sub>2</sub> als Wasserdampf. Da beinahe 75 Prozent der Erdoberfläche von Wasser bedeckt sind, ist die Entstehung von Wasserdampf nicht durch den Menschen kontrollierbar.

Verdunstung ist ein konstanter Prozess, unabhängig von den Meerestemperaturen. Sogar Eis verdunstet, wie sich am Schrumpfen von Eiswürfeln in einem Tiefkühlfach feststellen lässt. Auf der Liste der wichtigsten Treibhausgase steht Kohlendioxid weit abgeschlagen



Welcher wissenschaftliche Konsens? Umweltaktivistin Greta Thunberg in Davos, 20. Januar.

hinter dem Wasserdampf, nur wenig vor dem Methan, und es macht bloss 0,04 Prozent der Atmosphäre aus. Wir geraten in Panik, weil der CO<sub>2</sub>-Stand sich seit der industriellen Revolution verdoppelt hat, aber wir haben es hier mit Millionsteln zu tun.

Unser Fehler ist, dass unsere winzige Lebenszeit den Blick auf geologische Zeiträume verzerrt. In den letzten zehn Jahren ist die Temperatur zweifellos etwas angestiegen; betrachtet man die letzten 100 Jahre, ist die Variabilität ungefähr gleich gross wie in den letzten 1000 Jahren. Auf die letzten 100 000 Jahre gesehen, ist das Klima der Erde generell wärmer geworden, insbesondere in den letzten 10 000 Jahren, in denen die letzten Eisdecken Nordeuropas zurückwichen. Im Lauf der letzten 200 000 Jahre – ja der letzten 2 Millionen Jahre – hat sich das Klima der Welt insgesamt aber abgekühlt.

Die gegenwärtige Panik bemäntelt unser menschliches Eigeninteresse als Sorge um einen Planeten, dem wir piepegal sind. Für den Planeten Erde ist die Menschheit nur eine von Millionen Arten, die kommen und gehen. In

geologischer Hinsicht sind wir von gegen null tendierender Bedeutungslosigkeit. Die hysterische Forderung unserer Spezies, «Rettet den Planeten!», ist nichts als jämmerlich. Die Erde wird bestens weiterexistieren, wie sie das schon seit 4,6 Milliarden Jahren tut. Was wir meinen, ist: «Erhalten wir den Planeten so, wie er uns passt!» Wir möchten nicht zu den geschätzten 99 Prozent Arten hinzukommen, die im Lauf der Erdgeschichte bereits ausgestorben sind. Wir erfinden Götter und Erlöser, von denen wir glauben, dass sie uns eine besondere Bedeutung verleihen, aber dass mit der Veränderung der Bedingungen Arten aussterben, ist die Norm auf diesem Planeten. Das ist Darwinismus: Ohne Aussterben keine Evolution.

Doch ist es nichts als recht, dass Aktivisten zu verhindern suchen, dass besonders beliebte Arten aussterben. Es ist traurig, mitzuerleben, wie uns Vertrautes für immer verschwindet. Es erinnert uns an die eigene Sterblichkeit und die Vergänglichkeit unserer Spezies. Früher oder später werden Schneeleoparden, Gorillas und wir alle verschwinden. Neue Arten werden sich



entwickeln, wenn auch meist zu langsam, als dass wir es mitbekämen.

Vor allem die westlichen Medien schüren die Umwelthysterie. Freudig werden Katastrophen beschworen – «Experten stellen die Doomsday Clock auf 90 Sekunden vor Mitternacht!» – und Worst-Case-Szenarien präsentiert. Viel dazu beigetragen hat 2006 Al Gores Dokumentarfilm «An Inconvenient Truth». Die Medien sollten vielmehr frohlocken darüber, dass sich nicht nur

### *Die Medien sollten frohlocken darüber, dass der Planet deutlich grüner ist als vor zwanzig Jahren.*

die Ozonschicht rasch erholt, sondern dass der Planet, von Satelliten aus gesehen, deutlich grüner ist als vor zwanzig Jahren, insbesondere in Indien und China. Der Grund dafür ist die Zunahme von Kohlendioxid in der Atmosphäre. Wie jedes Schulkind lernt, brauchen Pflanzen CO<sub>2</sub> für die Fotosynthese, weshalb kommerziell arbeitende Gemüsebauern und Blumenzüchter in ihren Folientunneln und Gewächshäusern Kohlendioxidgeneratoren einsetzen.

Natürlich ist es sinnvoll, alle Aktivitäten, die Treibhausgase produzieren, so weit wie möglich einzuschränken, wobei dieses «möglich» sehr stark davon abhängt, wo man lebt und wie es um die Wirtschaft des betreffenden Landes steht. Das mythische Ziel von «netto null» Kohlenstoffausstoss ist absurd, weil es schlicht unmöglich zu erreichen ist und es keinerlei vereinten Willen gibt, dies zu tun. Während ich dies schreibe, wird in Deutschland ein Dorf dem Erdboden gleichgemacht, um dort im Tagebau Braunkohle abzubauen, die Kohlensorte, die am wenigsten Hitze erzeugt und von der Belastung der Atmosphäre her der menschlichen Gesundheit am meisten schadet.

#### **Wahrer Grund zur Beunruhigung**

Wir können sicher sein, dass weniger entwickelte Länder mit Millionen hungernder Menschen in Südamerika und Asien nie freiwillig zulassen werden, dass durch den Verzicht auf Kohle und Erdöl ihre Wirtschaft lahmgelegt wird, so wenig wie Indien und China. Ebenso unerlässlich für die wirtschaftliche Entwicklung ist Beton – und jedes Jahr erzeugt die weltweite Zementproduktion allein schon 9 Prozent des menschengemachten CO<sub>2</sub>.

Wenn am Schluss von Uno-Klimakonferenzen rituell verkündet wird, man sei sich einig darüber, wie dringend der Kohlenstoffausstoss reduziert werden müsse, fragt man sich, wie viel dieser Konsens bewirken mag, da die globale Wirtschaft und die Bedürfnisse von acht Milliarden Menschen diesen Ausstoss verursachen. Beim WEF in Davos war von einer weltweit übergreifenden Politik die Rede. Sie beruht auf ESG (Environment, Social & Governance), was

bedeutet, dass bei der Unternehmensführung auch die Umwelt und soziale Überlegungen mit einbezogen werden sollen. Diese Politik soll die durch den Tod der Globalisierung entstandene Lücke füllen. Das hört sich verdächtig nach dem Embryonalzustand einer zukünftigen «Weltregierung» an, freilich keiner demokratisch gewählten, sondern einer, die von so unterschiedlichen multinationalen Konzernen wie Philip Morris, Gazprom und BP bestimmt wird.

Dass Greta Thunberg und Big Oil von dieser Entwicklung ähnlich begeistert zu sein scheinen, ist Grund zu Beunruhigung. Und dass es einen angeblichen «Konsens» geben soll über so komplexe Fragen wie das globale Klima, sollte bei Geowissenschaftlern die Alarmglocken schrillen lassen. Die sozialen Medien und die internationale Presse beziehen ihre Informationen im Wesentlichen aus denselben Quellen. Deshalb klingt «Konsens» offiziell, ist aber zweifelhaft. Die Einstellung zum Klimawandel wird stark beeinflusst durch die von den Medien geschürte «öffentliche Meinung», und die mag es nicht, wenn man ihr widerspricht.

#### **Rückkehr ins Mittelalter**

Wir leben in einer Zeit, in der ein Mensch oder eine Institution gecancelt werden kann, wenn sie eine unliebsame Meinung äussert. Eine solche Situation hat es in Westeuropa seit den Tagen des Faschismus nicht mehr gegeben. Das ist eine echte Gefahr für Wissenschaftler, sollten ihre Forschungen Daten ergeben, die sie dazu bringen, anderer Meinung zu sein und die offizielle Doktrin in Frage zu stellen. Gleichzeitig können einzig die Wissenschaften Möglichkeiten aufzeigen, wie sich die Schäden, die die Menschheit der Umwelt zufügt, auf ein Mindestmass beschränken lassen und sich unser Aufenthalt auf diesem Planeten dadurch hoffentlich verlängern lässt.

Eine der wichtigsten Aufgaben der Geowissenschaften ist es, der Heuchelei von Umweltaktivisten entgegenzutreten, die klagen, wie schlimm Big Oil ist, obschon sie, wie wir alle, völlig davon abhängig sind. Praktisch jeder Aspekt des modernen Lebens wird bestimmt durch aus prähistorischem abgestorbenem organischem Material entstandenes Erdöl, das nur Erdölgeologen auffinden können und das einfallreiche Industriechemiker in Millionen Produkte verwandeln: Nahrung und Kleidung, Farben und Plastik, Brennstoffe und Pharmazeutika, auf die wir tagtäglich angewiesen sind. Daran wird sich nichts ändern – es sei denn, wir einigen uns weltweit darauf, ins Mittelalter zurückzukehren.

James Hamilton-Paterson ist Journalist und Schriftsteller. Im April erscheint im Verlag Head of Zeus sein neuestes Buch: «Stuck Monkey: The Deadly Planetary Cost of the Things We Love». Darin zeigt er die Folgen unseres Konsumverhaltens für die Umwelt in einem überraschenden Licht.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer.

## Ein Rechtsstaat stiehlt nicht

Darf die Schweiz Gelder sanktionierter Russen beschlagnahmen und an die Ukraine schicken? Der Strafrechtler Mark Pieth meint: ja. Nein, das geht absolut nicht: Die Schweiz muss auch in schwierigen Zeiten ein Rechtsstaat bleiben. Es geht nicht an, dass wir sämtliche Rechtsprinzipien über Bord werfen, um uns medialen Strömungen, politischen Wünschen anzupassen.

Es geht nicht nur um die Neutralität der Schweiz, es geht auch um fundamentale Rechtsprinzipien. Und der Schutz des Eigentums gehört dazu. Er ist nicht nur in der schweizerischen Verfassung, sondern auch in der Europäischen Menschenrechtskonvention und den Verfassungen vieler Staaten (auch der USA) verankert.

Den von Sanktionen erfassten russischen Personen wird keinerlei konkretes Delikt, keinerlei strafrechtliche Herkunft der Gelder vorgeworfen. Sie fallen einfach unter die Sanktionen, weil die USA und die EU sie als sanktionierte Personen aufführen. Schon die Blockierung solcher Gelder – ohne den Hintergrund von Straftaten – entspricht nicht den schweizerischen rechtsstaatlichen Prinzipien und schon gar nicht der schweizerischen Neutralität. Völlig verheerend wäre es nun, diese blockierten Gelder auch noch zu beschlagnahmen, also den Berechtigten das Eigentum zu entziehen be-



*Rechtsprinzipien? Strafrechtler Pieth.*

ziehungsweise zu stehlen. Es besteht nicht die geringste Berechtigung dazu.

Strafrechtlich liegt gegen die sanktionierten Personen nichts vor. Und auch strafrechtliche Verfahren bestehen nicht. Mit einem solchen, aus reinem politischem Opportunismus geborenen Schritt würden wir unsere fundamentalsten Prinzipien über Bord werfen und auch unseren Ruf in der Staatengemeinschaft als Rechtsstaat und sicherer Staat vernichten. Ein Rechtsstaat muss sich gerade dann bewähren, wenn irgendwelche politischen Opportunisten danach rufen, den Rechtsstaat in den Abfall zu schmeissen. *Valentin Landmann*

# Warnung vor der Monsterwelle

Bern rechnet im schlimmsten Fall mit bis zu 40 000 neuen Asylgesuchen in diesem Jahr. Die SVP Schweiz will die Prüfung der Anträge ins Ausland verlagern.

Hubert Mooser

So kann es nicht weitergehen», sagt SVP-Nationalrat Gregor Rutz. «Mit den kleinen Revisionschritten, die wir in den letzten Jahren im Asylgesetz vorgenommen haben, können wir die illegale Migration nicht stoppen.» Es ist Samstagnachmittag, in der Stadthalle von Bülach hält die SVP ihre Delegiertenversammlung ab. Rutz fordert vor der Basis einen Paradigmenwechsel in der Asylpolitik. Der Plan,



Fiasko: Bundesrätin Keller-Sutter.

den er und die SVP dabei vor Augen haben, geht so: Die Asylverfahren sollen ausserhalb der Landesgrenze stattfinden. Grossbritannien plane Asylzentren fernab des Heimatlandes und habe ein entsprechendes Abkommen mit Ruanda in Afrika abgeschlossen. Auch Dänemark und Österreich gingen in diese Richtung. Das wäre laut Rutz auch mit der Flüchtlingskonvention vereinbar, wie in England der High Court of Justice bestätigt hat.

## Kantone ächzten unter Zustrom

Am Dienstag legte die SVP nach und präzisierete ihre Vorschläge in einem Positionspapier. Nun kommt also auch in der Schweiz politische Bewegung in dieses Dossier, nachdem im letzten Jahr eine gewaltige Flüchtlingswelle über das Land geschwappt ist. 24 500 neue

Asylgesuche registrierte das Staatssekretariat für Migration (SEM), fast doppelt so viele, wie man im Januar erwartet hatte. Gleichzeitig nahm das Land gegen 75 000 Kriegsflüchtlinge aus der Ukraine auf. Die Kantone ächzten unter dem Zustrom, Aargau und Luzern riefen gar den Notstand aus. Und irgendwie befürchten alle, dass dies erst der Anfang einer noch grösseren Welle sein könnte. Vor einigen Tagen setzte das SEM denn auch vorsorglich eine Art Warnmeldung ab: Man müsse für 2023 nebst den ukrainischen Kriegsflüchtlingen im schlimmsten Fall mit bis zu 40 000 neuen Asylgesuchen rechnen.

Damit löst sich auch gleich eine grosse Ankündigung der früheren Migrationsministerin Karin Keller-Sutter (FDP) in Luft auf. Sie war

## Die grosse Ankündigung der früheren Migrationsministerin Keller-Sutter hat sich in Luft aufgelöst.

letzten Herbst hochofrenet über ein Treffen mit den EU-Innenministern in Luxemburg zurückgekehrt. Es seien «wirklich Ross und Reiter genannt» worden, gab sie nach der Sitzung zu verstehen. Nämlich, dass die Visa-Politik der Serben für die Flüchtlingsströme verantwortlich sei. Serbien lasse Asylsuchende aus gewissen Staaten visumsfrei einreisen, die dann mit Schleppern auch in die Schweiz gelangten. Unser Land könne jedoch nun davon ausgehen, dass Serbien seine Visa-Praxis bis Ende 2022 ändern werde, versprach sie. Diesen Eindruck hat man nicht, zieht man die Prognose des Staatssekretariats in Betracht.

Die SVP drängt darum auf Veränderungen. Denn für Rutz ist die bisherige Schweizer Migrationspolitik ein gewaltiges Fiasko, weil die Bundesbehörden sich mit der Zählung verfügbarer Flüchtlingsbetten begnügten.

Besonders die Einsatzkräfte des Bundesamtes für Zoll und Grenzsicherheit (BAZG) müssen sich bei ihrer Arbeit im Stich gelassen fühlen. Davon konnte sich die für die Migration zuständige Staatspolitische Kommission (SPK)

vor ein paar Tagen selber ein Bild machen, als sie dem Bundesasylzentrum und der Grenzschutz in Chiasso einen Besuch abstattete. Insgesamt griff das BAZG 52 077 Migranten auf, die illegal eingereist waren. Der Grossteil davon will die Schweiz wieder verlassen und in ein anderes europäisches Land weiterreisen. Aber der Grenzschutz fehlt das Personal, um zu kontrollieren, ob dies tatsächlich der Fall ist. Sie könnten also ebenso gut in der Schweiz untertauchen.

## Österreichische Sozialisten als Vorbild

Das Migrationsdebakel lässt sich jedoch auch an einer anderen Zahl ablesen: an den insgesamt 45 000 abgelehnten Asylgesuchen, wobei die Mehrzahl der Betroffenen aber als vorläufig Aufgenommene trotzdem im Land bleiben darf. Oder an den (tief) geschätzten 76 000 illegal Anwesenden (Sans-Papiers). «Als Lösung bietet sich an, Asylverfahren eben nicht mehr in der Schweiz durchzuführen», findet Gregor Rutz und verweist auch auf einen Vorschlag seines Aargauer Partei- und Ratskollegen Andreas Glarner. Dieser schlägt vor, gemeinsam mit den Kantonen an den Landesgrenzen mehrere Transit-Zonen mit Unterkünften sowie die notwendigen Verfahrens- und Verwaltungsräume zu erstellen. Die Gesuche würde man hier prüfen; einreisen darf nur, wer einen positiven Asylbescheid erhalten hat.

Die neu für die Migration zuständige Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider (SP) hat bisher ihre Karten noch nicht aufgedeckt. Bei ihrem ersten Treffen mit den EU-Innenministern liess sie aber immerhin durchblicken, dass Reformen des europäischen Migrations- und Asylsystems notwendig seien. Aber wagt sie auch einen Paradigmenwechsel? «Sie sollte sich ein Beispiel nehmen an ihren österreichischen Parteikollegen», rät Rutz und zitiert eine Passage aus dem Parteiprogramm der SPÖ: «Verfahrenszentren ausserhalb der EU sind die einzig vernünftige Lösung, Leid zu verhindern, kriminellen Schleppern das Handwerk zu legen und die Kontrolle darüber zu erlangen, wer europäischen Boden betritt und wer nicht.» Das müsste den Schweizer Sozialdemokraten langsam zu denken geben.



# Machtverhältnisse bei Ringier

Sieger im Ringier-Drama ist *Blick*-Chef Dorer. CEO Walder ist aber nicht der klare Verlierer.



Das Meeting vom letzten Freitag hatte es in sich. Marc Walder, der CEO von Ringier, traf sich mit den dreissig Journalisten der *Blick*-Redaktionsleitung. Es war Walders erster Auftritt beim *Blick*, seit er zwei Wochen zuvor das Boulevardblatt wie das Haus Ringier ins Elend geritten hatte.

Zwei Wochen zuvor wurde publik, dass Ringiers CEO Walder ein Meldegänger war. Er war ein Meldegänger für Bundesrat Alain Berset.

Dutzendweise wurde Walder aus dem Büro Berset mit vertraulichen Informationen gefüttert. Die Interna bekam Walder von Peter Lauener, dem Kommunikationschef und intimen *copain* von Bundesrat Berset. Die Leaks waren offensichtlich mit Berset abgesprochen.

Meldegänger Walder eilte dann mit den Indiskretionen zu *Blick*-Chefredaktor Christian Dorer und regte eine Publikation an, in der Berset steil herauskommen sollte. Gegenüber Dorer verschwieg Walder allerdings stets, wer seine sprudelnde Quelle war.

Als CEO Walder am Meeting vom letzten Freitag nun vor die *Blick*-Journalisten trat, sagte er das, was alle hören wollten. «Ich bedauere es sehr», sagte Walder, «dass der *Blick* in diese schwierige Situation geraten ist.» Das *Blick*-Team fühlte sich dadurch, und zu Recht, von eigener Korruptierbarkeit entlastet.

Als ein *Blick*-Redaktor den CEO dann fragte, warum er diese unsägliche Liaison mit dem Büro Berset eingegangen war, duckte sich Walder weg. Er könne, sagte er, zu einem laufenden Verfahren keine Stellung nehmen.

Nach Walder sprach Michael Ringier, der VR-Präsident, zur *Blick*-Redaktion. Er las, eher ge-

langweilt, ein internes Communiqué vor, nach dem *Blick*-Chef Dorer ab sofort ihm direkt und nicht mehr Walder unterstellt sei. Dazu, so kündete Ringier an, würden alle Chefredaktoren

*Michael Ringier ist ein Charaktertyp, wie er heute selten geworden ist. Er ist ein Gentleman.*

künftig nicht mehr von CEO Walder, sondern vom Verwaltungsrat ernannt.

Auf den ersten *Blick* ist die interne Machtverschiebung damit klar. Eindeutiger Sieger ist Christian Dorer, der Chef der *Blick*-Gruppe, dem de facto nun niemand mehr reinreden wird. Eindeutiger Verlierer ist CEO Marc Walder, der publizistisch im Haus nichts mehr zu melden hat. «Ringier entmachtet Konzernchef Marc Walder», wusste denn die *Schweiz am Wochenende*, das Blatt, das die Berset-*Blick*-Connection aufgedeckt hatte.

Auf den zweiten *Blick* ist die Sachlage, wie **A**leider so häufig, nicht so klar.

Schlüsselfigur im Machtgeflecht ist Verleger Michael Ringier. Er ist ein Charaktertyp, wie er heute selten geworden ist. Ringier ist ein Gentleman. Gentlemen haben eine spezielle Eigenschaft. Sie sind loyal zu ihren engsten Vertrauten, auch wenn die mal einen Blödsinn machen. Ringier lässt seinen CEO Walder darum nicht fallen.

Alain Berset, im Gegensatz dazu, ist kein Gentleman. Loyalität ist für ihn ein Fremdwort. Das bewies er schon mit seinen Seitensprüngen seiner Frau gegenüber. Peter Lauener,

zehn Jahre lang sein engster Kompagnon, liess er nun fallen wie eine heisse Kartoffel.

Michael Ringier hingegen weiss, warum er zu seinem Kompagnon hält. CEO Walder hat den traditionellen Presseverlag in eine digitalisierte Company der hochrentablen Online-Marktplätze umgemodelt. Als Walder begann, war Ringier vielleicht 600 Millionen Franken wert. Heute sind es gegen drei Milliarden.

Der Blödsinn von Walder war, dass er, ob schon früherer Chefredaktor in der *Blick*-Gruppe, die Zeitung zunehmend für seine persönliche Interessenlage einspannte. Seine Interessenlage war seine Nähe zu Persönlichkeiten wie Pierin Vincenz von Raiffeisen, Urs Rohner von Credit Suisse, Daniel Vasella von Novartis und Andreas Meyer von den SBB. Sie, und einige mehr, versuchte Walder im *Blick* in ein helles Licht zu rücken und nahm darum Einfluss auf die Redaktion. Am dreiesten trieb er dieses Eigeninteresse zuletzt bei seinem Ami Alain voran.

Weil auf Ringiers Chefetage noch so etwas wie altertümlicher Anstand herrscht, ist CEO Marc Walder intern zwar angezählt, aber nicht auf den Brettern. Es war geplant, dass er in wenigen Jahren als Nachfolger von Michael Ringier neuer VR-Präsident des Hauses wird.

Ich glaube, das ist, gemessen an Walders gesamtem Leistungsblatt, nach wie vor eine gute Idee.

Walder hat zwar einen Blödsinn gemacht. Aber Walder ist ein ehemaliger Tennisprofi. Er weiss darum, dass man denselben Aufschlagfehler nicht zweimal hintereinander machen darf.

# Zeitenwende in Kiew

Der Krieg läuft schlecht für die Ukraine, die Korruption blüht, die Demokratie wird abgebaut. Hinter den Kulissen tobt bereits ein Machtkampf um Selenskyjs Nachfolge.

Wolfgang Koydl

**N**ur im Krieg kann Grauen in derart dürre Worte gefasst werden: «17. Januar: 200 mobilisierte Personen aus Kiew und Tschernihiw gebracht.» So beginnt die Meldung des Ortskommandanten in der umkämpften ostukrainischen Stadt Bachmut an den Generalstab in Kiew. «27. Januar: 37 bestätigte Tote, 26 Verwundete, 55 Verweigerer, mehr als 30 Vermisste (wahrscheinlich auch tot oder gefangen).» Lapidar schliesst der Bericht: «Schicken Sie die nächste Charge.»

Der Text macht in sozialen Netzen in der Ukraine die Runde, ebenso wie Videos neuer Soldatenfriedhöfe. Die Kamera fährt an einem Meer blau-gelber Fahnen und frischer Gräber vorbei – versteckt gefilmt, denn erwischen lassen sollte man sich dabei nicht. Denn niemand soll sehen, was immer deutlicher wird: Der Krieg läuft schlecht für die Ukraine.

## Mangel an Soldaten

Selbst Präsident Wolodymyr Selenskyj gibt es mittlerweile zu: Die Lage sei «äusserst angespannt». Walerij Saluschnji, der Oberkommandierende der ukrainischen Streitkräfte, bestätigte die grimmige Einschätzung: Auch mit den nun gelieferten schweren Waffen seien «grössere Operationen nicht möglich». Skeptisch äusserte sich auch Oleksji Arestowitsch, der vor kurzem gefeuerte frühere enge Berater Selenskyjs: «Ich bin jetzt unabhängig und kann sagen, was ich will.» Es sei «sehr unwahrscheinlich», dass die Ukraine den Krieg gewinne.

Die Offensiven vom vergangenen Herbst sind festgefahren. Russland verzeichnet kleine, aber offensichtlich strategisch wichtige Geländegewinne und kann immer neue Truppen in die verlustreichen Kämpfe werfen. Die Rückschläge für die Ukraine waren offenbar einer der Gründe, weshalb die Lieferung westlicher Kampf-

panzer mit fast panischer Eile vorangetrieben worden war.

Ein genaues Bild von der Situation gibt es nicht, da Kiew Informationen unterdrückt. Wer auf Facebook, Telegram oder Twitter Berichte über Verluste, Desertionen oder Kriegsmüdigkeit postet, kann mit Gefängnis bestraft werden. Nach Berichten ungarischer Medien regelt Kiew sogar, in welchen Abständen gefallene Soldaten bestattet werden dürfen, damit die Moral sich nicht weiter verschlechtert. Daher würden Leichen in – vom Westen gespendeten – Kühllastwagen zwischengelagert und erst nach und nach zur Beisetzung freigegeben.

«Schatten eines Diktators»: Präsident Selenskyj.

Der ungarische Blick in diesem Konflikt ist aufschlussreich, weil das Land eine gemeinsame Grenze mit der Ukraine hat. In der ukrainischen Oblast Transkarpatien leben rund 150 000 ethnische Ungarn, deren schlechte Behandlung durch Kiew immer wieder Gegenstand diplomatischer Proteste aus Budapest ist.

Der jüngste Vorwurf: Der ukrainische Generalstab verheize vorrangig Angehörige nationaler Minderheiten wie Ungarn oder Rumänen in den «Blutmühlen» im Osten. So sei das zur Hälfte von Ungarn gestellte 128. Gebirgsjägerbataillon bei den Kämpfen um Soledar total aufgegeben worden.

Auch westliche Militärs beschäftigt zunehmend die Frage, ob die Ukraine überhaupt noch über genügend Soldaten verfügt. Der *Spiegel* zitierte den Bundesnachrichtendienst, gemäss dem die Ukraine allein in der Region Bachmut jeden Tag eine dreistellige Zahl von Soldaten verliere. Selenskyj hat soeben eine neue Mobilisierungswelle angekündigt. Wie Jurij Scheljaschenko, der Vorsitzende der ukrainischen pazifistischen Bewegung, unlängst erklärte, seien nur wenige Männer bereit, zur Armee zu gehen. «Die meisten ignorieren die Einberufungsbriefe», sagte er.

## Oligarchen werden nicht angetastet

Daher scheint die Armeeführung zu rabiaten Methoden übergegangen zu sein. Videos belegen, wie Männer von der Strasse weg oder in ihren eigenen Wohnungen aufgegriffen und zum Wehrdienst verbracht werden. Mit dem Gesetz Nummer 8271 wurden die Strafen für Desertion und Befehlsverweigerung drastisch verschärft. Nach den Worten von Selenskyj habe er den Generalstab damit beauftragt, «Reserven zu schaffen, damit sich die Verteidiger nach den Feindseligkeiten ausruhen können».

Entscheidendes Exekutiv-Gremium ist inzwischen der Nationale Sicherheitsrat, der von



Selenskyj geleitet wird und nur ihm gegenüber rechenschaftspflichtig ist. Mit einem neuen Mediengesetz vom vergangenen Dezember erhält dieser Rat das Recht, Zeitungen und Websites ohne Begründung zu schliessen. Das Gesetz sei «der schlimmsten autoritären Regime würdig», klagte Ricardo Gutiérrez, Chef der Europäischen Journalistenföderation. Im Urteil des ukrainischen Journalistenverbands wirft das Gesetz den «Schatten eines Diktators» auf Selenskyj. Gleich nach Kriegsbeginn hatte der Präsident bereits die TV-Sender gleichgeschaltet.

Mundtot gemacht wurden auch Opposition und Gewerkschaften. «Es gibt keine Opposition», sagte Walentin Rybin, ein Anwalt, der Regierungskritiker verteidigte und inzwischen Staatsbürgerschaft und Lizenz aberkannt bekam. Und weiter: «Es ist lebensgefährlich, seine Meinung zu sagen.» Auf ihn selbst wurden Anschläge von Neonazis verübt. Rybin schätzt die Zahl politischer Gefangener auf «einige tausend». Der Geheimdienst SBU nehme willkürlich Verhaftungen vor.

Mitten im Krieg wurde zudem ein neues Arbeitsrecht verabschiedet, das Oligarchen und neoliberale Ökonomen diktiert haben könnten:

*«Es gibt keine Opposition – es ist lebensgefährlich, seine Meinung zu sagen.»*

Kündigungen werden erleichtert; Schwangerschaft und Alter reichen als Gründe, ausserdem die Beschädigung eines Betriebes durch Kriegseinwirkung. Für kleinere und mittlere Betriebe wurden Arbeitsschutznormen abgeschafft. Löhne können ab dem Moment einbehalten werden, in dem der Arbeitnehmer seinen Einberufungsbescheid erhält. Er sehe ja ein, dass der Krieg Geld koste, so Vitali Dudin von der Arbeitnehmerbewegung Sozialni Ruch und fügt an: «Aber Oligarchen werden nicht angetastet.»

Oligarchen und Politiker wurden anders behandelt, wie die Serie von Korruptionsskandalen zeigte, die Kiew aufschreckte – allerdings erst, nachdem CIA-Chef William Burns überraschend Selenskyj aufgesucht hatte. Er drängte wohl aus Sorge um das Image des Landes im Westen auf Massnahmen. Im Zentrum der Vorwürfe steht das Verteidigungsministerium, dessen Chef Oleksji Resnikow die Verfehlungen seines Vize-ministers sogar noch verteidigte. Die Whistleblower, die den Skandal ans Licht gezerrt hatten, hätten ein Verbrechen begangen, sagte er.

Neun Vizeminister und fünf Leiter von Regionalverwaltungen mussten wegen der Enthüllungen über die Klinge springen. Beobachter spekulieren, dass bei dieser Gelegenheit gleich auch politische Rechnungen beglichen wurden. Denn hinter den Kulissen tobt in Kiew ein Machtkampf um Selenskyjs Nachfolge.

Regulär soll im kommenden Jahr gewählt werden, vorausgesetzt, der Krieg ist bis dahin beendet. Unter Kriegsrecht sind Wahlen ausgesetzt. Es gilt als ausgemacht, dass der Amtsinhaber wieder antreten wird. Sein schärfster Gegenkandidat könnte Kiews Bürgermeister Vitali Klitschko sein, der von Ex-Präsident Petro Poroschenko unterstützt wird: Dieser hat das Geld, jener die Popularität. Allerdings läuft gegen Poroschenko ein Verfahren wegen Hochverrats. Es wird nicht ausgeschlossen, dass es von Selenskyjs Leuten aus politischen Gründen initiiert wurde. Über Poroschenko könnte auch Klitschko beschädigt werden.

### Stiche gegen Klitschko

Das Verhältnis des Präsidenten zum Bürgermeister ist mit Animosität nur unzureichend beschrieben. Der Ex-Boxer kann zwar körperlich Schläge einstecken; bei Verbalattacken reagiert er mimosenhaft und nachtragend. Gerade die aber waren die Spezialität des Komikers Selenskyj, der sich gerne über den angeblich unterbelichteten Klitschko lustig machte, der wohl zu oft am Kopf getroffen worden sei. Ende 2021 ordnete Selenskyj Hausdurchsuchungen bei Klitschkos Vertrauten an. «Versehentlich» klingelte die Polizei auch bei ihm daheim.

In Umfragen holt der Bürgermeister zum Kriegspräsidenten auf. Das könnte der Grund gewesen sein, weshalb Selenskyj ihn Ende des Jahres öffentlich zusammenstauchte. «Insbesondere in Kiew» habe es Klagen über mangelnden Zivilschutz gegeben – und weiter: «Dort muss, gelinde gesagt, noch daran gearbeitet werden.» Da Klitschko kaum mehr Zugang zu den gleichgeschalteten Medien hat, meldete er sich über seine Hauspostillen im Ausland zu Wort: In Interviews mit dem *Spiegel* und der *Bild*-Zeitung mahnte er nationalen Zusammenhalt an. Die versteckte Botschaft dazu: Der Präsident untergräbt die Moral in Kriegszeiten.



## Pentagon-Denkfabrik: Frieden mit Putin

Die hochrenommierte konservative Denkfabrik Rand Corporation, Hirn des US-Verteidigungsministeriums, fordert in einem aktuellen 32-seitigen Bericht eine Beendigung des Kriegs in der Ukraine, einen stabilen Verhandlungsfrieden mit Russland und eine neutrale Ukraine, aus der sich die Nato zurückziehen solle, um «eine langjährige Ursache russisch-amerikanischer Spannungen zu beseitigen». Die Ukraine brauche solide Sicherheitsgarantien und Russland die Aussicht auf ein Ende der Sanktionen.

Ein langer Krieg sei nicht im US-Interesse und berge ein enormes Eskalationsrisiko bis hin zu einer nuklearen Katastrophe. Die USA drohten sich zu verzetteln, auch sei die Gefahr gross, dass mit einer längeren Dauer die Russen die «ukrainischen Schlachtfeld-Erfolge im Herbst 2022 in ihr Gegenteil umdrehen». Die Intensität der westlichen Unterstützung könne alsbald nachlassen. Schon jetzt seien viele Waffenlager der Amerikaner und der Europäer leer.

### Eskalation, Rezession

Je länger der Krieg dauere, desto stärker belaste er die Weltwirtschaft. Am härtesten getroffen werde Europa. Die gestiegenen Energiepreise hätten im Winter 2022/23 bis jetzt eine EU-Übersterblichkeit von 150 000 Toten produziert. Das Interesse der USA an einem Sieg sei weit geringer als dasjenige Russlands, das immer enger an China heranrücke, was amerikanischen Interessen schade. Fazit: Die möglichen Vorteile eines längeren Kriegs werden von den Gefahren – Eskalation, Rezession – mehr als aufgewogen.

Die Rand-Forscher trauen weder den Russen noch den Ukrainern einen totalen Sieg zu. Auf beiden Seiten aber herrsche Siegeszuversicht, was die Eskalation befeure, ähnlich wie im Ersten Weltkrieg. Ziel müsse ein Waffenstillstand sein, idealerweise ein Friedensabkommen im Interesse beider Parteien. Damit sei den USA am besten gedient. Der Friedensappell aus Pentagon-Kreisen unterläuft die Lieferung von EU-Panzern an die Ukraine. Während europäische Regierungen zum Krieg trommeln, mahnen US-Strategen zum Frieden.

Der Rand-Bericht wird in deutschen Mainstream-Medien totgeschwiegen.

Roger Köppel

# Manche mögen's kalt

Die Fische haben verschiedene Strategien, um den kalten Winter zu überstehen. Das Leben im Eiswasser hat auch Vorteile.

Veronika Straass



Polarnacht auf Sparflamme.

**W**o Bäche im Winter eisfrei bleiben oder das Eis auf Seen klar ist wie Glas, kann man sie sehen: Karpfen, Flussbarsche, Rotfedern und viele andere. Manche von ihnen driften mit zeitlupenhaft trägen Flossenschlägen durchs Wasser. Andere liegen reglos am Grund. Aale und Welse graben sich in den Bodenschlamm ein, bis nur noch der Kopf herauschaut. Junge Bachforellen suchen sich schon im Spätherbst einen geeigneten Stein, in dessen Strömungsschatten sie mit sparsamen Flossenschlägen die Stellung halten; werden sie nicht gestört, bewegen sie sich bis zum Frühjahr nicht von ihrem Platz weg. Nur wenn man genau hinsieht, erkennt man, dass sich bei den fast reglosen Tieren hin und wieder das Maul öffnet und sich die Kiemendeckel heben. Sie atmen noch, oft nur einmal pro Minute.

## Verdauungssystem im Urlaub

Was für uns so aussieht, als wären die Fische ihrem sicheren Ende nahe, ist nichts anderes als eine effiziente Strategie, mit der Winterkälte umzugehen. Fische sind wechselwarm. Sie stellen ihre Körpertemperatur nicht auf einen bestimmten Sollwert ein, wie es Mensch, Katze, Hund und andere Warmblüter tun. Ihre

Körpertemperatur richtet sich vielmehr nach der Aussentemperatur. Je kälter das Wasser um sie herum ist, desto kälter werden auch sie, und desto langsamer laufen ihre Lebensprozesse ab.

Dieses Leben auf Sparflamme hat gewaltige Vorteile: Wer in Zeitlupe lebt, braucht nur wenig Sauerstoff; für die paar Atemzüge reicht meist der Sauerstoffvorrat unter der Eisdecke. Ein Fisch im winterlichen Dämmer Schlaf braucht fast keine Energie, muss also auch kein Futter suchen. Sein Verdauungssystem hat Urlaub.

Eine Eigenart des Wassers bewahrt die Fische davor, in eisigen Wintern zu erfrieren: Wasser ist nicht bei null Grad, sondern bei vier Grad am schwersten. Deshalb sammelt sich vier Grad kaltes Wasser in Bodennähe, während es darüber immer kälter wird, bis es unmittelbar unter der Eisschicht nur noch knapp über null Grad kalt ist. Für Fische ist diese Schichtung ideal. In Bodennähe können sie frostfrei und sicher die kommenden kalten Monate verdämmern.

Meeresfische haben andere Herausforderungen zu bewältigen. Wegen des Salzgehaltes können die polaren Meere bis auf minus 1,8 Grad abkühlen, bevor sie gefrieren. Die meisten Fischarten könnten hier nicht überleben; ihnen würde das Blut in den Adern gefrieren.

Eiskristalle würden die Zellmembranen zerschneiden, die roten Blutkörperchen würden von Eiskristallen zerfetzt und zerstört.

## Grönlandhaie aus der Zeit Magellans

Dennoch gibt es in den Meeren um die Pole Organismen, die sich an diesen Lebensraum angepasst haben. Viele hier lebende Fischarten produzieren Frostschutzmittel, die ein Gefrieren der Körperflüssigkeiten verhindern. Der Antarktisdorsch *Notothenia coriiceps* bildet in der Bauchspeicheldrüse spezielle Glykoproteine, die sich an entstehende Eiskeime anheften und damit verhindern, dass Eiskeime zu Eiskristallen in gefährlicher Grösse anwachsen. Auf diese Weise kann das Innenleben des Dorsches bis auf knapp zwei Grad unter null herunterkühlen.

Den antarktischen Winter, der fast ein halbes Jahr dauert, verbringt dieser Dorsch noch konsequenter als seine Süßwasser-Verwandtschaft im Energiesparmodus: «Antarktische Dorsche im Winter verhalten sich semi-komatös», sagt Keiron Fraser, Meeresbiologe vom British Antarctic Survey. Während der Polarnacht fällt der Fisch in einen winterschlafartigen Zustand.

Der Grönlandhai dagegen bleibt selbst im Winter aktiv, allerdings im Schnecken tempo. Mit durchschnittlich 1,22 Stundenkilometern schleicht er durchs Eismeer; selbst im Sprint kommt er nicht über 2,6 Stundenkilometer hinaus. Sein lateinischer Name *Somniosus microcephalus* bedeutet flapsig übersetzt «der Schlaftrunkene mit dem Erbsenhirn».

Was als Mangel belächelt wird, ist in eisigen Meeren die perfekte Anpassung: Grönlandhaie überleben, weil Langsamkeit ihr Lebensprinzip ist. Sie wachsen langsam (pro Jahr nicht mal einen Zentimeter), sie reifen langsam (erst mit etwa 150 Jahren sind die Weibchen geschlechtsreif), sie altern langsam. Mit Hilfe der Radiokarbonmethode wurde festgestellt, dass Grönlandhaie 500 Jahre alt werden können. Mindestens. Die ältesten Grönlandhaie, die heute durchs Eismeer streifen, wurden also um die Zeit geboren, als Ferdinand Magellan zu seiner ersten Weltumsegelung aufbrach.



# Die Schweiz verpasst die Friedenschance

Die Rufe nach Kriegsunterstützung sind auch hierzulande ohrenbetäubend. Dabei wäre neutrales Vermitteln die wichtigste Aufgabe unserer Politik und Diplomatie.

René Roca

Diverse Artikel in Schweizer Medien sowie Vorstösse von politischen Gremien rufen Bundesrat und Parlament auf, sie müssten die Vorgaben der Schweizer Neutralität überprüfen. Sie konstatieren «nach sorgfältigen Analysen», dass der Bundesrat falsch gehandelt habe, als er sich weigerte, auf den Antrag Deutschlands einzutreten und auf die Nichtwiederausfuhr-Erklärung für bezogenes Kriegsmaterial zu verzichten. Die Artikel und Vorstösse gipfeln in Versuchen, das geltende Recht, das Kriegsmaterialgesetz (KMG), so zu biegen, dass für den Ukraine-Krieg «ausserordentliche Umstände» gälten (wie wenn solche nicht auf jeden Krieg zuträfen). Solche «Umstände» würden es dann erlauben, Munition an die Ukraine zu liefern.

## Wie kann man Verträge brechen?

Abgesehen von solchen juristischen Spitzfindigkeiten reihen sich diese Stellungnahmen nahtlos in ein Narrativ ein, das auf Biegen und Brechen versucht, die Schweizer Neutralität zu unterminieren. Nur noch ein Umstand scheint viele Exponenten zu beschäftigen: Wie kann die Schweiz endlich Waffen an die Ukraine liefern? Wie kann man juristische Hürden über-

## Sogar die GSoA kommt ins Wanken. Noch gestern wollten sie die Armee abschaffen.

winden, Verträge brechen und einem einseitigen Verständnis von Völkerrecht gerecht werden? Hauptsache, der Krieg wird weiter unterstützt. An den Frieden denkt niemand mehr.

Man reibt sich die Augen: Bürgerliche Parteipräsidenten fordern im Zusammenhang mit Waffenlieferungen an die Ukraine Notrecht, Aufrüstung der eigenen Armee, weitere Annäherung an die Nato. Noch gestern waren sie mitverantwortlich dafür, dass die Schweizer Armee totgespart und degradiert wurde.

Linke Exponenten (SP, Grüne) schwören dem Pazifismus ab («Sag mir, wo die Blumen sind...») und ächten jegliche Friedensoption.

Sogar die GSoA kommt ins Wanken. Noch gestern wollten sie alle die Armee abschaffen, haben sie das KMG verschärft. Es scheint, dass nur noch wenige geradeaus denken können und in unserer geschichtsvergessenen Zeit wissen, welche wichtige Rolle der Schweiz in Konflikten und Kriegen immer wieder zukam. Denn sonst wäre klar, dass die Neutralität der Schweiz nicht bedeutet, einfach abseits zu stehen und passiv zuzuschauen, sondern dass dies heisst, aktiv die Friedensoption ins Spiel zu bringen. Solche stille Diplomatie liefert nicht fette Schlagzeilen, sichert aber die Glaubwürdigkeit des Neutralen und sorgt für das nötige Vertrauen.

Schon mehrere Male hätten Schweizer Offizielle, hätte der Bundesrat die Möglichkeit gehabt, diese Friedensoption ins Spiel zu bringen; kläglich haben sie alle versagt. Sie sitzen lieber brav an Geberkonferenzen, organisieren diese sogar und verteilen Gelder. Gelder für einen Wiederaufbau mitten im Krieg notabene. Man will also Waffen liefern für die Zerstörung und spricht bereits Gelder für den Wiederaufbau – absurder geht es nicht.

Die Zerstörung der Ukraine wird nicht verhindert, sondern mit einem Stellvertreterkrieg aktiv gefördert. Die Gräben werden tiefer, der Krieg intensiver und das Leiden der Zivilbevölkerung schlimmer. Die USA arbeiten derweil eifrig daran, entscheidende Züge auf dem «Schachbrett» zu vollziehen. Dabei vertreten sie weiter ihre imperialen Machtansprüche. Zbigniew Brzezinskis Buch «Die einzige Weltmacht» («The Grand Chessboard») ist informativ.

Der Schweizer Historiker Wolfgang von Wartburg schrieb im Zusammenhang mit der Schweizer Neutralität davon, dass es einen Ort auf der Welt geben müsse, der ausschliesslich dem Frieden diene. Die Bedeutung der Neutralität muss dringend wieder gewürdigt werden, denn sie hat in Friedens- wie in Kriegszeiten eine immense Dimension. Wieso wird das nicht mehr erkannt?

In der gegenwärtigen Diskussion erodiert die Schweizer Neutralität immer mehr. Damit können auch das IKRK und die Guten Dienste ihre Wirkung nicht voll entfalten. Im Gegenteil, die

Arbeit des IKRK wird erschwert, und die Guten Dienste werden der Lächerlichkeit preisgegeben (die Schweiz als «Pöstler»), zum Leidwesen der Zivilbevölkerung in Konflikten. Auch wenn der Bundesrat nun Zeichen der Besinnung zeigt, kann man diesen Winkelzügen nicht trauen.

## Kompass und Logbuch

Um die Erosion der Neutralität zu stoppen und sie wieder mit Inhalt zu füllen, muss die Schweiz zur integralen Neutralität zurückkehren. Deshalb ist es wichtig, die Neutralitätsinitiative zu unterschreiben und so für eine Debatte zu



Er ist für Waffenlieferungen an die Ukraine: FDP-Chef Burkart.

sorgen, die der Schweiz – auch Bundesrat und Parlament – für diese wichtige Staatsmaxime wieder Kompass und Logbuch in die Hand gibt. Sonst befindet sich der Bundesrat, und die Schweizer Bevölkerung mit ihm, weiter auf einem «Narrenschiff», wie Reinhard Mey es in seiner Ballade besingt, mit Kurs aufs Riff.

René Roca ist promovierter Historiker und Leiter des Forschungsinstituts direkte Demokratie ([www.fidd.ch](http://www.fidd.ch)).

---

# «Ich vertrete harmlose Ansichten der bürgerlichen Mitte»

Klimapolitik, Islamismus oder Wokeismus sind für Dieter Nuhr keine Tabuthemen. Hier erklärt der bekannte deutsche Komiker, wie man Shitstorms überlebt und warum seine Landsleute doch nicht humorlos sind.

Alexander Grau

**Weltwoche:** Lieber Herr Nuhr, was ist für Sie komisch?

**Dieter Nuhr:** Keine Ahnung. Dazu gibt es alle möglichen Theorien. Ich kann nicht sagen, was komisch ist, und ehrlich gesagt, will ich das auch gar nicht. Ich habe auch keine Bücher gelesen, die erklären, wie man Pointen schreibt. Und wenn ich Leute treffe, die so was gelesen haben, dann sind die meistens sehr unlustig.

**Weltwoche:** Gibt es für Sie einen Unterschied zwischen Humor, Komik und Witz?

**Nuhr:** Was diese Frage angeht, bin ich vollkommen unideologisch. Über einen richtigen guten Witz, der sich um die Geschlechtsteile dreht, muss auch ich lachen, wenn ich ehrlich bin. Manche Leute wollen, dass es nicht unter die Gürtellinie geht, und meinen damit, dass ein Witz Niveau haben soll. Ich glaube allerdings nicht, dass Niveau eine Bedingung dafür ist, dass die Leute lachen. Ich verbinde das, was ich komisch finde, mit Gedanken über die Gesellschaft. Dadurch erscheint der Witz dann höherwertiger als einer über den Hodensack.

**Weltwoche:** Bleiben wir trotzdem beim Hodensack. Da denkt man sofort an Freud und seine Definition von Humor. Deckt der Humor unbewusste Konflikte oder Triebe auf?

**Nuhr:** Freud hat viel behauptet und nichts bewiesen. Wenn ich lache, fühle ich mich eher vom Absurden der Welt angetrieben. Wir versuchen permanent, alles zu rationalisieren, und glauben am Ende, dass wir alles verstanden haben. Das ist natürlich absurd, weil das nie der Fall ist. Probleme sind unendlich komplex. Wenn einem klar wird, dass man nichts verstanden hat, dann muss man oft lachen. In meinem Humor geht es oft um die Kluft zwischen Anspruch und Wirklichkeit, um Verstehen und Nichtverstehen und vor allem darum, scheinbare Gewissheiten zu hinterfragen. Mein Humor ist dekonstruktiv. Wenn Ideen zusammenbrechen, ist das eine Art geistiger Slapstick.

**Weltwoche:** Gelten dann die Deutschen deshalb als humorlos, weil sie so verliebt in Ideen und Theorien sind?

**Nuhr:** Ich glaube, die Deutschen gelten als humorlos, weil sie die Welt überfallen haben.

Das macht auf andere einen humorlosen Eindruck. Momentan gilt der Russe nicht gerade als Spasskanone. Solche Bilder halten sich dann relativ lange im kollektiven Gedächtnis. Ich glaube jedoch nicht, dass die Deutschen humorloser sind als andere Völker.

**Weltwoche:** Der humorlose Deutsche ist nur ein Klischee?

**Nuhr:** Andere Völker haben andere Zeichensysteme. Sie kommunizieren anders. Und unser deutsches Zeichensystem wirkt im Ausland ernster als beispielsweise das von Amerikanern. Umgekehrt wirken Amerikaner auf uns mitunter erst einmal oberflächlich. Hier prahlen ganz unterschiedliche Codes aufeinander.

*«Ich glaube nicht, dass Niveau eine Bedingung dafür ist, dass die Leute lachen.»*

Aber das gibt es auch innerhalb Deutschlands. Wenn ich als Rheinländer in Schwaben bin, entstehen mitunter ebenfalls kleine Missverständnisse. Auch das liegt daran, dass in Schwaben andere Zeichensysteme verwendet werden.

**Weltwoche:** Gilt das auch für die Schweiz oder Österreich? Und müssen Sie Ihr Programm dort inhaltlich nicht ohnehin anpassen?

**Nuhr:** In der Schweiz und in Österreich ist man über deutsche Innenpolitik sehr viel besser informiert als umgekehrt. Da muss ich das Programm nicht abändern. Österreich funktioniert bei mir zudem gut, weil ich einen recht wienerischen Humor habe. Ich werde gerne auch mal zynisch oder drastisch und rede auch mal gern über den Tod. Auch die Schweiz ist für mich ein gutes Pflaster. Die Schweizer haben ein Kleinkunstverständnis, das Richtung Akrobatik geht. Das kann ich allerdings überhaupt nicht bieten. Ich plaudere nur. Ich gehe auf die Bühne und unterhalte mich mit dem Publikum. In der Schweiz führt das oft zu grosser Überraschung. Allerdings habe ich die Erfahrung gemacht, dass so ein wortlastiges Programm als ganz eigene Kunstform dann überaus gut angenommen wird.

**Weltwoche:** Sie reisen viel. Haben Sie zwischen den Kulturen Humorunterschiede festgestellt?

**Nuhr:** Nein, ich glaube, Humor ist eine anthropologische Konstante, die weltweit ähnlich funktioniert, in Indien ebenso wie in Afrika. Man muss allerdings manchmal erst durchdringen. Im November war ich etwa in Senegal. Da wird einem Weissen mitunter schon eine gewisse Grundaggression entgegengebracht. Wenn man die aber erst einmal überwunden hat, dann geht man aufeinander zu und lacht miteinander. Es ist eine Frage des ersten Überwindens von Differenzen sowie des Bemühens, die Zeichensysteme der jeweils anderen zu verstehen. Ich bin davon überzeugt, dass viele Konflikte auf unserer Welt gar keine echten Konflikte sind, sondern Zeichenprobleme, Probleme der Verständigung.

**Weltwoche:** Was hat für Sie persönlich das Reisen für eine Bedeutung?

**Nuhr:** Ich bin Gewaltreisender. Ich versuche, so viel zu reisen, wie es irgendwie geht. Zum einen, weil ich dabei Material für meine künstlerische Arbeit erstelle, also Fotos, Zeichnungen und Bilder. Aber auch, weil Reisen mir Distanz zur eigenen Lebenswelt schafft und mir so das Schreiben meiner Texte ermöglicht. Wenn man gerade aus Indien kommt, wo immer noch Leprakranke auf der Strasse leben, denen Körperteile abfaulen, dann relativiert sich vieles. Dann begreift man, dass etwa ein Begriff wie Armut sehr unterschiedliche Bedeutungen haben kann. Wenn man einem Inder erzählt, dass es in Deutschland Menschen gibt, die arm sind, dann versteht er das zunächst nicht.

**Weltwoche:** Einige Ihrer Witze wurden teilweise polemisch und aggressiv kritisiert. Fehlt es den Kritikern Ihrer Shows und Ihres Humors einfach an dieser Distanz?

**Nuhr:** Ich weiss nicht, ob das was mit Distanz zu tun hat. Das sind spezielle Milieus. Etwa das Milieu der Woken oder das islamistische Milieu oder das nationalistische Milieu. Diese Milieus vereint, dass sie Blasen ausserhalb der Mitte der Gesellschaft darstellen. In diesen Blasen bildet sich ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl gegen den Rest der Welt. Insbesondere beim





*Diagnose «wachsende Intoleranz»:* Humorist und Künstler Nuhr.

woken Milieu kommen noch knallharte ökonomische Interessen hinzu. In Deutschland gibt es über 200 Genderprofessuren, die wiederum mit Assistentenstellen und Hiwi-Posten ausgestattet sind. Da geht es auch darum, die wirtschaftliche Existenz für die eigene Szene zu sichern. Und es geht um Macht, darum, Hochschulen in die eigene Hand zu bringen, Institute, Gremien, Verbände. Wenn dann ein Biologieprofessor anhand des Verhaltens von Bonobo-Äffchen nachweist, dass es angeborene Verhaltensunterschiede zwischen den Geschlechtern gibt, dann wird damit nicht nur die eigene lebensbegründende Ideologie in Frage gestellt, sondern auch die Grundlage der eigenen ökonomischen Existenz. Dann schlägt man um sich.

**Weltwoche:** Entstehen in einer pluralistischen Gesellschaft nicht immer mehr solcher

Submilieus, und steigt damit nicht auch das Aggressionsniveau?

**Nuhr:** Auf jeden Fall driftet dann die Gesellschaft auseinander. Aber das ist erst einmal auch gar nicht schlimm. Von mir aus kann jeder glauben, was er will, meinerwegen an ein fünfköpfiges Ungeheuer unter der Erdkruste, solange er mich nur in Ruhe lässt. Die Spaltung der Gesellschaft darf aber nicht dazu führen, dass wir nicht mehr zusammenleben können. Und dafür müssen einige zivilisatorische Grundwerte eingehalten werden. Das heisst: Wenn ich einer Religion anhängen oder einer politischen Ideologie, dann muss ich ertragen lernen, dass andere Menschen das für irrelevant halten.

**Weltwoche:** Genau diese Toleranz scheint aber abzunehmen, oder?

**Nuhr:** Genau. Um etwas gegen diese zunehmende Intoleranz zu tun, müsste jedoch

das Problem erst einmal erkannt werden, und da geht es schon los. Die Diagnose, dass viele Probleme in unserer Gesellschaft mit wachsender Intoleranz zu tun haben, müsste akzeptiert werden. Es kann nicht sein, dass etwa bestimmte religiöse oder ideologische Gemeinschaften für sich beanspruchen, dass man keine Witze über sie machen darf.

**Weltwoche:** Zumindest politische Ideologen wie etwa Klimaaktivisten würden jetzt sagen, dass es einfach einen objektiven Notstand gibt, gegen den man etwas tun muss, zur Not auch mit einer gewissen Intoleranz.

**Nuhr:** Wir werden massive Probleme durch den Klimawandel bekommen. Das steht ausser Frage, und das habe ich auch noch nie bezweifelt. Aber als ich mal einen Witz über Greta Thunberg gemacht hatte, kam es zu Reaktionen, die nichts mit Wissenschaft zu tun hatten, sondern religiöser Natur waren. Ich hatte durch einen Witz sozusagen den «Erlöser» in Frage gestellt. Das

*«Als ich mal einen Witz über Greta gemacht hatte, kam es zu Reaktionen, die religiöser Natur waren.»*

ging gar nicht. Eine solche Reaktion ist fundamentalistisch und hat mit Wissenschaft überhaupt nichts zu tun. Und das ist ein Problem.

**Weltwoche:** Fehlt auch hier wieder vielen Aktivisten die nötige Distanz?

**Nuhr:** Offensichtlich. Ich war gerade in Zentralindien. Da ist es im Winter richtig kalt. Dort machen die Menschen morgens erst einmal ein offenes Feuer. In Nepal sieht man Kinder, die Autoreifen verbrennen. Und das ist nicht die Ausnahme. Das ist die Regel. Wenn wir uns hier in Europa Gedanken über den Klimawandel machen, dann geht es also um Effizienz. Hierzulande glauben manche, dass sie etwas gegen den Klimawandel tun, wenn sie mit dem Lastenrad zum Supermarkt fahren. Das ist total lächerlich. In China werden bis 2035 216 neue Flughäfen gebaut. Wenn man jedoch darauf hinweist und die Effizienz unserer Massnahmen hinterfragt, dann gilt das als Häresie. Das ist irrational und trägt, wie gesagt, religiöse Züge.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie denn Ihren ersten richtigen Shitstorm?

**Nuhr:** Ende der neunziger Jahre. Ich war einer der Ersten, die eine funktionierende Homepage hatten, und war in einer Fernsehshow eingeladen, in der ich ein T-Shirt mit der Homepage-Adresse trug. An diesem Tag war meine Seite eine der zehn am meisten besuchten Homepages Europas. Und interessanterweise kamen damals schon die gleichen Trolle um die Ecke wie heute und rotzten einfach in das Gästebuch. Ich konnte es nicht fassen, das war neu für mich. Damals waren das im Vergleich zu heute natürlich weniger Leute. Es hat sich dann aber fortgesetzt und ist immer grösser ge-



«Bilder sind eher für das Unsagbare zuständig»: «Schweiz Klöntal 05» von Dieter Nuhr, 2021.

worden. Den ersten wirklich grossen Shitstorm gab es dann anlässlich eines Programms, das sich mit Religionsfragen beschäftigte. Ich machte mich darin über Menschen lustig, die zu wissen glaubten, was Gott will. Das Programm wurde als islamophob bezeichnet, weil mich ein Hassprediger aus Osnabrück wegen Volksverhetzung angezeigt hatte. Dieses Stichwort reichte aus, um bei den Zeitungslesern die Assoziation «Nazi» freizusetzen. Nach diesem Muster funktioniert das eigentlich bis heute. Man wird mit Begriffen belegt, die einen als politischen Extremisten erscheinen lassen. Es ist total lächerlich. Ich vertrete vollkommen harmlose Ansichten der bürgerlichen Mitte, dies allerdings mit einer gewissen argumentativen Renitenz, was dazu führt, dass einige Leute beleidigt sind.

**Weltwoche:** Sind die Menschen heute wirklich schneller beleidigt als früher, oder verfügen sie nur über die medialen Mittel, ihr Beleidigtsein anders in die Öffentlichkeit zu tragen?

**Nuhr:** Früher haben die Leute Briefe an Sender geschrieben. Aber da musste man mit

der Schreibmaschine schreiben, den Brief zusammenfalten, nach Briefumschlägen und Briefmarken suchen, und schon war die Wut ein wenig verraucht. Heute geht man zum Computer, hackt irgendwas in die Tastatur, schaut nicht mal, ob das überhaupt lesbar ist, drückt auf die Enter-Taste und fühlt sich besser. Das ist eine Form verbaler Inkontinenz. Es kostet kein Geld, man fühlt sich erleichtert danach und zugleich moralisch überlegen. Im freudschen Sinne: Triebabfuhr.

**Weltwoche:** Sie sind nicht nur Kabarettist, sondern zugleich Künstler mit weltweiten Ausstellungen. Wie kamen Sie zur Kunst?

**Nuhr:** Ich habe Malerei studiert, habe auch eine Zeit lang gemalt und bin dann zur Fotografie übergegangen, um objektivere Bilder machen zu können. Im Moment sind meine Arbeiten eine Mischung aus Malerei, Fotografie und digitalen Techniken. Ich verstehe sie als eine zeitgemässe Form der Malerei. Allerdings haben wir heute auch eine Ausstellung für Rom zusammengestellt, und da sind weit über die Hälfte der Bilder klassische Handzeichnungen.

**Weltwoche:** Sie sehen sich also weniger als Fotograf, auch wenn viele Ihrer Bilder auf Fotografien basieren?

**Nuhr:** Ich sehe mich als Bildermacher, nicht als Fotograf. Klassische fotografische Probleme sind nicht das, was mich bewegt, sondern das Bild, seine Komposition. Die Technik ist zweitrangig. Meine Fotos sind koloriert und ähneln sehr viel mehr der Malerei als der Fotografie.

**Weltwoche:** Auf Ihrer Homepage sind Ihre Arbeiten nach den Ländern geordnet, in denen sie entstanden sind. Allerdings haben viele Bilder keinen unmittelbaren lokalen Bezug. Man hat den Eindruck, Sie verwenden die Fotos eher als Material.

**Nuhr:** Ich verwende sie als Bildmaterial, ja. Die Quelle ist dabei mein eigener Lebensraum, und mein Lebensraum ist die ganze Welt. Deshalb versuche ich, die Fotos nicht nur zwischen Castrop-Rauxel und Köln zusammenzutragen, sondern überall. Es gibt Bilder aus allen Kontinenten, von Bolivien bis Japan und von Norwegen bis Sambia. Und aus diesem Material wird dann ein Weltbild geformt, das sich im Gesamtwerk widerspiegelt. Ob das jemand nachvollziehen kann, weiss ich nicht. Mir aber ist das wichtig.

**Weltwoche:** Gibt es einen Zusammenhang zwischen Ihrer Arbeit als Kabarettist und als bildender Künstler?

**Nuhr:** Ich versuche, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, und sie dann in einer Weise wiederzugeben, die im besten Fall den Horizont erweitert. Es geht daher in meinen Bildern um das Allgemeine – also um Motive wie Berge, Horizont, Menschen – und um die Details, die das Bild dann wieder einzigartig machen: eine Kolorierung, ein Farbpunkt. Meine Texte funktionieren ganz ähnlich. Es geht um das Verweben von Allgemeinem und Individuellem, von Anspruch und Wirklichkeit. Das macht auch meinen Humor aus. Mit Worten allerdings kann

*«Man wird mit Begriffen belegt, die einen als politischen Extremisten erscheinen lassen.»*

man ganz anders arbeiten als mit Bildern. Bilder sind eher für das Unsagbare zuständig. Und das macht noch immer mit Abstand den grössten Teil der Welt aus. Aus diesem Grund sind meine Texte auch dekonstruktiv. Ich erkläre niemandem die Welt, aber ich erkläre, weshalb die Welt sehr oft anders ist, als man gemeinhin glaubt.

**Weltwoche:** Sie überblenden in Ihren Bildern häufig Natureindrücke mit bröckelnden Hausfassaden oder Ähnlichem. Reizt Sie das Spannungsfeld zwischen Ewigem und Vergänglichem?

**Nuhr:** Vergänglichkeit spielt in Bildern sowie so eine Rolle. Bilder bilden etwas ab, was vergangen ist. Das ist selbst bei abstrakten Bildern so. Bilder beschreiben nie das Jetzt. Meine Bilder unterstreichen das noch.

**Weltwoche:** Die von Ihnen fotografierten Landschaften bekommen durch die Kolorierung etwas Unwirkliches und Schemenhaftes. Interessiert Sie das Unwirkliche?

**Nuhr:** Ich arbeite tatsächlich gerne so, dass die Landschaft hinter der Farbe verschwindet, dann wieder zum Vorschein kommt, wieder verdeckt wird und schliesslich wieder ein wenig hervorkommt. Dadurch wird sie zu etwas Phantomhaftem. Sie ist dann keine Abbildung der Wirklichkeit mehr, sondern wie eine Erscheinung, wie eine Idee von dem, was da gewesen ist. Und ich denke, darum geht es in Bildern: eine Idee zu zeigen von dem, was war.





# «Es muss so rasch wie möglich ein Waffenstillstand her»

Ein Gespräch des ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán mit ausländischen Gästen hat zu schrillen Schlagzeilen geführt. Was sagte er wirklich? Ich war da.

Boris Kálnoky



«Nicht auszuschliessen, dass sie taktische Nuklearwaffen einsetzen»: Orbán.

Budapest

Am 27. Januar empfing Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán fünfzehn ausländische Gäste an seinem Amtssitz in Budapests Burgviertel. Es waren Teilnehmer einer Konferenz zur Zukunft des Verlagswesens, die ich als Leiter der Medienschule des ungarischen Mathias Corvinus Collegium mitorganisierte.

Aus diesem Gespräch entstand ein Sturm der Entrüstung, nachdem mehrere der anwesenden Publizisten ihre Eindrücke veröffentlicht hatten.

## Entscheidung auf dem Schlachtfeld

Ungarische Medien schrieben, Orbán habe gesagt, dass er auf keinen Fall in der EU bleiben wolle. Das ukrainische Aussenministerium bestellte den ungarischen Botschafter ein, weil Orbán gesagt habe, die Ukraine sei ein «Niemandland» und «gehöre niemandem». Der Bürgermeister der ukrainischen Stadt Dnipro nannte Orbán ein «Schlampengesicht». Twitter stand in Flammen ob Orbáns angeblicher Zitate. Nun, ich war dabei. Hier steht, was wirklich geschah.

Zur EU sagte Orbán, was er seit Jahren immer sagt. Ungarns EU-Mitgliedschaft sei «in unserem Interesse», «wir müssen» Mitglied bleiben, insbesondere aus wirtschaftlichen Gründen. Gleichwohl sei der gegenwärtige Zustand der Europäischen Union und die Richtung, in die sie sich entwickle, das «Gegenteil» von dem, was «für uns wesentlich ist». Überhaupt stehe die EU für vieles von dem, «was in Europa in den letzten dreissig Jahren schlecht gelaufen ist».

## EU von innen verändern

«Migration, LGBTQ, Föderalisierung der EU – in all diesen Bereichen steht die EU für das Gegenteil dessen, was wir vertreten», sagte er. «Sie können sich vorstellen, dass es für uns manchmal mühsam ist, dort zu sitzen und uns das dauernd anzuhören.» Dazu eine persönliche Anmerkung: Wie alle anderen Teilnehmer zitiere ich aus der Erinnerung, es existiert meines Wissens keine Aufzeichnung der Diskussion.

Orbán sagte weiter, wie er es ebenfalls schon seit Jahren tut, dass Ungarn versuchen wolle, die EU von innen zu verändern. «Bisher war es mein Ziel, die EVP [Europäische Volkspartei]

## Besorgt äusserte sich Orbán über den eskalierenden Krieg ohne Exit-Strategie des Westens.

dazu zu bringen, mit konservativen Kräften zusammenzuarbeiten statt mit Linken und Liberalen.» Die EVP habe das nicht gewollt. Sein Grundkonzept aber habe sich nicht geändert – eine Annäherung zwischen der EVP und politischen Kräften rechts von der EVP zu ermutigen. Nach wie vor wolle er im Gespräch mit diversen Parteien darauf hinwirken.

Zur Ukraine entwickelte sich ein lebhafter Wortwechsel zwischen Orbán und einem polnischen Gast, Jacek Krasnowski. Orbán sagte auch hier, was er immer sagt: In der Ukraine müsse so bald wie möglich ein Waffenstillstand her. Darauf entgegnete Krasnowski, ob

das nicht nur eine Pause vor einem weiteren Krieg wäre. Es wäre besser, jetzt mit voller Macht eine Entscheidung auf dem Schlachtfeld zu suchen.

«Sie hätten dann recht», sagte Orbán, «wenn ein militärischer Sieg wahrscheinlich» wäre. Er sei da aber nicht optimistisch. «Ich bin mir nicht so sicher, dass die Zeit auf der Seite der Ukraine ist.» Russland baue seine Wirtschaft derzeit zu einer Kriegswirtschaft um, das russische Volk sei leidensfähig, und die Ukraine erhalte zwar umfassende technische Unterstützung vom Westen, aber irgendwann «werden der Ukraine die Soldaten ausgehen. Was dann?»

Ausserordentlich besorgt äusserte sich Orbán über die Dynamik eines dauerhaft eskalierenden Krieges ohne Exit-Strategie des Westens. «Es fing in Deutschland an mit 5000 Helmen, und jetzt schickt man Leopard-Panzer.» Hoffnungen, Putin werde stürzen, hielt Orbán für trügerisch. Wenn überhaupt, dann werde ihm wahrscheinlich «jemand aus der Armee» nachfolgen, und das bedeute keineswegs ein Ende des Krieges. Und wenn es wirklich eng würde für die Russen: «Nicht auszuschliessen, dass sie dann taktische Nuklearwaffen einsetzen.»

## Vergleich mit Afghanistan

Zu Russlands Kriegszielen sagte Orbán, Putin wisse, dass er nicht die gesamte Ukraine besetzen könne, denn daraus würde ein Guerillakrieg. In diesem Zusammenhang fiel das Wort Afghanistan: Aus der Ukraine könne ein «Afghanistan» werden, eine Region, in der keine Macht endgültig dominiere.

Das löste Empörung aus in Kiew, ist aber eigentlich ein Gedanke, der ursprünglich von einem Amerikaner formuliert wurde. Der frühere Nato-Chef James Stavridis wurde mit diesen Worten am 14. Januar 2022 in der *New York Times* zitiert: Die USA würden im Fall einer russischen Invasion die Ukraine, und eine eventuelle ukrainische Guerilla gegen die Besatzer, mit solcher Macht unterstützen, dass «im Vergleich dazu unsere Anstrengungen in Afghanistan gegen die Sowjetunion winzig erscheinen würden».

# Durcheinanderland Schweiz

Der Föderalismus ist in eine Falle geraten. Die Verantwortlichkeiten sind nicht mehr klar. Die Aufgaben von Bund und Kanton gehören wieder klar getrennt.

*Christoph A. Schaltegger et al.*



*Weckruf für einen Kurswechsel: Val Lumnezia im Abendrot.*

**W**enn alle alles Mögliche mitentscheiden, herrscht im Staate ein Kompetenzgerangel. Die Wissenschaft nennt dies eine Politikverflechtung. Eine solche Verflechtung der verschiedenen Staatsebenen kann schnell zu institutioneller Verantwortungslosigkeit oder einer nicht minder problematischen Blockade führen, die schlechte politische Lösungen begünstigt und also in niemandes Interesse ist – und dennoch immer weiterwuchert.

## Verflechtungsspirale der Verwaltung

Bund und Kantone haben sich in der Schweiz in vielen Bereichen längst in eine Politikverflechtungs-Falle manövriert. Dies zeigt ein Blick auf die Rechtsetzungstätigkeit der letzten zwanzig Jahre auf Bundesebene. Exemplarisch verdeutlicht dies das Gerangel um die OECD-Steuerreform. Sie sollte als Weckruf für einen

*Luzern*

Kurswechsel zur ordnungspolitisch sauberen Aufgabenteilung im Bundesstaat verstanden werden.

Im Januar 2022 skizzierte der Bundesrat erstmals, wie er die OECD-Mindeststeuer umzusetzen gedenkt. Die Steuer tangiert multinationale Unternehmensgruppen mit einem konsolidierten Jahresumsatz von wenigstens 750 Millionen Euro. Ihre Geschäftseinheiten sollen in jedem Standortstaat durchschnittlich mindestens eine 15-prozentige Gewinnsteuer entrichten. Die Schweizer Teilnahme an der Reform ist hierzulande unbeliebt, aber kaum bestritten, weil ein Abseitsstehen der Schweiz die Nachbesteuerung der betroffenen Geschäftseinheiten durch andere Staaten zur Folge hätte. Immerhin versprach der Bundesrat eine Föderalismus-schonende Umsetzung der Reform.

Was er darunter versteht, legte der Bundesrat im Frühjahr 2022 vor. Mit einer Ergänzungs-

steuer soll die Steuerbelastung multinationaler Unternehmensgruppen auf 15 Prozent angehoben werden, falls sie derzeit tiefer liegt. Das Entscheidende: Die Ergänzungssteuer ist als direkte Bundessteuer ausgestaltet, die von den Kantonen umgesetzt wird. Dies ist ein bedeutender Einschnitt in die Kompetenzhoheit der Kantone – und das Gegenteil einer Föderalismus-schonenden Umsetzung. Die Bundesverwaltung setzte damit eine Verflechtungsspirale in Gang.

Die Ergänzungssteuer könnte kurzfristig schätzungsweise Mehreinnahmen von rund 1 bis 2,5 Mrd. Franken generieren. Der Bundesrat schlug im ersten Entwurf vor, die Erträge vollständig an die Kantone, denen die besteuerten Geschäftseinheiten steuerlich zugehörig sind, zurückzuerstatten. Gleichzeitig sondierte er, welchen Anteil er für sich einbehalten könnte, und die Beutejäger im Parlament zogen mit: Die Verflechtungsspirale dreht sich weiter. Ab Sommer 2022 etablierte sich ein Bundesanteil von 25 Prozent an den Einnahmen.

## Steuerwettbewerb konterkariert

Der Nationalrat weibelte zwischenzeitlich für einen Bundesanteil von 50 Prozent, was der Ständerat vor der Schlussabstimmung im Dezember 2022 wieder kippte. Die Verflechtungsspirale kam damit aber nicht zum Stillstand; die eigentliche «Verschlammung» des Föderalismus dürfte erst noch folgen. Denn die Umlenkung der Einnahmen zum Zentrum führt unweigerlich zu Begehrlichkeiten und Ansprüchen an die Ausgabenpolitik des Bundes. Die fortschreitende Vergemeinschaftung der Einnahmen senkt grundsätzlich die Anreize der Kantone, ihr flüchtiges Steuersubstrat zu pflegen. Der interkantonale Steuerwettbewerb wird dadurch konterkariert.

Mit der Umsetzung der Neugestaltung des Finanzausgleichs und der Aufgabenteilung zwischen Bund und Kantonen (NFA), die am 1. Januar 2008 in Kraft trat, wurde das Ziel eines Abbaus der Verflechtungen zwischen Bund und Kantonen angestrebt. Der Blick auf die Grafik zeigt allerdings: Diesem Grundsatz wird keineswegs



nachgelebt. Ganz im Gegenteil: Bundesrat und Parlament haben seither die Kompetenzen des Bundes auf Kosten der Kantone ausgeweitet. Und dies mit wachsendem Tempo. Mit der NFA gab es insgesamt 183 Erlasse (Verfassungsänderungen, Gesetze, Verordnungen), die zu neuen Zentralisierungen oder Verflechtungen geführt haben. In den Jahren vor der NFA war die Dynamik geringer.

### Diffuse Verantwortung

Betrachtet man die Kategorien der Systematischen Rechtssammlung des Bundes, fällt auf, dass vor allem die Bereiche «Staat - Volk - Behörden» und «Gesundheit - Arbeit - soziale Sicherheit» betroffen sind. Neuerdings

### Die Beutejäger im Parlament zogen mit: Die Verflechtungsspirale dreht sich weiter.

ist der Bund für einheitliche Velowege von Genf bis nach Rorschach verantwortlich, und die Krankenkassenprämien für Kinder, die in Haushalten mit unteren und mittleren Einkommen leben, müssen von den Kantonen mindestens um 80 Prozent verbilligt werden. Das zeigt, die Zunahme der Verflechtung ist nicht nur der Covid-19-Pandemie zuzuschreiben. Die Erklärung wäre intuitiv nachvollziehbar, sind doch Krisen aller Art Treiber der Rechtsetzungstätigkeit, oftmals verbunden mit Zentralisierungsschüben. Doch rechnet man die Covid-19-Massnahmen heraus, bleiben immer noch 163 Erlasse übrig, die zu neuen Zentralisierungen oder Verflechtungen geführt haben.

Bemerkenswert ist auch eine weitere Erkenntnis. Im untersuchten Zeitraum haben nicht nur die Zentralisierungen, sondern auch und vor allem die Verflechtungen zwischen Bund und Kantonen stark zugenommen. Bloss in 26 der 183 Erlasse sind Kompetenzen, die ursprünglich bei den Kantonen lagen, auf den Bund übergegangen. Bei den übrigen 157 Fällen handelt es sich um neue Verflechtungen, also Aufgaben in gemeinsamer Verantwortung.

Vormals eigenständige Aufgaben oder Finanzkompetenzen des Bundes oder der Kantone werden fortan von Bund und Kantonen im Verbund ausgeübt. Eines der Hauptanliegen der NFA, die Entflechtung der Ausgaben- und Einnahmenverbände, wird dadurch in Frage gestellt. Am Ende dieser Entwicklung droht dem föderalistisch organisierten Bundesstaat die Politikverflechtungs-Falle: schlechte politische Lösungen aufgrund diffuser Verantwortung.

Der Begriff der Politikverflechtungs-Falle geht auf den deutschen Politik- und Rechtswissenschaftler Fritz W. Scharpf zurück. Sie bezeichnet – in seinen Worten – «eine zwei oder mehr Ebenen verbindende Entscheidungs-

struktur, die aus ihrer institutionellen Logik heraus systematisch [...] ineffiziente und Problem-unangemessene Entscheidungen erzeugt und die zugleich unfähig ist, die institutionellen Bedingungen ihrer Entscheidungslogik zu verändern – weder in Richtung auf mehr Integration noch in Richtung auf Desintegration». Kurzum, Politikverflechtung bedeutet Blockade – die Verstetigung schlechter Entscheidungen.

In der kurzen Frist lassen sich neue Herausforderungen per Einheitslösung aus Bern rasch angehen. Letztlich sind es denn auch nicht nur die Bundesparlamentarier, die mit der Umsetzung der OECD-Mindeststeuer Einfluss und Ressourcen gewinnen. Mancher Kantonsvertreter nimmt aus Bequemlichkeit die Selbstbeschneidung gerne in Kauf. Doch langfristig resultiert daraus eine der Politikverflechtung folgende Handlungs- und Reformunfähigkeit. Entscheide auf allen Staatsebenen werden blockiert und Reformen auf Bundesebene sind nur noch möglich, wenn die Zustimmung der Kantone mit Transferzahlungen oder anderen Vorteilen erkaufte wird. Das zeigt das Beispiel der OECD-Steuerreform geradezu beispielhaft.

### Ordnungspolitisches Revival

Das Akronym NFA wird zunehmend mit dem Nationalen Finanzausgleich gleichgesetzt, wobei der zweite Teil der Reform – die Neugestaltung der Aufgabenteilung zwischen Bund und Kantonen – in Vergessenheit geraten ist. Doch war der Abbau der zahlreichen Ausgaben- und Einnahmenverbände einer der Hauptgründe für diese Föderalismus-Reform. Wollen die Kantone nicht zu reinen Vollzeits-einheiten verkommen, tun sie gut daran, ein ordnungspolitisches Revival mit der Lektüre der NFA zu beginnen. Die NFA hat den Kantonen die Tür zu einem föderalistischen Innovationslabor geöffnet; man müsste nur durchgehen.

Was das heisst, lässt sich wiederum am Beispiel der OECD-Steuerreform illustrieren. Es braucht weder eine Bundessteuer, wo eine Harmonisierungsvorschrift ausreicht, noch nationale Vergünstigungen für die betroffenen Firmengruppen, wenn die Kantone eigene Standortmassnahmen ergreifen können. Und sollte es tatsächlich nationale Vergünstigungen für die betroffenen Firmengruppen benötigen, bedarf es zu deren Finanzierung keiner neuen Transfers an den Bund. Vielmehr sind bestehende Transfers des Bundes an die Kantone und damit bestehende Verflechtungen abzubauen.

Christoph A. Schaltegger ist Ordinarius für Politische Ökonomie an der Universität Luzern und Direktor am Institut für Schweizer Wirtschaftspolitik (IWP). Mitautoren: Marco Portmann, Leiter des Bereichs politische Rahmenbedingungen am IWP; Marc M. Winistörfer, Lehr- und Forschungsbeauftragter an der Universität Luzern und Fellow am IWP.



## INSIDE WASHINGTON Politik vor Fakten

Am vergangenen Freitag veröffentlichte die Polizei von Memphis ein Überwachungsvideo, das zeigt, wie fünf Polizeibeamte den 29-jährigen Tyre Nichols, einen unbewaffneten Schwarzen, tödlich verprügeln, nachdem sie ihn wegen eines angeblichen Verkehrsverstosses angehalten hatten. Der Polizeichef von Memphis, Cerelyn «CJ» Davis, warnte, die Aufnahmen enthielten «Handlungen, die die Menschlichkeit verachten».

Viele Kommentatoren schrieben den Polizisten sofort rassistische Motive zu, obwohl alle fünf Afroamerikaner sind. Präsident Joe Biden erklärte, dies sei «eine weitere schmerzhaft Erinnerung an die tiefe Angst und das Trauma, den Schmerz und die Erschöpfung, die schwarze und braune Amerikaner jeden Tag erleben».

Polizeiexpertin Heather MacDonald, eine häufige Kritikerin von «Black Lives Matter», legte den Finger auf den wirklichen Missstand. «Polizisten brauchen dringend mehr technisches Training, Deeskalation und Stresskontrolle [...]. Stattdessen erhalten sie Schulungen gegen Vorurteile und über Diversität, [eine] völlige Geldverschwendung.»

Tatsächlich sind alle fünf Täter relativ junge Polizisten. Sie verfügen über zweieinhalb bis fünf Jahre Erfahrung im Dienst. Sie waren Mitglieder einer kleinen, neugegründeten und inzwischen aufgelösten Spezialeinheit, die zu 58 Prozent aus afroamerikanischen Polizisten bestand. Alle fünf sehen sich nun einer Reihe von Anklagen gegenüber, darunter Mord zweiten Grades.

Benjamin Crump, der Anwalt der Familie Nichols, lobte das rasche Handeln der Behörden von Memphis und nannte es «ein Vorbild für ganz Amerika von heute». Fakten vor Politik zu stellen, wäre ebenfalls ein willkommenes Vorbild.

Amy Holmes

# Freiheitliche Erfolgswelle

Die österreichische FPÖ ist einmal mehr auf bestem Weg, stärkste Partei zu werden. Die Gründe für ihren Erfolg haben sich in vierzig Jahren nicht geändert.

Michael Fleischhacker

**D**ie Landtagswahlen, die am vergangenen Wochenende in Niederösterreich, dem grössten österreichischen Bundesland nach der Bundeshauptstadt Wien, abgehalten wurden, gerieten zum Desaster für die seit Jahrzehnten mit absolut-absolutistischer Mehrheit regierende ÖVP und zum Triumph für die radikaloppositionelle FPÖ. Auch auf Bundesebene hat die Partei, die der Urahn Jörg Haider 1986 per Parteitags-Putsch von einer national-liberalen Honoratiorenpartei zu einer scharfen rechtspopulistischen Oppositionsbewegung ummodelte, Rückenwind: Aktuelle Umfragen sehen die Freiheitlichen unter der Führung des Grosspolemikers Herbert Kickl auf dem Weg zur stärksten Partei.

## Ausgrenzungsstrategie gegen Haider

Es ist bereits die dritte freiheitliche Erfolgswelle, und sie folgt dem gleichen Muster wie die vergangenen zwei: Während der neunziger Jahre trieb Jörg Haider die gefühlt seit immer regierende «grosse Koalition» aus Christdemo-



Oppositionsmonopol: FPÖ-Chef Kickl.

kraten (ÖVP) und Sozialdemokraten (SPÖ) vor sich her, die das überkommene korporatistische System des Landes mit Zähnen und Klauen verteidigte. Die Ausgrenzungsstrategie wurde zum Oppositionsmonopol, bei den Wahlen des Jahres 1999 wurde die Haider-FPÖ knapp zur zweitstärksten Partei und ging unter der Führung des auf dem dritten Platz gelandeten ÖVP-Chefs Wolfgang Schüssel eine Koalition ein. Sie wurde von den übrigen EU-Staaten mit diplomatischen Sanktionen belegt, was einen wesentlichen Beitrag zu ihrer langen Lebensdauer leistete.

Nachdem Jörg Haider seine Partei und am Ende auch die schwarz-blaue Regierung in die Luft gesprengt hatte, kehrte das *ancien régime* für ein knappes Jahrzehnt an die Macht zurück. Es wiederholte sich, begünstigt durch die Migrationskrise des Jahres 2015, unter Haiders Nachfolger Heinz-Christian Strache der Aufstieg der Freiheitlichen nach dem exakt gleichen Muster, der schliesslich nach der Wahl 2017 zur Neuauflage von Schwarz-Blau unter Sebastian Kurz führte. Kurz hatte zuvor handstreichartig die ÖVP übernommen und die gar nicht mehr so «grosse» Koalition aus ÖVP und SPÖ beendet. Durch seine Abgrenzung zu der von Angela Merkel angeführten «Wir schaffen das»-Politik hatte er es zudem geschafft, der FPÖ ihr Hauptthema Migration und Integration «wegzunehmen» und sie so auf Distanz zu halten. Die Veröffentlichung des «Ibiza-Videos» führte zum Ende dieser Koalition. Kurz wurde als Kanzler gestürzt, Bundespräsident Alexander Van der Bellen setzte eine Expertenregierung ein. Die darauffolgenden Wahlen gewann der als konservatives Wunderkind gefeierte Kurz erneut, und es kam zu der noch heute regierenden Regierung aus ÖVP und Grünen. Nur Kurz ist nicht mehr dabei, er stolperte über Korruptionsvorwürfe, die sein engstes Umfeld betrafen, und zog sich vollständig aus der Politik zurück.

Während der Pandemie, die kurz nach dem Antritt der schwarz-grünen Regierung über das Land und die Welt hereinbrach,

machte man dem inzwischen an die Spitze der FPÖ gekommenen Ex-Innenminister Herbert Kickl erneut das Geschenk eines Oppositionsmonopols: Alle anderen Parteien, auch die Liberalen, trugen die besonders rigide Massnahmenpolitik der Regierung mit, inklusive eines auch im europäischen Vergleich einzig-

## Den letzten Schub zum Triumph der FPÖ hat wohl Bundespräsident Van der Bellen zu verantworten.

artigen «Lockdowns für Ungeimpfte», der ungeimpfte Personen für zwei Monate vom öffentlichen Leben ausschloss, obwohl längst klar war, dass die Impfung kaum einen Schutz vor der Übertragung des Virus bietet.

Den letzten Schub auf dem Weg zum Wahlsieg der FPÖ in Niederösterreich hat wohl Bundespräsident Alexander Van der Bellen zu verantworten, der rund um seine Angelobung zur zweiten Amtszeit, wenige Tage vor der Wahl andeutete, dass er Herbert Kickl auch dann nicht mit der Regierungsbildung beauftragen würde, wenn die FPÖ stärkste Partei würde. Van der Bellen's Interview im öffentlich-rechtlichen Rundfunk und seine Rede zur Verteidigung, in der er vor «autoritären Tendenzen» warnte und damit eine kaum verhüllte Wahlempfehlung gegen die FPÖ aussprach, wurde vom politmedialen Establishment euphorisch aufgenommen.

## Weigerungen des Establishments

Es ist erstaunlich, wie hartnäckig sich die politischen Beobachter des Landes weigern, das immergleiche Muster, nach dem das freiheitliche Murmeltier alle zehn Jahre das Establishment von der Spitze der Meinungsumfragen herunter grüsst, in ihre Analysen zu integrieren. Stattdessen erklärt man sich den freiheitlichen Aufstieg jedes Mal wieder damit, dass es in Österreich eine beklagenswert grosse Zahl an Menschen gebe, die sich aus Mangel an intellektueller und moralischer Kompetenz in die Fänge des Rechtspopulismus begeben.



# Vorbild für Frauen

Warum der Boykott von «Harry Potter»-Autorin J. K. Rowling falsch ist.



**H**ogwarts Legacy» soll boykottiert werden. Zumindest, wenn es nach linken Gender-Ideologen geht. Bereits vor Veröffentlichung des heissersehnten neuen «Harry Potter»-Videospieles rund um die Welt wühlt sich das woke Spektrum abermals in einem inneren Konflikt. Darf man den Kultzauberer noch gut finden und Dinge kaufen, an denen die Autorin J. K. Rowling verdient?

Ich weiss, in der Realität, abseits ideologischer Fantasiewelten um erfundene Geschlechter, hat man andere Probleme als dieses. Man fragt sich beispielsweise, ob Zugfahren in Deutschland noch sicher ist oder ob man zum bald erhältlichen 49-Euro-Ticket auch eine hieb- und stichfeste Schutzweste benötigt. Ich verstehe das, und deshalb ist es auch absolut nachvollziehbar, wenn Ihnen bis dato nicht bekannt war, dass Rowling zu den Bösen gehört, aber so ist es. Rowling gilt als transphob und steht damit im heutigen linken Kosmos höchstens noch eine Stufe über Hitler.

Nun könnte man wie üblich darüber schreiben, wie lächerlich es ist, eine Frau als «transphob» zu bezeichnen, weil sie öffentlich äussert, dass nur Frauen menstruieren können. Man könnte ferner über die berechtigten Einwände von Rowling und anderen Frauen gegenüber einer Transgender-Gesetzgebung debattieren, die auch hierzulande Männern künftigen Zutritt zu weiblichen Schutzräumen ermöglichen will. Allerdings empfinde ich das als obsoletere Sinnlosigkeit, die Ihre Intelligenz beleidigt. Immerhin diskutieren wir ja auch nicht plötzlich wieder darüber, ob die Erde eine Kugel oder eine Scheibe ist.

Nein, worüber ich schreiben möchte, ist die Zerstörung einer weiblichen Erfolgsgeschichte, wie sie antifeministischer und misogyner nicht sein könnte. Der Fall Rowling ist nicht einfach ein weiterer Fall woker Spinnerei und Cancel-Absichten. Es ist ein einzigartiger Beleg für die unfassbare Frauenfeindlichkeit und den Totalitarismus der Gender-Ideologie, die nicht nur dazu angetreten ist, Frauen sprachlich unsichtbar zu machen, sondern jene von

## *Der Fall Rowling ist ein Beleg für die Frauenfeindlichkeit und den Totalitarismus der Gender-Ideologie.*

ihnen, die es wagen, sich dagegen zu wehren, als Individuen mitsamt ihrer Lebensleistung verschwinden zu lassen.

Das geht so weit, dass woke Aktivisten nicht nur zum Boykott von Videospiele aufrufen, sondern auch systematisch nach Wegen suchen, wie sie Rowling eine Partizipation an den Erfolgen ihrer eigenen Werke verwehren können, indem zum Beispiel über eine Änderung von Copyright-Rechten diskutiert oder ihr Name aus ihren Büchern gestrichen wird. Als verwirke man das Recht am eigenen geistigen Eigentum dadurch, dass man nicht der Gesinnung wahnsinniger Ideologen entspricht. Den offensichtlichen Verweis auf die uns in Deutschland wohlbekanntesten totalitären Diktaturen erspare ich mir an dieser Stelle.

Wem selbst beim Aufruf zur Bücherverbrennung – wie bei Rowling geschehen – nicht auffällt, dass er sich nicht auf der Seite der

Guten befindet, dem ist ohnehin nicht mehr zu helfen.

**S**icherlich kann es Rowling egal sein, was diese Menschen von ihr halten. Auch dem Erfolg von «Hogwarts Legacy» tun die gruselig-totalitären Anwandlungen der Wokisten keinen Abbruch, wenn man sich die Zahlen der Vorbestellungen anschaut. Und dennoch bleibt etwas hängen, über das wir reden müssen. Weil Menschen wie Rowling, die Einzigartiges geschaffen und erschaffen haben, beschmutzt werden. Weil wir alle, die es wagen, Kritik zu äussern, seit geraumer Zeit von diesen Leuten mit Begriffen wie «Nazi» oder «transphob» beschmutzt werden und weil von diesem Schmutz immer etwas hängen bleibt. Diese Leute bilden nicht die Mehrheit innerhalb der Bevölkerung, dafür besitzen sie jedoch die Macht über den öffentlichen Diskurs, die es vermag, selbst den «Harry Potter»-Schauspielern ein Statement zu Rowling abzapfen.

Umso mehr möchte ich daran erinnern, dass die Geschichte von Rowling nicht irgendeine Erfolgsgeschichte ist. Es ist die Geschichte einer Frau, die es aus relativer Armut zur zeitweise wohlhabendsten Autorin der Weltgeschichte schaffte. Deren «Harry Potter»-Reihe sich allein über 500 Millionen Mal verkaufte und die damit die Kindheit von Menschen auf der ganzen Welt prägte.

Eine Ideologie, die das Vermächtnis von Frauen wie J. K. Rowling auf Basis absurder Anschuldigungen beschmutzt und zerstören will, ist das Gegenteil von fortschrittlich und modern.

# Panzer für die Ukraine

Sechs Gründe, warum die Lieferung westlicher Kampfpanzer ins Kriegsgebiet dringend nötig und richtig ist.

Urs Gehriger



Speerspitze der Landstreitkräfte: US-Panzer Abrams M1.

Jüngst vermeldete Russland einige Gebietsgewinne, doch der Frontverlauf in der Ostukraine hat sich seit Wochen kaum verschoben. Um sich gegen Putins Armee zu behaupten und besetzte Teile ihres Landes zurückzugewinnen, seien Kampfpanzer unabdingbar, erklärt die ukrainische Regierung.

Die meisten westlichen Militärspezialisten teilen diese Sicht. «Kampfpanzer bieten eine Kombination aus präziser Feuerkraft, Schutz und Geschwindigkeit, die in ausreichender Zahl die derzeitige Pattsituation durchbrechen kann», schreibt Generalmajor a. D. Skip Davis, früherer Direktor für Operationen der US-Armee und Mitglied des Nato-Generaldirektorats, in einer aktuellen Analyse.

Besonders dafür geeignet sind westliche Kampfpanzer. Sie könnten die Ukraine in die Lage versetzen, den Kriegsverlauf «massiv zu verändern», ist Marcus Keupp, Dozent an der Militärakademie der ETH Zürich, überzeugt. «Die Ukraine würde dadurch auf ein anderes Technologie-Niveau gehoben, mit viel grösser

er Kampfkraft», so Keupp zum Westdeutschen Rundfunk.

Die Zahl der dringend benötigten Westpanzer liegt gemäss dem ukrainischen Oberkommandierenden, Walerij Saluschnyj, bei mindestens 300 Stück.

Nach langem Ringen haben die westlichen Verbündeten den Appell Kiews erhört. So entschied Deutschland und die USA letzte Woche, 12 Leopard-2- respektive 31 Abrams-Panzer in die Ukraine zu entsenden.

## Rückendeckung aus Washington

Kritiker von Panzerlieferungen warnen, die Ukraine habe keine Chance, gegen die übermächtigen Russen zu gewinnen. Westliche Kampfpanzer würden einzig dazu dienen, «das Leiden zu verlängern», so Oberst a. D. Douglas Macgregor, ehemaliger Berater im Verteidigungsministerium in der Regierung Trump. Auch Stimmen, die sich hinter die Ukraine stellen, geben zu bedenken, die nun von den USA und Deutschland zugesprochene

Stückzahl reiche bei weitem nicht aus, um substantielle Erfolge auf dem Schlachtfeld zu erzielen.

Diese Kritik übersieht den «Türöffner»-Effekt der amerikanischen und deutschen Zusagen. Zwar werden die Abrams voraussichtlich erst nächstes Jahr geliefert. Aber das «Yes» aus

*Der Entscheid erfolgt nicht aus Kriegslüsterheit, wie Kritiker bisweilen unterstellen.*

Washington gibt Berlin die erwünschte Rückendeckung. Das «Ja» der Deutschen wiederum öffnet die Schleuse für Lieferungen aus anderen Ländern.

Der Leopard 2 gilt als einer der besten Panzer der Welt und wird von neunzehn Nationen eingesetzt. Zwölf von ihnen haben sich bereit erklärt, der Ukraine Leopard zu liefern, sofern die deutsche Regierung ihre Zustimmung gebe. Das hat rechtliche Gründe, denn als Her-



steller der Leopard-Panzer hat Berlin ein Veto-recht, wenn ein Käufer die Panzer exportieren will. Deutschland hat nun auf das Vetorecht verzichtet. Somit steht dem Transfer für alle anderen exportwilligen Länder nichts mehr im Weg. Momentan lägen der Ukraine Zusagen für insgesamt 321 Kampfpanzer von mehreren Ländern vor, erklärte der ukrainische Botschafter in Frankreich dem Nachrichtensender BFM.

### Hochgesteckte Ziele

Was wollen die Ukrainer mit den westlichen Panzern erreichen? Ein Blick auf die Karte zeigt folgende Situation:

Nach wiederholten Rückschlägen hat Russland die Kontrolle über das Gebiet zwischen dem Donbass und der Krim gefestigt. Die strategisch wichtige Halbinsel, die Russland seit einer illegalen Annexion im Jahr 2014 ihr Eigen nennt, war bis letztes Jahr einzig durch eine Strassen- und Eisenbahnbrücke mit Russland verbunden. Durch die Einnahme von Mariupol und dem umliegenden Land letzten Mai haben die russischen Streitkräfte eine Landbrücke von Russland und der ukrainischen Region Donbass zur Krim errichtet.

Dieses Gebiet könnte zum Schauplatz einer neuen ukrainischen Gegenoffensive werden. Panzer aus dem Westen könnten als «Speerspitze einer Truppe dienen, die die russische Verteidigung in Richtung Mariupol durchbricht», so der pensionierte Generalleutnant der US-Armee, Ben Hodges. «Das Ziel ist es, die Krim zu isolieren» und damit den Nachschub, der über die Krim läuft, zu unterbinden.

Das sind hochgesteckte Ziele. Der Weg dorthin ist mit Hürden gespickt:

Vorbereitung und Verlegung der Panzer werden Zeit in Anspruch nehmen. Vorsichtige Schätzungen gehen von drei Monaten aus. Damit wären die ersten Panzer frühestens im Spätfrühling zur Stelle, wenn nach Ende der «Rasputitsa», der Eis- und Schneeschmelze, eine grossangelegte russische Offensive erwartet wird. Kommt hinzu, dass die Ausbildung der Ukrainer an den westlichen Panzern mehrere Monate in Anspruch nehmen wird. Ein langfristiger Panzereinsatz bedingt ausserdem einen reibungslosen Nachschub von Munition, Treibstoff, Ersatzteilen und Wartungstruppen.

Vor allem gilt es, zu berücksichtigen, dass Panzer zwar die Speerspitze der Landstreitkräfte bilden, allein jedoch keine grösseren Erfolge erzielen können. Um russische Verteidigungsanlagen zu durchdringen, benötigen sie die Unterstützung mechanisierter Infanterie, Artillerie, Panzerabwehrwaffen sowie Schutz vor Luftangriffen. Konkret: Die Ukraine braucht nicht bloss Kampfpanzer, sondern ist angewiesen auf stetigen Nachschub und Aufstockung von westlichen Waffensystemen, dazu gehören auch Präzisionswaffen mit langer Reichweite.

Putin auf der anderen Seite setzt auf die Doktrin der Masse. Das Land verfüge über eine Reserve von zwei- bis viertausend Panzern, sagt Oberst Markus Reisner, Forschungsleiter der Theresianischen Militärakademie in Wien. Auch personell sei Russland der Ukraine deutlich überlegen. Während die Ukraine bereits sechs bis sieben Mobilmachungswellen lanciert hat, verfügt Russland voraussichtlich über mindestens hunderttausend «frische» Soldaten.

Angesichts dieser Herausforderungen hat Mark Milley, der ranghöchste amerikanische Militäroffizier, davor gewarnt, dass es «sehr,

### *Die Chancen auf Frieden sind umso grösser, je besser die ukrainische Verhandlungsposition ist.*

sehr schwierig» sein würde, russische Streitkräfte noch in diesem Jahr aus der Ukraine zu vertreiben. Der amerikanische Think-Tank Rand Corporation geht davon aus, dass keines der beiden Länder einen absoluten Sieg erringen wird. Die USA hätten ein starkes Interesse daran, einen langwierigen Krieg in der Ukraine zu vermeiden.

### Ungebrochener Wehrwille

So drängt sich dem Westen die Frage auf, ob man nicht besser auf weitere Lieferungen von Kampfpanzern verzichten und die Ukrainer zu einem raschen Waffenstillstand bewegen sollte, nach der Devise: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Die Antwort lautet: nein. Der Entscheid für eine umfassende Lieferung von Kampfpanzern an die Ukraine birgt das Risiko eines langen Krieges. Sie erfolgt nicht leichtfertig und schon gar nicht aus Kriegslüsterheit, wie Kritiker bisweilen unterstellen.

Aus folgenden Gründen sind westliche Kampfpanzer in umfassender Zahl dringend nötig und richtig:



1 — Wer den Ukrainern die Lieferung verweigert, nimmt ihnen nicht bloss die Chance auf eine Rückeroberung besetzter Gebiete. Er spielt Putin in die Hand und akzeptiert, dass Russland die Ostukraine behält, die es in eklatanter Verletzung des Völkerrechts und durch Scheinreferenden annektiert hat.

2 — Selbst wenn sich ein Sieg der Ukraine über die Russen in der Ost- und Südukraine als unmöglich erweisen sollte, sind die westlichen Panzer unverzichtbar. Kampfpanzer, die primär als Offensivwaffen dienen, können auch zur Verteidigung eingesetzt werden. Im Verbund mit anderen Waffensystemen können sie den Ukrainern helfen, die Russen im Osten einzudämmen.

3 — Wer den Ukrainern die Waffen verwehrt, nimmt ihnen auch die Fähigkeit, sich gegen einen erneuten Raubzug von Putins Armee zu wehren. Sollte Putins Armee weiter nach Westen vorstossen, könnte er die Ukraine auf einen Binnenstaat reduzieren oder das Land gar einem russischen Diktat unterwerfen.

4 — Die Ausbildung an westlichen Panzern nimmt zwar Monate in Anspruch. Angesichts der Entschlossenheit und der Motivation kann man aber davon ausgehen, dass die Ukrainer die Handhabung der komplexen Technologie rasch erlernen und erfolgreich zum Einsatz bringen werden. Der Wehrwille der Ukrainer hat die Welt wiederholt überrascht. Zur Erinnerung: Bereits zu Beginn der Invasion vor einem Jahr ertönten Stimmen, die Ukraine solle sich mit dem vermeintlich übermächtigen Gegner «einigen» und einen Frieden aushandeln. Dies wäre einer Kapitulation gleichgekommen, die Ukraine hätte als souveräner Staat aufgehört zu existieren. Der ukrainische Widerstand – und die westliche Unterstützung – zahlte sich aus. Die Russen sahen sich gezwungen, sich in den Osten der Ukraine zurückzuziehen.

5 — Es wird hin und wieder behauptet, die Ukrainer seien Marionetten in einem von Washington orchestrierten Krieg. Der ungebrochene Wehrwille, der selbst russischen Angriffen auf lebenswichtige Infrastruktur und zivile Ziele trotz, widerlegt diese Theorie. Wer der Ukraine Panzer entsagt, unterminiert ihren Widerstand und honoriert die russische Okkupationsmacht.

6 — Panzer zerstören die Aussicht auf einen Waffenstillstand und einen Friedensschluss nicht. Im Gegenteil. Sie können helfen, die Voraussetzungen für einen stabilen Frieden zu schaffen. Ein dauerhafter Frieden wird nicht erreicht, wenn er eine Kapitulation der Ukrainer voraussetzt. Die Chancen auf Frieden sind umso grösser, je besser die ukrainische Verhandlungsposition am grünen Tisch ist. Und die wird gestärkt, wenn das Land seine militärische Schlagkraft – durch Panzer und westliche Waffen – gegen Russland erhöht.

# Messerland Deutschland

Zählt man die Messerattacken, die es seit Anfang Jahr in die Presse geschafft haben, kommt man bereits auf neunzehn Delikte. Höchste Zeit für eine Debatte.

Anabel Schunke

**B**ei einer Messerattacke in Brokstedt bei Hamburg starben letzte Woche in einem Regionalzug zwei junge Menschen im Alter von sechzehn und neunzehn Jahren. Fünf weitere Personen wurden zum Teil schwer verletzt. Mutmasslicher Täter ist ein staatenloser Palästinenser, der 2014 nach Deutschland kam.

Die Tat reiht sich ein in eine lange Liste. Knapp 20 000 Messerattacken verzeichnet Deutschland allein im Jahr 2020. Das sind über fünfzig Angriffe pro Tag. Mindestens hundert Menschen sind dabei ums Leben gekommen.

## «Ins Paradies geschickt»

Von besonderem Interesse ist diesbezüglich die Steigerungsrage: Die letzten verlässlichen Zahlen hierzu stammen aus dem Jahr 2018. Sie sind interessant, weil sie jenen zeitlichen Abschnitt seit der grossen Zuwanderung 2015 erfassen. Diese Erhebungen, die leider nicht für jedes Bundesland existieren, stammen direkt vom jeweiligen Landeskriminalamt. Aus ihnen geht hervor, dass die Zahl der Messerattacken allein in Bayern, Hessen und Sachsen binnen dieser drei Jahre um rund ein Viertel angestiegen sind. In Rheinland-Pfalz, Spitzenreiter der Statistik, sogar um fast 50 Prozent.

Die brutalsten Angriffe, die es noch in die Medien schaffen, bestätigen das, was die Sta-

tistik nahelegt: Es sind immer wieder Zuwanderer, die Messerattacken ausüben. So tötete 2021 ein Somalier drei Frauen in Würzburg und verletzte neun weitere Menschen teils schwer. Innere Stimmen hätten Abdirahman J. in das Kaufhaus getrieben, wo er sich ein Küchenmesser schnappte und damit mit «Allahu akbar»-Rufen wahllos auf Passanten einstach. Er wurde später in zwei unabhängig voneinander erstellten Gutachten für schuldunfähig, da paranoid schizophran, erklärt. Er ist inzwischen auf unbestimmte Zeit in einer Psychiatrie untergebracht.

Als paranoid schizophran wurde auch der Mörder des Allgemeinmediziners Joachim Tüncher eingestuft. Völlig unvermittelt erschien der 26-Jährige im Sommer 2018 in der Praxis des Arztes und stach auf diesen ein. Eine Arzthelferin wurde leicht verletzt. Der Mann, der ebenfalls aus Somalia stammte, reiste 2015 nach Deutschland ein. Auch er ist in der Psychiatrie untergebracht.

Ein Jahr später ereignete sich in Stuttgart eine besonders brutale Tat. Mit einer Art Samurai-schwert massakrierte ein damals 28-jähriger Syrer einen 36-jährigen Deutschkasachen auf offener Strasse. Bilder und Videos machten im Netz die Runde; sie zeigen, wie das Opfer blutüberströmt auf der Quartierstrasse liegt.

Der Täter, der 2015 nach Deutschland kam und bereits wegen Diebstahls und Sachbeschädigung polizeibekannt war, hackte regelrecht auf sein Opfer ein. Die Polizei ging von einer Beziehungstat aus, da Opfer und Täter in einer Wohn-gemeinschaft zusammenlebten.

In Berlin wurde 2021 die 58-jährige Regina G. beim Pflegen der Blumenbeete von Abdul Malik hinterrücks A. angegriffen. Der Islamist stach ihr mehrmals in den Hals. Sie überlebte schwer verletzt, ist heute halbseitig gelähmt und kann nicht mehr sprechen. Über zwanzig Jahre lang hatte sie ehrenamtlich die Beete gepflegt und auch Flüchtlingen geholfen. Seine Tat rechtfertigte der damals 29-jährige damit,

dass es ihm missfalle, wenn Frauen arbeiteten. Er habe sie deshalb «ins Paradies geschickt».

Seit 2022 scheinen solche Attacken gehäuft aufzutreten. Am 18. Oktober erstach ein 26-Jähriger aus Somalia in Ludwigshafen Oggersheim einen Zwanzigjährigen und seinen 35-jährigen Kollegen. Die beiden Maler machten gerade Mittagspause, als der Mann unvermittelt auf den jüngeren Jonas und dann auf den älteren Sascha losging. Jonas wurde bei der Tat

*Als Motiv gab der Täter Wut und Eifersucht an. Er habe bewusst deutsche Männer angegriffen.*

der Unterarm abgetrennt. Der Täter warf diesen auf den Balkon seiner ehemaligen Lebensgefährtin, die sich von ihm getrennt hatte. Als Motiv gab er Wut und Eifersucht an. Er habe bewusst deutsche Männer angegriffen.

Im Dezember erstach ein 27-jähriger Eritreer in Illerkirchberg die vierzehnjährige Ece auf dem Schulweg. Ihre dreizehnjährige Freundin überlebte schwer verletzt. Das Motiv bleibt auch knapp zwei Monate später im Dunkeln. Weder sollen sich Opfer und Täter gekannt haben, noch soll es Hinweise auf eine psychische Erkrankung oder Drogenkonsum beim Täter geben.

## Blutverschmierte Aufenthaltsgenehmigung

Zählt man die Messerattacken, die es seit Anfang dieses Jahres in die Presse geschafft haben, kommt man bereits auf mindestens neunzehn Delikte. Nicht alle wurden von Zuwanderern begangen, wie der Fall von Sinan zeigt, der seine Lehrerin im Klassenraum erstach, weil er einen Schulverweis erhalten sollte.

Und nun Brokstedt. Besonders zynisch: Man habe die Identität des Täters zunächst nicht so leicht ermitteln können, weil seine Aufenthaltsgenehmigung blutverschmiert gewesen sei. Vielleicht ist das ein Wink des Schicksals, dass man in Deutschland endlich die Debatte über den Zusammenhang zwischen Zuwanderung und der zunehmenden Anzahl an Messerattacken führen muss.



Die Tat reiht sich ein in eine lange Liste: Brokstedt, 25. Januar.



# Geiz der Reichen

Der frühere Novartis-Chef Daniel Vasella wollte Steuern vermeiden. Vielen Vielverdienern fehlt die Bodenhaftung.

Ueli Mäder

**D**aniel Vasella hat erhobene Steuern nicht bezahlt. Ob das mit Geiz zu tun hat? Wohl nur beschränkt. Geiz ist bei Reichen unterschiedlich ausgeprägt. Ihn zu typisieren, ist heikel. Vereinfachungen bilden keine Realität ab. Sie erhellen Konturen, die weiter zu differenzieren sind. Sonst entsteht keine friedliche Welt.

Geiz ist mehr als ein Klischee, das Dagobert Duck fiktiv personifiziert. Er ist nicht sparsam, sondern gierig erpicht, Geld anzuhäufen. Gier passt zu Geiz. Wer gierig ist, hortet stets mehr. Genug ist nie genug. Und Geizige sitzen auf ihrem Geld, das sie vornehmlich sich selbst gönnen. Sie wollen nicht teilen. Dagobert Duck ist gierig und geizig.

Die beiden Begriffe überlappen sich. Lexika behandeln sie oft deckungsgleich. Definitionen sind jedoch keine beliebigen Hilfsmittel. In ihnen stecken Zuschreibungen und Macht. Vorsicht ist geboten. Seriöse Sozialforschung konstruiert keinen typischen Geiz der Reichen. Zu viele Faktoren prägen den Geiz, der real existiert. Er ist von sozialen Kontexten und davon abhängig, was Menschen aus dem machen, was die Gesellschaft aus ihnen macht.

## Gier und Boni-Kultur

In «Reichtum in der Schweiz» (U. Mäder, E. Streuli, 2002) skizzierten wir historische Reichtums-Typen. Alter Reichtum erscheint dabei eher paternalistisch und sparsam, neuer Reichtum offen und pragmatisch. Beide sind staatsreserviert. Der traditionelle Reichtum bevorzugt private Spenden, der moderne einträgliches Sponsoring. Wobei die Geld-getriebene Ökonomisierung den letzteren weiter teilt.

Politisch Liberale kritisieren die Gier und die Boni-Kultur. Sie akzeptieren mehr demokratischen Ausgleich. Wirtschaftlich Liberale billigen sozialen Ungleichheiten hingegen zu, die Gesellschaft zu dynamisieren. Das sagte mir auch Daniel Vasella im Rahmen unserer Studie «Wie Reiche denken und lenken» (U. Mäder, G. Jay, S. Schilliger, 2010). Was ich für ungerecht halte, ist aus seiner Sicht ge-

recht. Zumal er auch ernsthaft und aufwendig die Malaria bekämpft, wie Kollege Marcel Tanner, einst Direktor des Tropeninstituts, betont. Vielleicht immunisieren persönliche Verletzungen das hehre Selbstbild mit. Ich mag das nicht psychologisieren. Rolf Soiron, ehemaliger Verwaltungsratspräsident von Lonza,

*Wenn die soziale Kluft weiter zunimmt, bricht der gesellschaftliche Zusammenhalt auseinander.*

Holcim und Nobel Biocare bedauert, dass Daniel Vasella die öffentliche Resonanz zu wenig wahrnimmt und (deshalb) sein erhebliches Potenzial nicht mehr ausschöpft.

In «Geld und Macht in der Schweiz» (U. Mäder, 2015) erörtere ich den Geiz von Reichen mit Psychoanalytiker Gerhard Dammann, seinerzeit Direktor der Psychiatrischen Klinik in Münsterlingen. Geiz und Gier haben für ihn mit Sucht nach Anerkennung zu tun. Sie sind offenbar ein Motor für Erfolg.

Mit (Ehr-)Geiz und Emotionslosigkeit lässt sich viel erreichen. Geizigen und gierigen Menschen fehlen wie narzisstischen Bodenhaftung und Gefühle für Grenzen. Sie erheben sich über andere und sehen in ihnen viel Feindliches. Sie gewähren wenig Unterstützung und nutzen ihre Energie für eigene Ziele. Die strapazierte Konkurrenz verlangt, sich stets durchzusetzen. Geizige und Geltungssüchtige sind mit andern eher oberflächlich verbunden. Sie pflegen ihr eigenes Ego.

Die forcierte Konkurrenz schwemmt laut Psychoanalytiker Hans-Jürgen Wirth, Autor von «Narzissmus und Macht» (2002), vornehmlich nach oben, wer über viel Geld und die Bereitschaft verfügt, harte Entscheidungen wie Entlassungen zu fällen. Soziale Kompetenzen sind da wenig gefragt. Neurologe David Owen, einst britischer Aussenminister, widerspricht («In Sickness and in Power», 2016). Bei Kaderpositionen werde inzwischen mehr auf soziale Fertigkeiten geachtet. Die Abschottung führe in oberen Eta-



*Die Gesellschaft dynamisieren:* Spitzen-Manager Vasella.

gen jedoch dazu, realitätsblind zu werden und sich immer mehr zu bevorteilen.

Wenn die soziale Kluft weiter zunimmt, bricht der gesellschaftliche Zusammenhalt auseinander. Das sagen etliche Reiche. Sie wollen auch geizige Mächtige zu mehr sozialer Verantwortung verpflichten. Das ist erfreulich. Soziale Gerechtigkeit darf aber nicht vom Goodwill einzelner Privilegierter abhängen.

## Mehr teilen

Auch Geiz reicht weit über das individuelle Verhalten hinaus. Er drückt unsere Geld- und Konkurrenz-getriebene Kultur aus, die gesellschaftlich zu verändern ist. Im Interesse von Mensch und Natur. Ohne Geiz, Gier und Bereicherung zu Lasten von anderen. Wesentlich mehr zu teilen, ist bitter nötig. Damit alle genug haben und ein gutes Leben führen können. Für eine friedliche Welt.

Ueli Mäder ist Soziologe, emeritierter Professor der Universität Basel, Autor von «Haben oder Sein: Leben statt Profit!» (Erich Fromm Lectures, Zeuys Books, Neuhofen 2022, mit Roger de Weck und Jürgen Hardeck).

# Was auf dem Maidan wirklich geschah

Im Westen herrschen falsche Vorstellungen vom Massaker in Kiew 2014.  
Solange diese bestehen, bleibt eine friedliche Lösung des Ukraine-Konflikts unmöglich.

Ivan Katchanovski

**D**ie von westlichen Regierungen und Mainstream-Medien verbreiteten Narrative über Ursprung und Wesen des Ukraine-Konflikts sind wahrlich orwellscher Natur. Sie besagen, dass friedliche Proteste im Februar 2014 die prorussische Regierung gestürzt hätten. Präsident Wiktor Janukowytsch sei geflohen, weil er das Massaker an den friedlichen Demonstranten durch Regierungstruppen befohlen habe. Nach dieser Darstellung annektierte Russland dann die Krim mit rein militärischer Gewalt und begann einen Krieg gegen die Ukraine im Donbass.

Studien westlicher Wissenschaftler liefern umfangreiche Beweise, dass die Narrative falsch sind. Für die Morde an Demonstranten auf dem Kiewer Maidan waren oligarchische und rechtsextreme Elemente der Opposition verantwortlich. Dennoch erhoben sie falsche Anschuldigungen gegen die Regierung und ihre Polizei- und Sicherheitskräfte. Dies ermöglichte ihnen, die Macht zu übernehmen. Westliche Regierungen unterstützten diesen undemokratischen Sturz der demokratisch gewählten ukrainischen Regierung.

## Bürgerkrieg im Donbass

Die Mehrheit der verwundeten Maidan-Demonstranten sagte im Prozess über das Massaker aus, dass sie von Scharfschützen aus dem Hotel «Ukraina» und anderen Gebäuden aus beschossen worden seien, die vom Maidan-Oppositionsbündnis besetzt gewesen seien, nicht von Sicherheitskräften. Synchronisierte Videos zeigen, dass bei den meisten Getöteten Schussfolge und -winkel nicht mit den Schüssen übereinstimmen, die von der Polizei abgegeben wurden.

Es gab keine Beweise für einen Schiessbefehl Janukowytschs oder eines seiner Minister. Hingegen haben 14 Mitglieder der Scharfschützen-Einheiten der Regierungsgegner zugegeben, dass sie selbst oder andere Schützen Polizisten oder Demonstranten erschossen hätten – auf Be-

Ottawa

fehl von Anführern der Oppositionsbewegung. Mehrere Maidan-Führer seien selbst an den Morden beteiligt gewesen.

Im Gegenzug trieb Russland den Konflikt durch die Annexion der Krim voran, wo die Mehrheit der Bevölkerung ethnisch russisch ist. Russland führte eine verdeckte Militärintervention durch. Meinungsumfragen zeigten je-



Schüsse aus dem Hotel «Ukraina»: Kiew, Januar 2014.

doch, dass die absolute Mehrheit der Einwohner der Krim vor und nach der Annexion den Anschluss befürwortete. Eine kurz vor Beginn des Krieges im Donbass durchgeführte Umfrage ergab, dass die meisten Bewohner auch dort eine Loslösung von Kiew befürworteten. Die Antworten reichten von Autonomie innerhalb der Ukraine bis hin zur Unabhängigkeit oder zum Anschluss an Russland.

Die meisten Wissenschaftler stufen den Krieg im Donbass als Bürgerkrieg ein, mit direkten russischen Militärinterventionen zur Unterstützung der prorussischen Separatisten im August 2014 und im Januar/Februar 2015. Aber derzeit sind keine russischen Militäreinheiten im Donbass stationiert. Dies bestätigten Satellitenfotos und Berichte westlicher Geheimdienste. Nur auf der Krim gebe es zahlreiche russische Militäreinheiten.

Bis jetzt führt Russland nach eigenen Angaben keinen Krieg gegen die Ukraine. Sollte es tatsächlich dazu kommen, wäre dies für die Ukraine verheerend. Russlands Präsident Wladimir Putin könnte die jetzige massive militärische Aufrüstung nutzen, um entweder ein Friedensabkommen zu seinen Bedingungen zu erzwingen oder um auf eine militärische Option zurückzugreifen. Solche Optionen könnten entweder die Anerkennung der separatistischen Republiken Donezk und Lugansk erzwingen oder zu einem totalen Krieg eskalieren.

## Ursprünge des Konflikts

Aber es gibt immer noch eine Möglichkeit für eine friedliche Lösung des Ukraine-Konflikts. Die jüngsten Besuche französischer und deutscher Staatsoberhäupter in Russland und der Ukraine sind Ausdruck solcher Bemühungen. Eine friedliche Konfliktlösung kann über ein internationales Abkommen erfolgen, das der Ukraine die Aussicht auf eine Mitgliedschaft in der Europäischen Union bietet, sofern sie die Beitrittskriterien (zum Beispiel Demokratie) erfüllt. Im Gegenzug wären ein neutraler Status und eine Lösung des Donbass-Konflikts auf Grundlage der Vereinbarungen von Minsk notwendig.

Diese in der weissrussischen Hauptstadt unterzeichneten Vereinbarungen sehen einen Waffenstillstand und die Gewährung eines Sonderstatus innerhalb der Ukraine sowie die Selbstverwaltung des von den Separatisten kontrollierten Teils des Donbass nach den dortigen Wahlen vor. Eine solche friedliche Lösung des Ukraine-Konflikts setzt jedoch voraus, dass man anerkennt, dass die vorherrschenden Narrative und die Ursprünge des Konflikts falsch sind.

Diese in der weissrussischen Hauptstadt unterzeichneten Vereinbarungen sehen einen Waffenstillstand und die Gewährung eines Sonderstatus innerhalb der Ukraine sowie die Selbstverwaltung des von den Separatisten kontrollierten Teils des Donbass nach den dortigen Wahlen vor. Eine solche friedliche Lösung des Ukraine-Konflikts setzt jedoch voraus, dass man anerkennt, dass die vorherrschenden Narrative und die Ursprünge des Konflikts falsch sind.

Ivan Katchanovski ist Professor für Politikwissenschaften an der Universität Ottawa.

Die ungekürzte Fassung dieses Texts wurde am 16. Februar 2022, wenige Tage vor dem russischen Einmarsch in die Ukraine, auf [truthout.org](http://truthout.org) publiziert.



# Dieser Typ Mann ist sexy

Eine Studie zeigt, wie sich traditionelle Geschlechterrollen auf sexuelles Verlangen auswirken.



Öffentlichkeit, Feminismus und auch das Bildungssystem sprechen unablässig von der Dringlichkeit, «traditionelle Geschlechterrollen aufzubrechen». Und die Rollen haben sich geändert, zugunsten von Selbstbestimmung und Selbstverwirklichung. Frauen sind in traditionell männliche Rollen geschlüpft, machen Karriere, verdienen viel Geld, Männer bleiben zu Hause, kümmern sich um Kinder und Haushalt. Oder beide arbeiten und leben, was häusliche Pflichten angeht, sogenannte Geschlechter-Fluidität; mal kocht er, mal sie, Bügeln, Waschen und Staubsaugen teilt man untereinander auf. So ungefähr sieht der Prototyp einer modernen Beziehung aus. Diese vollständig gelebte Gleichberechtigung wirkt sich doch gewiss auch ausgesprochen positiv auf das Sexualleben aus? Eher nicht.

Das Aufweichen der häuslichen Rollen hat offenbar einen «unerwartet negativen» Impact auf die erotische Dynamik bei Paaren. Eine Studie von 2014, publiziert in der *New York Times* (NYT), hat ergeben, dass Paare mit traditioneller Rollenverteilung ein viel glücklicheres Sexleben führen. Erledigt der Ehemann klassische weibliche Aufgaben wie Waschen, Bügeln oder Staubsaugen, haben die Paare 1,5 Mal weniger Sex im Monat als Paare, bei denen die Ehemänner typisch männliche Jobs verrichten, wie Auto reparieren oder Müll runtertragen. Es betrifft aber nicht nur die Häufigkeit der Schäferstündchen. «Je traditioneller die Arbeit aufgeteilt wurde [...], desto grösser war die sexuelle Zufriedenheit seiner Frau.» Auweia. Diese Enthüllung dürfte das Menschenbild

der hochmotivierten «Geschlechterrollen aufbrechen!»-Verfechter ins Wanken bringen.

Natürlich ist bei Umfragen zu Sex eine gewisse Skepsis angebracht; man ist nicht immer ganz ehrlich in seinen Antworten. Aber auch sämtliche Gespräche unter Frauen, die ich seit Jahren führe, zeigen dasselbe: Ein mit Hin-

*Eine genderneutrale Rolle wäre so ziemlich das Letzte, was mir für eine glückliche Beziehung vorschwebt.*

gabe staubsaugender Mann löst bei uns keine funkensprühende Erregung aus. Oder einer, der sich übers Bügelbrett beugt. Mit der Nadel im Socken rumstochert. Es sind etwa dieselben Gefühle jenseits von Erotik, die eine Frau in einem Mann entfacht, wenn sie im Restaurant nur einen Salat ohne Sauce bestellt oder ihm bei jeder Gelegenheit in Erinnerung ruft, was er alles falsch macht.

Zeichnen sich jedoch seine Muskeln beim Schleppen von Zügelkisten unter dem verschwitzten Shirt ab, läuft der Pulsschlag auf Hochtouren. Ja, das Klischee lässt grüssen, aber warum wohl finden wir Männer sexy, die anpacken können? Die handwerklich begabt sind? Intuitiv Aufgaben erledigen, die Frauen mangels Kraft, Grösse oder Geschick nicht erledigen können oder wollen? Weil dieses instinktive «Kümmern» Männlichkeit ausstrahlt. Er übernimmt diese, für ihn maskuline Verantwortung, packt zu und löst das Problem für uns. Das macht ihn in den Augen der meisten Betrachterinnen attraktiv.

Frauen wollen keinen Mann, der im Haushalt zu nichts nütze ist, er soll schon mithelfen, aber eben, auf geschlechtstypische Weise. Wie die NYT-Autorin anmerkt, wurden «wir in dem Versuch, genderneutral zu sein, möglicherweise genderkastriert». Das «wir» trifft zwar auf viele Frauen nicht zu; eine genderneutrale Rolle einzunehmen, wäre so ziemlich das Letzte, was mir für eine glückliche Beziehung vorschwebt. Ich drücke meine Weiblichkeit nicht nur gerne aus, ich übernehme mit Vergnügen Kochen oder Knöpfe nähen – und überlasse ihm dafür das Gassigehen mit Pablo bei Wind und Regen, das Befördern der Hausspinne an die frische Luft und das Handwerkliche. Ansonsten beschreibt sie den Knackpunkt ganz gut.

Wie eine Paartherapeutin dazu in der NYT erklärt, seien «die Werte, die eine gleichberechtigte Beziehung ausmachen, nicht unbedingt dieselben, die sexuelles Verlangen steuern». In anderen Worten: Das erotische Verlangen steht im Gegensatz zu manch sonstigen weiblichen Bedürfnissen. Und es ist doch auch so, dass traditionelle Geschlechterrollen nicht per se schädlich sind und verteufelt werden sollten, in gewissen Bereichen haben sie sogar ihre Vorteile. Umgekehrt ist nicht jeder Aspekt von gelebter Gleichberechtigung förderlich für jede Lebensebene. Fairerweise würde man darauf genauso prominent hinweisen, wie man stets für das Bekämpfen der klassischen Rollenverteilung weibelt.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter @TamaraWernli

# Tauben und Falken im Bundeshaus

In Sachen Waffenlieferungen positionieren sich Politikerinnen radikaler als ihre Kollegen. Sie scheinen in der Krise schneller bereit, bewährte Prinzipien über Bord zu werfen.

Marcel Odermatt

**K**eine Partei zeigte in den letzten Monaten einen lockereren Umgang mit Schweizer Waffenexporten und der Neutralität als der Freisinn. FDP-Präsident **Thierry Burkart** preschte vor und verlangte, das Kriegsmaterialgesetz aufzuweichen. Der Aargauer Ständerat will Nichtwiederausfuhrerklärungen für gewisse Länder abschaffen, «die vergleichbare Werte wie die Schweiz und ein vergleichbares Exportkontrollregime haben». Eine Frau aus seinen Reihen will der traditionellen Parteilosigkeit der Schweiz jetzt endgültig den Todesstoss geben: **Maja Riniker**, so etwas wie die Schweizer Ausgabe ihrer deutschen Parteikollegin

Bern

**Marie-Agnes Strack-Zimmermann**, Vorsitzende des Verteidigungsausschusses, die auf allen Kanälen für mehr militärische Unterstützung für die Ukraine trommelt.

Leopard-2-Panzer der Armee sollen laut Riniker an Länder wie Polen oder Finnland verkauft werden. Diese dürfen dann wiederum ihre Panzer an die Ukraine liefern, wie der *Nebelspalter* publik machte. «Wir brauchen jetzt dringend eine intensive Diskussion darüber, wie wir uns bei der Frage der Wiedergabe von Kriegsmaterial positionieren wollen», sagt die Aargauer Nationalrätin. Die aktuelle Position sei gerade in einem internationalen Kontext schwer vermittelbar und sorgte für Unverständnis.

Die Aussagen der Parlamentarierin passen ins Bild, das die Frauen im Bundeshaus im Ukraine-Konflikt abgeben. Einige von ihnen, wie die 44-jährige Sicherheitspolitikerin, gehören zu den grössten Scharfmachern im Rat. Offenbar sind sie in der gegenwärtigen Krisensituation noch schneller bereit, bewährte Prinzipien über Bord zu werfen, als ihre männlichen Kollegen.

## Tor zur Eskalation aufmachen

In diese Kategorie gehört **Marianne Binder-Keller**. Die Aargauer Mitte-Nationalrätin und Ständeratskandidatin trommelt seit Kriegsausbruch dafür, dass die Schweiz sich bedingungs- und vorbehaltlos auf die Seite der Ukraine stellt. Die Volksvertreterin warnt per Interpellation vor «russischer Propaganda», einer möglichen russischen Einflussnahme auf die Nationalratswahlen im Herbst und möchte Diplomaten aus dem ehemaligen Zarenreich aus der Schweiz ausweisen. Ihr feuriges Engagement entging auch Aussenminister **Ignazio Cassis** nicht. Als Belohnung durfte die ehemalige Kommunikationschefin der CVP mit dem damaligen Bundespräsidenten nach Kiew jetten, **Wolodymyr Selenskyj** die Hand schütteln und bei den Gesprächen direkt neben Cassis Platz nehmen.

Der Trip nach Osteuropa hat die 64-Jährige darin bestärkt, dass die Schweiz bei ihrer traditionellen Parteilosigkeit über die Bücher gehen sollte. «Der Angriff auf die Ukraine ist ein An-



*Schwindelerregender Wandel:* Roth (SP).

griff auf Europa», sagt sie in dieser in Falken-Kreisen typischen Art, die jede Form von Unterstützung legitimieren soll und das Tor zu einer Eskalation des Konflikts weit aufmacht. Sekundiert wird sie in ihren Anstrengungen immer von Mitte-Parteipräsident **Gerhard Pfister**. Ihr

*Die aktuelle Position der Schweiz sei gerade in einem internationalen Kontext schwer vermittelbar.*

Parteifreund und langjähriger Compagnon wirft der Schweiz «unterlassene Hilfe» für die Ukraine vor. Der Grund für den Ärger des Gespanns Binder/Pfister war der Bundesrat, der die Weitergabe von Munition an die Ukraine verbot.

Die Genossen möchten bekanntlich die Schweizer Armee abschaffen. Sie unterstützen jedes Begehren der letzten dreissig Jahre, das auf eine Schwächung des Militärs oder die Rüstungsindustrie abzielt. Ob nein zu Kampfjets, Verbot von Ausfuhr von Waffen, Aufhebung der Wehrpflicht oder die beiden Armeeabschaffungsinitiativen: Ginge es nach dem Willen der Sozialdemokraten, stünde das Land heute entwaffnet da. Jetzt will die gleiche Partei, dass in der Schweiz produziertes Kriegs-



*Feuriges Engagement:* Binder-Keller (Mitte).



*Altbewährte Werte:* Heimgartner (SVP).



gerät in der Ukraine zum Einsatz kommt. Die Frau, die an vorderster Front diesen Kurs vorgibt, kommt aus Solothurn. **Franziska Roth** begründet ihre Position wie folgt: «Normalerweise bei bewaffneten Konflikten ist es nicht so klar, wer Aggressor und wer Opfer ist – im Ukraine-Krieg ist dies aber kristallklar. Deshalb unterstütze ich jetzt eine Ausnahme, was die Wiederausfuhr von Kriegsmaterial in die Ukraine betrifft.» Was die Sicherheitspolitikerin nicht sagt: Bei jedem Konflikt fühlt sich eine Seite im Recht. In der Sicherheitskommission konnte die 56-jährige Nationalrätin ihre Parteikollegen überzeugen. Es wird aber spannend,



*Druck aus Deutschland:* Schlatter (Grüne).

ob sie sich auch in der Fraktion durchsetzen kann. Es dürfte nur eine Frage der Zeit sein, dass auch kritische Stimmen in der Linkspartei aufgenommen, die den schwindelerregenden Wandel ihrer Gruppierung hinterfragen.

Während ihre Parteikollegin Riniker ernsthaft vorschlägt, dass die Schweiz Panzer verkauft und diese jenen Staaten zur Verfügung stellt, die ihre «Leoparden» an die Ukraine weitergeben, zeigt eine Volksvertreterin aus der gleichen Partei Rückgrat. Gegen den Willen ihrer Parteileitung wehrte sich **Jacqueline de Quattro** in der Sicherheitskommission gegen Lockerungen bei Waffenexporten. Die ehemalige Waadtländer Staatsrätin lehnte die Motion der SP ab. Der Vorstoss der Linkspartei verlangt, dass der Bundesrat Anträge von anderen Ländern bewilligen kann, wenn diese hierzulande produzierte Waffen an Drittstaaten liefern wollen. Bedingung: Der Uno-Sicherheitsrat oder zwei Drittel der Uno-Vollversammlung stellen einen völkerrechtswidrigen Angriff eines Landes auf ein anderes fest.

Die Nationalrätin stimmte sich auch gegen einen Vorschlag der Mitte. Die Gruppierung möchte, dass die Nichtwiederausfuhrklärungen hinfällig werden, wenn das Kampfgerät in die Ukraine geht. Als einzige Frei-

sinnige widersetzte sie sich beiden Ansinnen. Die 62-jährige Juristin und Rechtsanwältin aus Pully bei Lausanne hat eine simple Erklärung, warum sie gegen ihre eigenen Leuten opponiert: «Nach meiner Meinung sind diese Vorstösse nicht mit der schweizerischen Neutralität vereinbar.» Es ist nicht das erste Mal, dass sich die ehemalige Präsidentin der FDP-Frauen eine eigene Meinung leistet. Vor knapp zwei Jahren kämpfte sie erfolgreich für die Initiative, die ein Burkaverbot verlangte. Damals trat de Quattro nicht nur gegen die FDP an, sondern auch gegen Parteikollegin und Justizministerin **Karin Keller-Sutter**, die vehement für das Anliegen weibelte.

### Geschlossenheit in der SVP

Für die SVP ist klar, dass die traditionelle Unparteilichkeit des Landes nicht weiter aufgeweicht werden soll. Im Gegenteil: Die Rechtspartei hat eine Initiative lanciert, die wieder zum Status quo vor dem Kriegsausbruch in der Ukraine zurückkehren will. Die Gruppierung tritt bisher bei diesem Thema anders als etwa die Freisinnigen geschlossen auf. Die Neutralität hat einen hohen Stellenwert und ist in der Bundeshausfraktion unbestritten.

Die SVP-Sicherheitspolitikerin **Stefanie Heimgartner** bringt die Haltung auf den Punkt: «Seit je finden bei uns auf neutralem Boden wichtige Vermittlungsgespräche statt. Die Schweiz wird von vielen internationalen Organisationen aus genau solchen Neutralitätsgründen als Domizil gewählt. Dies dürfen wir nicht gefährden», sagt die 35-jährige Aargauer Nationalrätin und Transportunternehmerin. Ein Slalomkurs wie bei anderen Parteien ist bei der Volkspartei deshalb nicht zu erwarten.

Ganz ohne Widerspruch ist aber auch die SVP nicht. Gegen den Willen der Partei verschärfte die Räte das Kriegsmaterialgesetz. Beim Waffenexport sollten Ausnahmen zulässig sein für «demokratische Länder», die über ein ähnliches Exportkontrollregime verfügen wie die Schweiz, forderte damals SVP-



*Führende Scharfmacherin:* Riniker (FDP).



*Gegen die eigene Partei:* de Quattro (FDP).

Wirtschaftsminister **Guy Parmelin**, sekundiert von seiner Partei. Heimgartner hält fest: «Auch wenn es schlimm ist, was momentan in der Ukraine abgeht, müssen wir uns auf unsere altbewährten Werte stützen und dürfen nicht zur Windfahne werden.»

### Grün-grüner Schulterchluss

Bei der Debatte über Waffenlieferungen kommt es zu einem in Bundesbern unüblichen grün-grünen Schulterchluss. Neben der SVP mit dem grünen Logo sind die Grünen die einzige Partei, die kritisch hinterfragt, ob es die historische Aufgabe der Schweiz ist, im Gleichschritt mit vielen anderen westlichen Staaten die Ukraine mit Kriegsgerät vollzustopfen. Anders als die deutschen Vertreter der Öko-Partei, die das Massensterben in Osteuropa mit mehr und tödlicheren Waffen beenden wollen, sind die hiesigen Grünen noch näher an ihren Wurzeln als pazifistische Gruppe. Ausgerechnet die Neutralität erspart den Schweizer Grünen Diskussionen wie im nördlichen Nachbarland.

Eine Exponentin, die auf die Bremse steht, ist **Marionna Schlatter**. «Auch wir spüren den Druck, gerade aus Deutschland», sagt die 42-jährige Soziologin. Für die Zürcher Nationalrätin ist es scheinheilig, zwischen direkten und indirekten Waffenlieferungen zu unterscheiden. «Das Resultat ist das gleiche. Die Schweiz greift mit militärischen Mitteln in den Konflikt ein. Das ist nicht neutral. Punkt.» Das Land müsse seine Solidarität mit der ukrainischen Bevölkerung mit anderen Massnahmen zeigen als mit Waffenexporten. Dabei spricht Schlatter von humanitärer Hilfe, grosszügiger Aufnahme von Flüchtlingen oder der konsequenten Suche nach Geldern von Oligarchen oder mehr Einflussnahme beim Rohstoffhandel. «Es braucht jetzt bezüglich Neutralität und Kriegsmaterialausfuhren eine seriöse Auslegeordnung, sicher keinen Panikmodus und Schnellschüsse, weil sich Politiker im Wahljahr profilieren wollen.»

## Stoff für einen Krimi

Nr. 4 – «Schweizer Medien auf Regierungskurs» und «Ringier und die Sozialdemokraten» – Philipp Gut und Hubert Mooser zum Fall «Berset-Ringier»

Mir fehlt das Motiv. Jemand hat doch mit dieser Pandemie unsinnig Geld verdient. Ist es da nicht denkbar, dass die Pharmabranche mit Hilfe der Medien Angst erst erzeugt und dann verbreitet hat? Das hat die Regierungen weltweit zu den bekannten Corona-Massnahmen gezwungen und sie zu den Impfkationen veranlasst. Aus dieser Sicht wären die Regierungen nicht die treibende Kraft hinter den Massnahmen, sondern nur willige Werkzeuge einer allmächtigen Interessengruppe. Vielleicht wird das mal Stoff für einen Kriminalroman. *Hans Jordi, Braunau*

Gerade in den schweren Zeiten sollte man sich auf einen unvoreingenommenen Bundesrat und die Medien verlassen können. Genau das Gegenteil haben wir in der Covid-Pandemie erlebt. Meiner Meinung nach ist es eine Zumutung, wenn das Bundesamt für Gesundheit von einem narzisstischen Magistraten geführt wird und geheime Informationen an eine Boulevardzeitung gesteckt werden. Unsere Regierung sollte wie eine Hockeymannschaft zusammenspielen und sich nicht gegenseitig austricksen. So gewinnt man kein Spiel. *Aaron Gafner, 15, Hombrechtikon*

Es ist gut, dass die Geschichte rund um Bundesrat Berset und seine Beziehung zu den Medien aufgedeckt wird, denn die Medien haben ganz gezielt eine Atmosphäre geschaffen, die zur Zerrüttung in der Bevölkerung, in der Familie, unter Freunden geführt hat. Impfbefürworter gegen Impfgegner, ganz schlimm, mit welcher Boshaftigkeit und welchen Beleidigungen

Andersdenkende ausgegrenzt wurden, . Es war erschreckend, mitzuerleben, wie die Atmosphäre durch die Medien richtiggehend aufgeheizt wurde, wie die Stimmung anfang zu kippen. Da hätte der Bundesrat aufhören und zwischen den beiden Lagern vermitteln müssen, zum Beispiel mit einer öffentlichen Stellungnahme zu den neuesten Erkenntnissen bei den Impfstoffen und über die falsche Einschätzung hinsichtlich der Verbreitung des Virus. Damit wären die Nichtgeimpften wenigstens teilweise rehabilitiert worden in der Familie, bei den Nachbarn und Kollegen. *Marlies Bärtschi, Magliaso*

## Zeichen der Angst

Nr. 4 – «Amerika bleibt unersetzlich» Essay von John Bolton

Die Welt braucht die USA nicht. Ohne sie und ihre englischen Vorgänger ginge es der Welt heute besser: Fragen Sie doch die noch verbliebenen amerikanischen Ureinwohner oder die aus Afrika brutal, unschuldig verschleppten Sklaven. Für all diese Gräueltaten hat es nie eine Entschuldigung gegeben. Diese krankhafte unfinanzierbare globale Kontrolle ist ein Zeichen der Angst – und dafür gibt es gute Gründe: die vorwiegend vom Westen betriebene historische und aktuelle globale Plünderung. *Hans Georg Braunschweiler, Rüschiikon*

## Menschenfreund?

Nr. 3 – «Captain Glättli steuert das grüne Raumschiff in neue Welten» – Tom Kummer über Balthasar Glättli

Glättli sagt, er sei ein Menschenfreund, er habe Menschen gern. Ja, aber er liebt nur die Menschen, die seine Ideologie vertreten. Die andern versucht er zu bestrafen. Wer will denn, dass der

Liter Benzin fünf Franken kostet? Wer will die Fleischpreise in die Höhe treiben? Wer will den Gartenbesitzern vorschreiben, was sie in ihrem Privatgarten pflanzen dürfen? Das ist nur ein kleiner Teil von dem, was Glättli und sein Anhang den Bürgern vorschreiben wollen. Ich sehe da nicht viel von einem Menschenfreund.

*Walter Stettler, Binningen*

## Wermutstropfen

Nr. 2 – «Shakespeare vertraue ich blind» Thomas Würdehoff über Klaus Maria Brandauer

Mit grosser Freude habe ich das Interview mit Klaus Maria Brandauer gelesen. Er ist ein Künstler, den ich von ganzem Herzen seit vielen Jahrzehnten verehere. Ich hatte Gelegenheit, ihn sowohl auf der Bühne in Wien als auch im Kino zu erleben, seine Kunst ist für mich so ziemlich das Höchste, was ich von einem Schauspieler auf der Bühne oder vor einer Kamera erwarte. Diese Ausdruckskraft, diese Sprache – einfach herrlich! Ein Wermutstropfen ist für mich allerdings Brandauers Stellungnahme zur Ukraine und zu deren Präsident Selenskyj. Kann es wirklich sein, dass Brandauer meint, in der Ukraine würden demokratische Werte verteidigt? Hat er noch nie etwas davon vernommen, dass die Ukraine als der mit Abstand korrupteste Staat in Europa gilt? Und welche extremen Zwangs- und Gewaltmassnahmen der russisch-ukrainischen Bevölkerung auferlegt werden? Brandauer steht ja, wie wir wissen, nicht allein da mit dieser Sicht, sondern gerade Personen aus Kunst und Kultur sind anfällig, der Berichterstattung in vermeintlich seriösen Medien unkritisch zu folgen. *Ludwig Murtinger, Bazenheid*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).





## Tom Verlaine (1949 – 2023) Hans-Rudolf Fuhrer (1941 – 2023)



*Generationen von Bands haben sich von ihm inspirieren lassen: Tom Verlaine.*

Die meisten musikalischen Erzeugnisse der Punk- und New-Wave-Zeit haben ihre Schockwirkung längst verloren. Nicht so «Marquee Moon», das 1977 erschienene Debüt-Album von Television, der Band um den Gitarristen, Sänger und Songschreiber Tom Verlaine. Television waren aus dem gleichen urbanen Holz geschnitzt wie Blondie, Talking Heads, Patti Smith (damals mit Verlaine liiert) und Ramones, die sich in den mittleren 1970er Jahren um Klubs wie «Max's Kansas City» und «CBGB's» in Manhattan scharten. Es waren smarte junge Bohemiens, die ihre Inspiration nicht nur in der Hitparade suchten, sondern auch in Literatur, Malerei, Film und Miles Davis.

Sie alle servierte Musik, die Fesseln sprengte. Nichts aber kam dem Schock nahe, den «Marquee Moon» auslöste. Da war der Mut zu einem zehnminütigen Stück in einer Zeit, als smarte Musikanten alles daransetzten, den Bombast von Progressive Rock mit würziger Kürze zu kontern. Da waren die wogenden Emotionschübe der Gitarrenmotive, die Verlaine in symbiotischer Verschlungenheit mit Saitenpartner Richard Lloyd aus dem Instrument zauberte. Da waren die unzeitgemässe Virtuosität der vier beteiligten Musiker, der stilisierte Gesang, die ungewöhnlich poetischen Lyrics: «It was a tight toy night, streets so bright / The world was so thin between my bones and skin» – so beginnt das Stück «Venus». «Marquee Moon»

kippte in jeder Hinsicht aus dem Rahmen, die Kritiker schwärmten, aber die Verkäufe blieben bescheiden. Generationen von Bands haben sich davon inspirieren lassen.

Tom Verlaine alias Thomas Miller kam in New Jersey auf die Welt und wuchs in Wilmington, Delaware, auf. An der Privatschule lernte er Richard Meyers kennen, die beiden beschäftigten sich intensiv mit Musik, nicht zuletzt mit Albert Ayler und Miles Davis. 1968 brannten sie durch nach New York, wo sie – aus Meyers war Hell geworden – mit dem Drummer Billy Ficca die protopunkigen Neon Boys formierten. Die heroinbedingte Unzuverlässigkeit von Hell bereitete der Band ein Ende, wenig später erfolgte die Wiederauferstehung als Television, jetzt mit Ficca, Bassist Fred Smith und Richard Lloyd.

Ein zweites Album, «Adventure», enthielt knapper gezeichnete Songs und löste rundum Enttäuschung aus – aus heutiger Sicht war es wiederum ein Meisterwerk. Frustriert löste sich die Band drei Monate nach der Veröffentlichung auf. Mit absichtlicher Diskretheit – er sprach von der «Unsichtbarkeit» als einer Stütze der Kreativität – legte Verlaine danach ab und zu ein Soloalbum vor (Highlights: «Cover», 1984, und «Flash Light», 1987). Eine Television-Reunion führte 1992 zu einem dritten Album und in der Folge auch zu gelegentlichen Tourneen. Tom Verlaine verstarb in New York nach einer kurzen Krankheit. *Hanspeter Künzler*

Vollmondnacht vom 10. auf den 11. Mai 1941: 700 Tonnen Bomben fallen auf London, 1500 Menschen sterben, das Parlament, die Westminster Abbey, das British Museum nehmen Schaden. Hans-Ruedi Fuhrer ist genau einen Tag alt.

2023, Samstagnachmittag, 14. Januar: Eine Lenkwaffe trifft ein Wohnhaus in Dnipro, 46 Menschen sterben. Das geschieht am Tag, bevor der Historiker stirbt.

Die kriegerische Epoche, in welcher er wirkt, erklärt Fuhrers lebensprägenden Willen, Krieg zu verstehen, Krieg zu erklären.

Die Zeit seiner frühesten Jugend, der Aktivdienst, ist sein erstes grosses Thema, «Spionage ...: die geheimen deutschen Nachrichtendienste gegen die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, 1939–1945» heisst das 1982 erschienene Werk.

Von den Weltkriegen führt ihn seine Suche nach dem Warum und nach dem Wie zu Persönlichkeiten der Schweizer Geschichte, etwa zum dritten General des Bundesstaates, Ulrich Wille, oder zum dem Solddienst abgeneigten Reformator Huldrych Zwingli. Themen wie Feldpredigerdienst und Landesbefestigung kommen dazu. Fuhrers solide Werke werden Geltung behalten.

Die grosse Gabe Fuhrers ist die Vermittlung des Stoffes durch Vorträge, durch Reiseleitungen. Seine Stimme ist nun allerdings verstummt. Pfarrer Thomas Koelliker hat ihm vor einer grossen Trauergemeinde am 31. Januar in der Kirche von Meilen eine einfühlsame Predigt gewidmet. Hans-Ruedi Fuhrer sei sich der Verantwortung stets bewusst gewesen, welche mit seiner Begabung einhergehe, der Verantwortung im Umgang mit dem Wort, mit dem «Logos» (Matthäus, 5, 37).

*Jürg Stüssi-Lauterburg*



*Suche nach dem Warum: Historiker Fuhrer.*

# Alarm-Geschäftsmodell für Medien

Zeitungen, die Corona-Panik verbreiteten, erhielten grosse Werbeaufträge vom Staat.



**M**edien und Staat in Kooperation – dieses Geschäftsmodell hat in jüngerer Zeit an Bedeutung gewonnen. Diese reicht über die stark diskutierte Spezialkommunikation zwischen dem Departement Berset und dem Ringier-Konzern hinaus. Das Finanzbranchenportal *Inside Paradeplatz* hat vor Tagen eine Aufstellung veröffentlicht, die zeigt, welche Medien in der Pandemie vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) wie viel Geld fürs Publizieren von offiziellen Informationen in Anzeigenform erhalten haben.

Laut der auf dem Portal zugänglich gemachten Aufstellung des BAG summierte sich der Aufwand des Bundesamts für diese Kampagnen der Bevölkerungsinformationen über Covid-19 in den Jahren 2020 bis 2022 insgesamt auf 22 Millionen Franken. Ein spürbarer Geschäftsimpuls für die Medienbranche.

Es ging in diesen Inseraten und Kampagnen vor allem um Informationen der Bevölkerung zum Corona-Regime sowie um Anweisungen an die Leute, wie sie sich im öffentlichen Raum und beim Umgang mit anderen Personen zu verhalten haben, so auch um die berühmten Appelle, dass man zu Hause bleiben oder sich impfen lassen solle.

Was bedeutet das, wenn eine Zeitung oder ein Sender im Auftrag der öffentlichen Verwaltung hoheitliche Appelle und Anweisungen unters Volk bringt?

Erster Gedanke: Wenn Medien die Botschaften des Staates aussenden, dann stellt sich die sogenannte vierte Gewalt mehr oder weniger in den Dienst des öffentlichen Sektors. Dann wirkt es nicht mehr sehr überzeugend,

wenn die vierte Gewalt beteuert, sie bewahre ihre Eigenständigkeit.

Halt, das sei abwegig, kommt der Einwand, man trenne ja klar zwischen Redaktionsteil und Anzeigen. Inserate seien etwas anderes als Meinungen und Informationen im publizistischen Teil. Viele Redaktionen machen geltend, zwischen diesen Bereichen gebe es eine chinesische Mauer, unüberwindlich, hoch.

Aber die beiden Teile hängen letztlich doch mehr oder weniger zusammen: Ökonomisch gesehen, besteht das Geschäftsmodell einer Zeitung kurz gesagt darin, dass die Zeitung die Aufmerksamkeit der Leser an ihre Inserenten verkauft.

Konkret: Die Zeitung fesselt die Leser mit interessanten Informationen, spannenden Geschichten, empörenden Enthüllungen, und aus dem Augenwinkel bei der Lektüre oder beim Durchblättern nehmen die Leser auch die in dieser Umgebung platzierten Inserate wahr – die dann, so hoffen die Inserenten, irgendwie im Kopf der Betrachter haften bleiben.

In der Corona-Zeit haben also die Medien die Aufmerksamkeit der Leser oder Medienkonsumenten zu einem guten Teil an den Staat verkauft, denn dieser war der Auftraggeber vieler Inserate.

Das ist noch kein grosses Problem, solange dies normale Inserate sind, ähnliche Anzeigen wie die anderer Kunden.

Aber dies war nicht der Fall in der Corona-Zeit. Ein grosser Teil der Zeitungen und Portale hat die Botschaften des Staates nicht nur über die geschalteten Inserate unters Publikum gebracht, sondern auch über den eigenen

redaktionellen Teil. Medien der Blick-Gruppe und des TX-Konzerns etwa verbreiteten Corona-Informationen, Infektionszahlen, Appelle zum Isolieren und Impfen mit einem enormen Alarmismus. Dies spielte dem Aktionismus des BAG und des Bundesrats in die Hände.

So gesehen bezahlte das BAG die Kosten für die Werbung in den Medien (laut Angaben bei TX knapp fünf Millionen Franken, bei Ringier gut drei Millionen), erhielt als Gegenleistung aber nicht nur den Werberaum, sondern darüber hinaus auch den redaktionellen Raum fürs Verbreiten seiner Botschaften. Daraus kann man den Schluss ableiten, dass jene Medien, die sich dem Staat auf diese Weise bereitwilliger öffneten, mehr Werbeaufträge erhielten als die anderen. Beim Klima-Alarmismus könnte es irgendwann in eine ähnliche Richtung gehen.

## Lockeres Ja zur Fessel

Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse hat gerade seine Parolen für die kommenden Abstimmungen über die OECD-Mindeststeuer und das Klimagesetz bekanntgegeben: zweimal ja. Das heisst unter anderem ja zum Ziel netto null Treibhausgasemissionen 2050. Man begrüsse es, dass dieses Ziel durch den Souverän bestätigt und im Gesetz festgeschrieben werden könne. Wenn man es genau bedenkt, ist das fast unbegreiflich: Vertreter der Wirtschaft wollen auf drei Jahrzehnte hinaus in wichtigen Belangen festlegen, wie sich die Unternehmen entwickeln sollen, sie somit fesseln. Alle werden aufs gleiche Ziel getrimmt, eines, das enorm viel kosten kann und doch in den Klimadebatten gar nie ernsthaft zur Diskussion gestellt wird.



---

# Erich Maria Remarque

---



*Roman einer vom Krieg zerstörten Generation:* Autor Remarque.

Der Erfolg von «Im Westen nichts Neues» stellte alles in den Schatten.

*Seite 52*

Remarque hat sich gegen politische Deutungen und Vereinnahmungen seines Romans gewehrt.

*Seite 53*

Er hat nicht nur einen Weltbestseller vorgelegt, sondern eines der eindrucksvollsten Antikriegsbücher der Weltliteratur.

*Seite 54*

Die Neuverfilmung zeigt Szenen, die einem fast den Atem nehmen, schonungslos auf die Barbarei gerichtet.

*Seite 55*

# Es ging um die ganze Generation

Mit seinem Weltbestseller «Im Westen nichts Neues» schrieb Erich Maria Remarque eines der eindrücklichsten Antikriegsbücher, den Roman einer zerstörten Generation. Der Verfasser, der zuvor ein völlig unbeschriebenes Blatt in der deutschen Literatur war, traf mit seinem journalistischen Stil den Nerv der Zeit.

Peter J. Brenner

Als der Krieg verloren war, im November 1918, blieben die deutschen Schriftsteller stumm. In den vier Jahren zuvor hatte es sich anders angehört. Zahlreiche Dichter ersten und zweiten Ranges, Thomas Mann vorneweg, leisteten ihren «Kriegsdienst mit der Feder», wie Mann das genannt hat. Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Rainer Maria Rilke, Rudolf Borchardt, Richard Dehmel, Ludwig Thoma – sie alle haben den Krieg mit herbeigeschrieben, und viele haben während des Krieges weiter Öl ins Feuer gegossen.

Allein im ersten Kriegsjahr sind an die 2000 belletristische Bücher und Zehntausende von Gedichten zum Krieg erschienen. Die literarische Kriegspropaganda zog sich bis in die Kinderzimmer hinein, auch Else Urys «Nesthäkchen» musste in den Krieg ziehen.

## Von der Schulbank in den Kriegsdienst

Nach dem Ende des Krieges dauerte es hingegen fast ein Jahrzehnt, bis die Schriftsteller ihre Sprache wiederfanden. Es begann 1927 mit Arnold Zweigs «Der Streit um den Sergeanten Grischa»; ihm folgten Georg von der Vringes «Soldat Suhren» und Ludwig Renns «Krieg». Jetzt wurde auch Ernst Jüngers «In Stahlgewittern» breit rezipiert, das bereits 1920 im Selbstverlag mit einer Auflage von 2000 Exemplaren erschienen und fast unbeachtet geblieben war. Bald darauf fanden zudem die nationalistischen Kriegsromane Werner Beumelburgs, Hans Zöberleins und etlicher anderer ihr Publikum.

Aber der Erfolg von Erich Maria Remarkes Roman «Im Westen nichts Neues» stellte alles in den Schatten. Der Roman wurde in fünfzig Sprachen übersetzt; in den 1960er Jahren schätzte Remarque die globale Gesamtauflage auf zwanzig bis dreissig Millionen. Der Roman erschien seit November 1928 als Vorabdruck in der liberalbürgerlichen *Vossischen Zeitung* und dann in bearbeiteter Fassung im Januar 1929 als Buch im Berliner Propyläen-Verlag, der zum Ullstein-Konzern gehörte. Im Mai 1929 waren bereits eine halbe Million Exemplare verkauft.

«Im Westen nichts Neues» ist der Roman einer vom Krieg zerstörten Generation. Er schildert

eine Gruppe junger Männer um Paul Bäumer, die sich, aufgestachelt von ihrem Klassenlehrer Kantorek, von der Schulbank weg für den Kriegsdienst meldeten. Der sprichwörtlich gewordene Menschenschinder Unteroffizier Himmelstoss nimmt ihnen schon früh alle Illusionen, und bald erfahren sie in Flandern die brutale Wirklichkeit des Krieges.

Der Roman schildert die grässlichen Verwundungen durch Granatsplitter und Maschinengewehre, die Gasvergiftung, die den Erzähler ins Lazarett bringt, die Repressionen gegen die Zivilbevölkerung. Eindrucksvoll ist die quälende Nacht, die Paul Bäumer mit dem von ihm tödlich verletzten Franzosen in einem

*Der Roman zeichnet ein fatalistisches Bild des Krieges, dem der Einzelne hilflos ausgeliefert ist.*

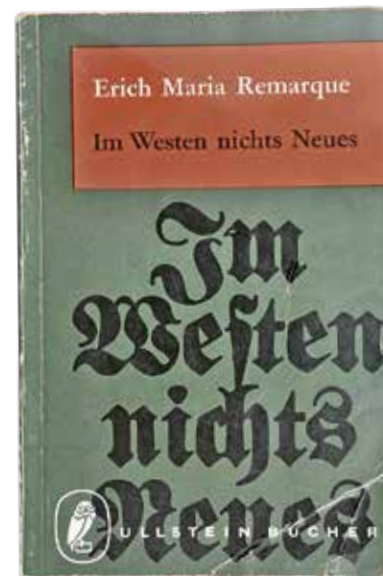
Granattrichter verbringen muss: der Feind, den er jetzt als Menschen, als «Buchdrucker Gérard Duval», wahrnehmen muss. Daneben stehen die Szenen des soldatischen Alltags in der Kaserne, beim Heimaturlaub, im Lazarett und die Diskussionen über den Sinn des Krieges.

Der Roman zeichnet ein fatalistisches Bild des Krieges, dem der Einzelne hilflos ausgeliefert ist. Die Soldaten werden zurückgeworfen auf eine animalische Kreatürlichkeit, an der Front werden sie zu «gefährlichen Tieren». Was ihnen bleibt, ist das Hohelied auf die «Kameradschaft», die «Erde» als «einzigen Freund» und eine vitalistische «Lebensgier». Kurz vor Kriegsende, im Oktober 1918, stirbt auch Paul Bäumer als Letzter seiner Kameraden, an einem Tag ohne nennenswerte militärische Ereignisse, von dem es im Heeresbericht nur hiess, «im Westen sei nichts Neues zu melden».

Selbst erlebt hat Remarque das wenigste von dem, worüber er schreibt. Erich Maria Remarque, mit bürgerlichem Namen eigentlich Erich Paul Remark, wurde 1898 in Osnabrück geboren, jener Stadt, in der 250 Jahre zuvor der Westfälische Friede geschlossen wurde. Mit diesem Geburtsjahr wurde Remarque 1916 wehr-

pflichtig, nach der Ausbildung kam er 1917 an die Westfront in Flandern. Direkt an vorderster Front war er nicht eingesetzt; und bald nach seinem Eintreffen in Flandern wurde er durch Granatsplitter verwundet und kam bis unmittelbar vor Kriegsende in ein Lazarett in Duisburg.

Remarque veröffentlichte 1920 einen ersten, völlig erfolglosen Roman, wurde dann Redaktor



*Kriegsschilderungen von realistischer Drastik.*

der Firmenzeitschrift der Continental-Reifenfabrik in Hannover, anschliessend Redaktor der Hugenberg-Zeitschrift *Sport im Bild* – kurz: Der Verfasser eines Weltbestsellers war zuvor ein völlig unbeschriebenes Blatt in der deutschen Literatur.

## Stinkbomben und weisse Mäuse

Es ist schwer zu erklären, warum ausgerechnet Remarkes Roman so erfolgreich wurde. Gewiss: Remarque war ein journalistisch geschulter Autor, dessen Stil den Nerv des Publikums traf. Seine Kriegsschilderungen sind abschnittsweise von der realistischen Drastik





*Mondäne Lebensführung*: Remarque mit Gattin Paulette Goddard, 1963.

der «Neuen Sachlichkeit» geprägt; aber es sind auch typische Situationen, die Remarque schildert, ebenso wie seine Figuren typische, flache Charaktere bleiben. Der Roman kann somit als Buch gegen den Krieg und nicht als Roman über den Ersten Weltkrieg gelesen werden. Nicht von ungefähr wechselt Remarque oft vom Ich- zum Wir-Erzähler. Es geht nicht um Paul Bäumer, es geht um die ganze Generation.

Remarque hat sich gegen politische Deutungen und Vereinnahmungen seines Romans gewehrt. Aber dennoch wurde der Roman ebenso wie seine Verfilmung ein Politikum ersten Ranges in der Weimarer Republik. 1930 kam die amerikanische Verfilmung «All Quiet on the Western Front» des Regisseurs Lewis Milestone in die deutschen Kinos. Die erste öffentliche Aufführung in Deutschland Anfang Dezember im Berliner Mozartsaal, bei der Goebbels anwesend war, wurde gestört. «Cancel Culture»-Aktivisten der nationalen Rechten warfen Stinkbomben und liessen weisse Mäuse frei. Federführend bei dieser Störaktion war der gerade politisch von links nach rechts gewanderte Dramatiker Arnolt Bronnen. Die Protestaktionen hatten Erfolg: Die Vorführung wurde abgebrochen, es gab eine erregte öffentliche Diskussion, und der Film

wurde von der staatlichen Filmprüfstelle wegen seiner «Gefährdung des deutschen Ansehens» vorübergehend verboten, in gekürzter Fassung wieder zugelassen und nach 1933 endgültig verboten. Der Film erschien in einem aufgeheizten gesellschaftspolitischen Klima. In den letzten Jahren vor Hitler war die Weimarer Demokratie schon brüchig geworden; die Weltwirtschafts-

### *Die Tantiemen und die Filmrechte erlaubten Remarque eine mondäne Lebensführung im Tessin.*

krise vom Oktober 1929 hatte Deutschland destabilisiert und die Lust an der «totalitären Versuchung» geweckt.

Als am 10. Mai 1933 auf dem Berliner Opernplatz die Bücher brannten, war Remarques Roman auch dabei. Unter den Augen Goebbels' und dem Jubel der Berliner Studentenschaft wurde der Roman auf den Scheiterhaufen geworfen: «Gegen literarischen Verrat am Soldaten des Weltkriegs» hiess der «Feuerspruch». Am Buch konnte man sich vergreifen, am Autor nicht. Er war im April 1932 in die Schweiz übersiedelt. Zuvor hatte er sich im Tessiner Porto

Ronco nahe bei Ascona die kleine Villa «Casa Monte Tabor» gekauft.

### **Mit dem Schreiben tat er sich schwer**

Die Villa wurde einige Jahre lang zum Treffpunkt deutscher Emigranten, prominenter wie nichtprominenter, denen Remarque zeitweise Unterkunft und auch finanzielle Hilfe gewährte. Die Situation der deutschen Emigranten in der Schweiz war schwierig; eine Aufenthaltsgenehmigung erhielt nur, wer für seinen Lebensunterhalt selbst aufkommen konnte, und das vermochten die wenigsten.

Die Tantiemen seines Weltbestsellers und der Filmrechte erlaubten Remarque eine mondäne Lebensführung. Sie war geprägt von unsteter Zerrissenheit, vielen Reisen, starkem Alkoholkonsum und zahlreichen Beziehungen zu Frauen, darunter auch Marlene Dietrich und Greta Garbo. Mit dem Schreiben tat er sich schwer und wusste das auch, aber er hielt zäh daran fest, auch einen nächsten und übernächsten Roman zu schreiben. 1939 ging er für neun Jahre in die USA, zunächst nach New York, dann nach Kalifornien.

Der Erfolg blieb Remarque weiterhin treu. Nach «Im Westen nichts Neues» veröffent-





«Gefährdung des deutschen Ansehens»: «All Quiet on the Western Front» (1930).



Verbrechen der Wehrmacht in Russland: «A Time to Love and a Time to Die» (1958).

lichte er weitere neun Romane, die allesamt international sehr erfolgreich waren. Sein Emigrantenroman «Arc de Triomphe» wurde ebenso wie die Verfilmung wieder ein Welt-erfolg, kam aber im zerbombten Deutschland nicht so gut an.

Nach dem Krieg kehrte Remarque als ameri-kanischer Staatsbürger ins Tessin zurück. 1944 hatte er für den amerikanischen Geheim-dienst OSS, das Office of Strategic Services, die Denkschrift «Practical Educational Work in Germany after the War» verfasst. Zu diesem «Educational Work» leistete er seinen eigen-en Beitrag. 1952 veröffentlichte er den KZ-Roman «Der Funke Leben», gewidmet seiner Schwester Elfriede Scholz, die wegen «Wehr-

### *Remarque griff 1954 ein grosses Tabuthema auf: die Verbrechen der Wehrmacht im Russlandfeldzug.*

kraftzersetzung» – sie hatte Zweifel am «End-sieg» geäussert – 1943 hingerichtet worden war, was Remarque erst nach dem Krieg er-fahren hatte.

#### **Erfolgreich, aber wirkungslos**

1954 beschrieb er im Roman «Zeit zu leben und Zeit zu sterben» das Schicksal des einfachen Landsers Ernst Graeber an der Ostfront in der Endphase des Krieges. Dabei griff er eines der grossen Tabuthemen der frühen Bundes-republik auf, das im Jahr darauf in Hans Scholz' Roman «Am grünen Strand der Spree» eben-falls behandelt wird: die Verbrechen der Wehr-macht im Russlandfeldzug.

Das Manuskript rief beim Verlag Kiepen-heuer & Witsch einige Unruhe hervor, weil wieder einmal, wie zwei Jahrzehnte zuvor, die «deutsche Soldatenehre gekränkt» worden sei. Der Verlag veranlasste massive Eingriffe in den Text, die Remarque offensichtlich kommentar-los hingenommen hat – ein politischer Kämpfer war er nicht. Im Ausland erschien der Roman in seiner ursprünglichen Fassung.

1970 starb Remarque in Locarno. Der Erfolg blieb ihm über den Tod hinaus treu. Seine Bü-cher erscheinen weiterhin in hohen Auflagen, und «Im Westen nichts Neues» wurde zwei weitere Male verfilmt, zuletzt 2022 als deut-sche Netflix-Produktion vom Regisseur Ed-ward Berger.

Mit seinem Roman «Im Westen nichts Neues» hat Remarque nicht nur einen Welt-bestseller vorgelegt, sondern auch eines der eindrucksvollsten Antikriegsbücher der Welt-literatur. Aber es ist ein resignatives Antikriegs-buch, und genützt hat es nichts. Der Roman war erfolgreich, aber wirkungslos. Ein Jahr-zehnt nach seinem Erscheinen wurde der nächste Weltkrieg angezettelt, und wer weiss, ob es der letzte war.



# Stichflamme ins Gemüt

Neunmal wurde die furiose Neufilmung des Klassikers «Im Westen nichts Neues» für den Oscar nominiert. Darunter für den besten Film. Völlig zu Recht.

Wolfram Knorr



«Wir sind ein Volk von Kriegern»: Felix Kammerer als Paul Bäumer in Edward Bergers furioser Neufilmung.

«Seit heute seid ihr Marines! Ihr gehört zu einer Bruderschaft! Von jetzt an, bis zu dem Tag, an dem ihr sterbt, ist jeder Marine, wo immer ihr seid, ein Bruder!»

«Das Erste, was ihr tun müsst, ist, alles zu vergessen, was ihr jemals gewusst oder gelernt habt, was ihr werden wolltet. Ihr seid jetzt nur noch eines: Soldaten, und das ist alles!»

Das erste Zitat stammt aus «Full Metal Jacket» (1987) von Stanley Kubrick, das zweite aus dem Vorbild aller Antikriegsfilme: «Im Westen nichts Neues» (1930) von Lewis Milestone. Kubrick liess sich zu seiner legendären Drill-Passage vom Klassiker mit der deprimierenden Erkenntnis inspirieren, dass sich nichts ändert. Patriotismus wird jenen eingebläut, die ihr Leben dafür aufs Spiel setzen müssen, ob im Ersten Weltkrieg oder in Vietnam. «Im Westen nichts Neues», nach dem gleichnamigen Roman von Erich Maria Remarque, erhielt seinerzeit zwei Oscars. Das könnte sich mit der furiosen Neufilmung von Edward Berger

wiederholen. Neunmal wurde er nominiert (das Original damals viermal), darunter für den besten Film. Durch den Krieg in der Ukraine erhielt er eine zusätzliche makabre Aktualität.

## Dreck, Blut, Rotz

Beide Versionen zeigen die grausigen Mechanismen eines nationalen Wahns, personifiziert durch Politiker, Professoren, Schulmeister, die der Jugend mit ihrem nationalistischen Weltbild die Köpfe verdrehen. So unterschied, während des Ersten Weltkriegs, der Soziologe Werner Sombart zwischen «englischen Händlern» und «deutschen Helden»: «Alles, was sich auf militärische Dinge bezieht, hat bei uns den Vorrang. Wir sind ein Volk von Kriegern.» Die Abiturienten, die bei «Im Westen nichts Neues» an der Front verheizt werden, sind die Opfer solch heroischen Geschwafels und lassen sich sogar von ihrem hackenschlagenden und Befehle belfernden Ausbilder Himmelstoss in den Dreck werfen.

Berger verzichtet in seiner Version auf den Drill und schickt seine patriotisch aufgeheizten Penäler, nach der schmetternden Vaterlands-Rede, ohne Umschweife in die Schützengräben, wo sich ihre Begeisterung in kürzester Zeit in Kälte, Nässe, Dreck, Blut und Rotz auflöst. Und aus den heroisch ergriffenen Physiognomien werden Gesichter der Fassungslosigkeit, denen jeder seelische Impuls, jedes Gefühl, jede Form von Innenleben im Angesicht der schauerlichen Wahrheit abhandenkommt.

Es sind Szenen, die einem fast den Atem nehmen, schonungslos auf die Barbarei gerichtet, die Politiker und Stammtisch-Philister mit ihren Wahnideen anrichten. 1928 erschien Remarques Roman; eine deutsche Verfilmung war wegen der politischen Situation nicht möglich. Der in die USA emigrierte Carl Laemmle kaufte die Rechte und produzierte den Film mit amerikanischen Schauspielern. Da es kaum Filmaufnahmen aus dem Krieg gab (die Kameras waren zu gross und schwerfällig), orientierte sich das



Seelische Verwerfungen: Daniel Brühl (l.) in «Im Westen nichts Neues» (2022).



Team an Fotos und Erzählungen. Schon die US-Zensurbehörde schnitt zehn Minuten, angeblich, um den Film auf dem deutschen Markt zeigen zu können. In Deutschland folgten weitere Schnitte, die Aufführungen wurden konsequent gestört, bis Goebbels 1933 den Film endgültig verbot. Seltsam, dass die von Universal Pictures herausgegebene DVD-Fassung sich nie um die Originallänge bemühte.

### Namen auf den Hemden

Bergers Neuverfilmung nimmt sich inhaltliche Freiheiten heraus; etwa die Friedensverhandlungen des deutschen Staatssekretärs Matthias Erzberger (Daniel Brühl) mit der französischen Generalität in einem Eisenbahnwaggon oder den Preussen-General Friedrich (Devid Striesow), der kurz vor Inkrafttreten des Friedens die fast zu Zombies mutierten Soldaten noch einmal gegen die Franzosen ins Feuer der Maschinengewehre schickt. Eine Szene, in der Abiturient Paul Bäumer (Felix Kammerer) den Tod findet. Historisch ist diese Aktion nicht haltbar, diente aber Berger für purgatorische Dramatik. Seinen Höllensturz lässt Berger mit einem grandiosen Einfall beginnen, den es weder in der literarischen Vorlage noch im Filmklassiker gibt: Die Geschichte spielt im Jahr 1917, die «Helden-Schlacht» ist längst ein schmutziger Ab-

nützungskrieg, die Gefallenen liegen im Dreck, und Berger zeigt – in einer fließenden Bilderfolge –, wie ihnen die Kleider vom Körper gezerrt, auf einen Haufen geworfen, auf Lastwagen in Grosswäschereien gefahren, gereinigt, in Nähstuben geflickt und den neuen Rekruten wieder ausgehändigt werden, auch den Abiturienten, wie Paul. Der findet am Hemd einen Namen und will die Uniform wieder zurückgeben, sie gehöre ja einem anderen. Der Unteroffizier blickt ihn ungerührt an, reißt das Etikett vom Hemd und reicht Paul wortlos die Klamotten zurück. Die Kamera schwenkt kurz auf den Boden, wo ein ganzer Haufen von Namensetiketten liegt.

Während die «Stahlgewitter» die Pennäler, statt zu «reinigen», wie es bei Ernst Jünger heisst, entseelen, versucht Staatssekretär Erzberger ein Ende des Kriegs mit Marschall Foch (Thibault de Montalembert) möglich zu machen. Das er-

### Ein Kriegsfilm kann auch eine böse verstörende und alles andere als kriegslüsterne Wirkung erzielen.

innert zuweilen an Stanley Kubricks anderen Antikriegsfilm, «Paths of Glory» (1957), in dem es um nichts anderes als um die Einhaltung der militärischen Wertepyramide geht. Die Befehlskette geht strikt von den Generälen nach unten. Foch geht auf keinen Vorschlag Erzbergers ein. Mit eisigem Blick weicht er kein Jota von seinen Forderungen ab, egal, ob an der Front auf beiden Seiten das Abschlachten weitergeht.

Edward Berger, 53, wurde in der deutschen Filmszene eher von Branchenprofis wahrgenommen, als Regisseur der britischen Miniserie «Patrick Melrose» und der deutschen Serie «Deutschland 83». Als ihm die Rechte am Romanklassiker «Im Westen nichts Neues» angeboten wurden, sagte er sofort zu. Mit Netflix sicherte er sich grösstmögliche Frei-

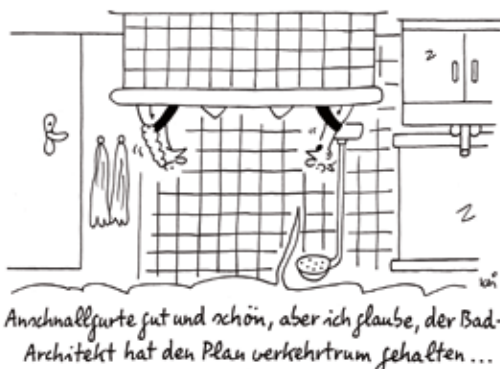
heiten bei der Umsetzung. Es ist nicht nur Rekonstruktions-Fanatismus, der ihn zur Perfektion trieb, noch stärker war der Wille, einzudringen in die seelischen Verwerfungen, die durch die Front-Brutalität entstehen. Mit makelloser technischer Brillanz und dem moralischen Gewicht der Geschichte dekuvriert er die Heuchelei der Mächtigen, ihren brutalen Zynismus, mit dem sie ganze Bataillone in den sinnlosen Tod schicken. «Im Westen nichts Neues» ist eine Stichflamme ins Gemüt der Zuschauer.

### Spielbergs Geräuschkulisse

Der Kino-Haudegen Samuel Fuller wusste: «Film is Like a Battleground!» Seine Filme beginnen also nicht mit einer Exposition, sondern mit einer Explosion. «The Steel Helmet» (1951) mit einem Loch im Helm von Sergeant Zack auf einem koreanischen Schlachtfeld. Von einem südkoreanischen Jungen wird der aus der Bewusstlosigkeit erwachte GI durch den Schlachtfeld-Horror gelotst. Dafür bediente sich Fuller dokumentarischer Mittel, um den Kriegsschrecken unmittelbar zu machen.

Steven Spielberg griff in «Saving Private Ryan» (1998) zu extremem Sound. Der D-Day-Hexenkessel, durch den die Geschosse schwirren, als irremachende, schnalzende, surrende, knallende, fitzende Geräuschkulisse.

Für die Gegner des Kriegsfilms ist das ein Übel. Die ungeliebte Gattung, so lautet der Vorwurf, suche mit dem Voyeurismus so etwas Ähnliches wie Ernst Jüngers «Der Kampf als inneres Erlebnis» – die Kriegsmaschinerie als wollüstige Simulation. Jeder, der einen Kriegsfilm inszeniere, ob als Mahnung, Abschreckung oder Warnung, begeben sich unweigerlich in diese Falle. Schon möglich. Ein Kriegsfilm kann aber auch eine böse verstörende und alles andere als kriegslüsterne Wirkung erzielen – so wie Edward Bergers «Im Westen nichts Neues».





# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

«The Phantom  
of the Opera»  
verabschiedet sich  
vom Broadway –  
nach 35 Jahren.  
Manuel Brug,  
Seite 72



Es war Rokoko, die Zeit des heiteren Lebensgenusses.

**Jean-Honoré Fragonard, La liseuse, um 1776** – Es gibt keine grössere und wohl auch umfassendere Reise in ferne Welten, in unbekannte und fremde und in eigene als das Buch. Alles Grosse spielt im Kopf.

Kinder wissen das, Erwachsene sind oft so sehr in ihren eigenen, kleinen Reisen verstrickt, dass all die Worte und Sätze, mit denen der Mensch seit rund 4000 Jahren seine Gedanken festhält und seine Geschichten erzählt, ihnen fern sind wie Handy-Empfang mitten in der Sahara. Das erste Wort, nur am Rande, das der Mensch kreierte haben soll, ist «Ich», was doch bezeichnend für seine soziale DNA ist.

Lesen ist Kontemplation, und das Vorhandensein dieser süßen Form auch der Besinnlichkeit schwindet gerade; dieses Fallenlassen in die Tiefen des eigenen Geistes, wo wir die Erkenntnis vermuten, dieses Fließen, Wort für Wort, hin zu neuen Kontinenten, die wir lesend betreten und durchmessen, mit nichts im Gepäck als dem eigenen Sein.

Natürlich; wir leben in der wortreichsten aller Welten, Menschen tippen, lesen Kurznachrichten und zu Kürze verdampfte Geschichten, die noch ein paar Zeilen lang sind, damit niemand den Faden verliert oder sich langweilt. Wir schreiben und lesen, wir kommunizieren, aber das Mitgeteilte scheint immer weniger kommunikativ zu sein, dafür viel mehr kumulativ. Wir befinden uns in einer Wortwelt, in der die Sätze schrumpfen, die Gedanken und Geschichten wahrscheinlich auch.

Ein Mensch, der nicht mehr versinkt in sich selbst, kann auch nicht aus sich selbst heraus aufsteigen, bereichert und geläutert auch. Jean-Honoré Fragonard (1732–1806) lebte in *temps légers*, es war Rokoko, die Zeit des heiteren Lebensgenusses auf der einen und die Wucht der Worte, die in die Welt drangen damals, auf der andern Seite. Es gab Montesquieu und Voltaire, und als Fragonard in Armut wortlos in die Vergessenheit hinein starb, war Balzac noch ein Kind, das gerade anfing, in Büchern ferne Spielplätze zu finden. Michael Bahnerth

# Er hatte immer ein Notizbuch für neue Wörter bei sich

Der Sprachforscher Konrad Duden ist zum Synonym für die deutsche Sprache geworden. Für ihn war die Schrift ein Allgemeingut, das allen zur Verfügung stehen musste.

Wolfgang Koydl

**Duden:** Die deutsche Rechtschreibung.  
28. Auflage. Dudenverlag. 1296 S., Fr. 38.50

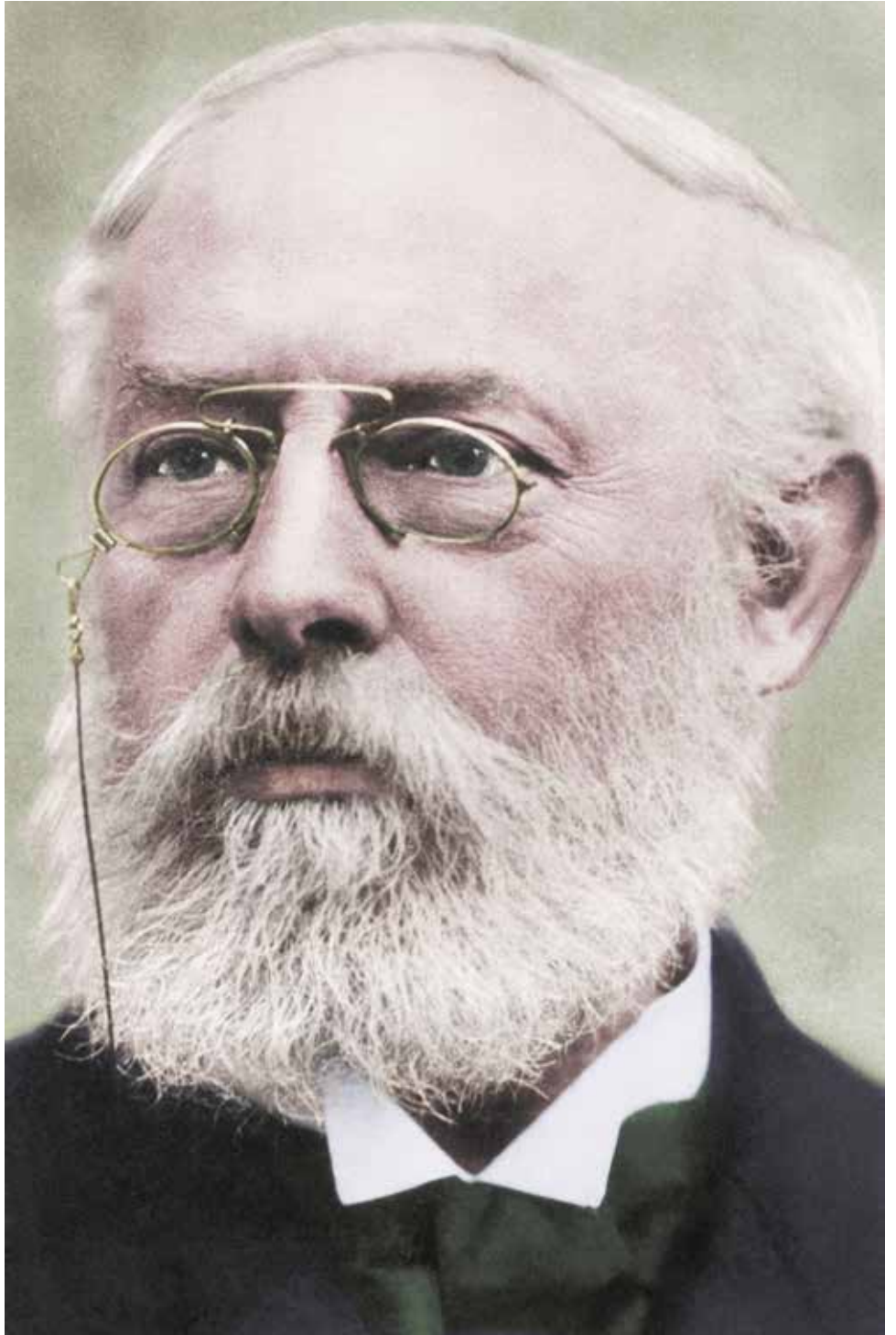
*Ob lenwörter oder fremdwörter – es bedarf keiner erloiterung, dass tekste so geschriben werden sollten, wi man si spricht. Nicht nur filosofen sondern auch frisöre oder fi-hirten brauchen tsugang tsu einer möglichst felerfreien ortografi.*

**D**as ist weder ein missglücktes Diktat noch ein Zitat aus Ludwig Thomas «Jozef Filsers Briefwexel». Dies ist bestes Schriftdeutsch – oder wäre es, wenn sich Konrad Duden mit seinen radikaleren Ideen für eine Reform der Rechtschreibung durchgesetzt hätte: Kleinschreibung, keine Dehnungsbuchstaben, f statt v und ph, ks für x, ts statt z, und weniger Diphthonge – nur mehr ei und oi anstelle von ai, ay, äu und eu.

Doch der Mann, dessen Name zum Synonym für die deutsche Sprache geworden ist, scheiterte an Kleingeist und Dünkel – wie alle seine Nachfolger seitdem. Es war derselbe Hochmut, mit dem auch die letzte grosse Rechtschreibreform von 1996 zu kämpfen hatte und den ein Kritiker unnachahmlich herablassend beschrieb: «Wo kämen wir hin, wenn fortan jeder Gimpel und Halbanalphabet in den Besitz einer Schreibweise käme, die sozusagen keine Fehler mehr möglich macht.» Rechtschreibung als Alleinstellungsmerkmal gebildeter Stände.

## Sprache als Allgemeingut

Dagegen kämpfte Konrad Duden sein ganzes Leben. «Schreibe, wie du sprichst» – mit dieser Maxime umschrieb er das Prinzip der phonetischen Rechtschreibung. Sein Vorbild war das Italienische. Wer den Laut eines Buchstabens kannte, konnte jedes Wort aussprechen und korrekt schreiben. Für Duden war dies demokratisch, denn diese Orthografie erleichterte jedermann den Zugang zur Schrift und damit zu Bildung: «Die Schrift ist nicht für die Gelehrten da, sondern für das ganze Volk [...] und dieses verlangt nichts weiter von der Schrift, als dass sie genau und dass sie leicht zu handhaben sei», schrieb



«Schreibe, wie du sprichst»: Wissenschaftler Duden (1829–1911).



er. Sie sei «Allgemeingut», kein Geheimcode für Begüterte, die sich eine höhere Bildung leisten könnten. Nur so könne man bildungsfernen Schichten das Lesen und Schreiben erleichtern.

Zweifellos war Konrad Duden nicht weniger wichtig für die deutsche Sprache als der Bibelübersetzer Martin Luther. Das nach ihm benannte Nachschlagewerk ist seit mehr als hundert Jahren feste Referenzgrösse bei vokabularen Unklarheiten. Von denen gab es zu Dudens Lebzeiten einige. Denn zu seiner Zeit wuchsen die 39 souveränen deutschen Länder zu einem einheitlichen Staat zusammen – ein wesentlicher Grund, weshalb Duden die Rechtschreibung vereinheitlichen wollte.

### Grimms «historisches» Modell

Einer dieser verschnarrten deutschen Kleinstaaten war das Fürstentum Reuss im heutigen Thüringen, in dessen Residenzstadt Schleiz Duden Direktor am örtlichen Rutheneum-Gymnasium wurde. Im Umkreis von fünfzig Kilometern grenzte Reuss an sieben andere Staaten, in denen verschiedene Dialekte gesprochen – und teilweise auch geschrieben – wurden. Allein

### *Duden war nicht weniger wichtig für die deutsche Sprache als der Bibelübersetzer Martin Luther.*

in Schleiz trafen drei Mundarten aufeinander: Ostfränkisch, Vogtländisch und Thüringisch. Für die Gymnasiasten am Rutheneum hatte dies Folgen: Sie mussten ihre Texte der Sprachtradition des Lehrers anpassen. Was bei dem einen richtig war, strich der andere rot an.

Das galt nicht für die Literatur. Seit der deutschen Klassik schrieben Dichter und Denker nach der gleichen Orthografie. Sie folgten den Regeln des Meissener Deutsch, das in der Mitte des Landes gesprochen wurde und sich vom Niederdeutschen im Norden und dem «gemeynen» Deutsch in Österreich unterschied. Es hatte lange gedauert, bis diese sprachliche Einheit einigermassen erreicht worden war. Da das Heilige Römische Reich Deutscher Nation nie eine Hauptstadt mit einem dominierenden Dialekt besass, konnte sich keine allgemeinverbindliche Hochsprache durchsetzen.

Dies stellte so lange kein Problem dar, wie die gemeinsame Sprache der Gelehrten Latein und – später – jene des Adels Französisch war. Kaiser Karl V. gab offen zu, dass er Deutsch nur mit seinen Pferden spreche. Erst mit den Napoleonischen Kriegen wurde eine einheitliche Sprache zum Symbol einer deutschen Nation.

Doch ausgerechnet einer der Titanen der deutschen Philologie stiftete plötzlich Unruhe: Jacob Grimm, der gemeinsam mit seinem Bruder Wilhelm das monumentale «Deutsche Wörterbuch» schuf, postulierte eine Orthografie, die auf das Mittelhochdeutsche Bezug nahm. Denn damals,

so Grimm, sei Deutsch am reinsten gewesen. Bei seinen Vorschlägen klappte allerdings zwischen Schrift und Aussprache eine Lücke: Baum sollte «boum» geschrieben werden, Mond «mand», und der Löffel «leffel». Richtiges Schreiben zu lernen, wäre noch schwieriger geworden – ein Unding für Duden.

Er stellte Grimms «historischem» Modell seinen phonetischen Ansatz entgegen. Am Gymnasium in Schleiz stellte er ein schmales Bändchen mit 6000 Stichwörtern zusammen, den Schleizer Duden. Es war eigentlich nur für den Schulgebrauch bestimmt, machte seinen Autor aber rasch überregional so bekannt, dass er 1876 zur ersten «Konferenz zur Herstellung grösserer Einigung in der deutschen Rechtschreibung» eingeladen wurde.

Obwohl Duden mit den radikalen Reformern sympathisierte, die aus dem Haar das «Har», dem Sohn den «Son» und dem Huhn das «Hun» machen wollten, siegte bei ihm der Pragmatismus. Er zog eine einheitliche Orthografie für Deutschland einer perfekten Rechtschreibung vor. Dennoch war die Konferenz ein Fehlschlag. Denn aus bis heute ungeklärten Gründen verbot Reichskanzler Otto von Bismarck preussischen Beamten bei Strafe die neue Rechtschreibung. Sie mussten, so der Spott, einer «Ottographie» folgen. Dennoch liess sich der Erfolg der neuen, vereinfachten Schreibweise nicht aufhalten. Sie wurde nicht von oben dekretiert, sondern verbreitete sich von unten: Schriftsetzer, Korrektoren, Redaktoren und vor allem Lehrer verwendeten sie landauf, landab, und auch Österreicher und Schweizer schlossen sich an.

Immer noch im Alleingang vollendete Duden 1880 sein «Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache». Es kostete eine Reichsmark und war vergleichsweise billig. Rasch ersetzte es im Alltag sechs verschiedene Regelbücher, die je für Preussen, Bayern, Sachsen, Württemberg, Baden und das Grossherzogtum Mecklenburg-Strelitz galten.

Die zweite Orthografie-Konferenz 1901 – der Bremser Bismarck war Geschichte – war Dudens Triumph: Alle deutschsprachigen Länder einigten sich auf eine Rechtschreibung auf Grundlage seines Wörterbuches. Radikale Reformen blieben abermals aus, etwa die volle Eindeutschung

von Fremdwörtern, was uns den «Frisör» oder den «Schofför» beschert hätte. Doch aus Eigennamen verschwand das C – kein «Cölln», «Casel», «Conrad» oder «Coblenz» mehr.

Immerhin beschloss man, ph und th aus Wörtern deutschen Ursprungs zu verbannen – der «Epheu» wurde zum Efeu, das «Thal der Thränen» entledigte sich des altmodischen Bombasts. Widerstand gab es nur von zwei Seiten, wie sie gegensätzlicher nicht hätten sein können: Kaiser Wilhelm II. bestand laut einer Legende darauf, dass der Thron sein h behalten solle. Das monarchiefeindliche Sprachgenie Karl Kraus wiederum sah in der Abschaffung des th den «handgreiflichsten Beweis für Barbarentum». Doch Duden setzte sich mit der Abschaffung des «höfischen Firlelfanzes» durch – mit Ausnahme des Throns.

Den schreibt man bis heute mit dem h, so wie auch die Ergebnisse der Konferenz von 1901 bis zur Rechtschreibreform von 1996 Gültigkeit hatten. Ein Anlauf der Nazis, der uns den «keiser», den «fosfor», die «kwelle» und die «idülle» gebracht hätte, wurde als «nicht kriegswichtig» vertagt. Nach dem Krieg entstanden zwei Duden-Redaktionen in den beiden deutschen Staaten, die sich allerdings über ideologische Streitfragen hinwegsetzten und weitgehend im Gleichschritt arbeiteten.

### Wirrwarr der grossen Reform

Nach der Vereinigung probierte man dann eine umfassende Reform. Doch der grosse Wurf misslang. Alte Forderungen nach einer gemässigten Kleinschreibung, einer Eindeutschung von Fremdwörtern oder der einheitlichen Wiedergabe von Vokallängen wurden auch diesmal entweder nicht oder – schlimmer – nur halbherzig erfüllt. Das Ergebnis war ein Wirrwarr mit immer neuen Nachbesserungen, der Konrad Duden vertraut erschienen wäre. Auch einen anderen Rückschritt produzierte die Reform: Sie brach das Duden-Monopol. Andere Wörterbücher haben nun denselben Stellenwert. Die regionalen Regelwerke aus dem Kaiserreich lassen grüssen.

Konrad Duden starb 1911. Daher erlebte er nicht mehr das Erscheinen der 9. Auflage seines Werkes, das zum ersten Mal im Titel seinen Namen trug. Vor zwei Jahren erschien die 28. Auflage mit 1296 Seiten und 148 000 Stichwörtern – darunter «Influencer» und «Herdenimmunität». Der Duden sah sich nie als Sprachnormierer, sondern als Sprachregistrator: Neue Wörter fanden Aufnahme, wenn sie sich etabliert hatten. Die *Zeit* tadelte den Duden daher einmal als «unsere grosse Hure», die alles akzeptiere. Konrad Duden hätte das nicht gestört. Er hatte immer ein Notizbuch für neue Wörter bei sich. «Neues und zu neuem Leben erwachtes, aus dem Schatten der Mundart in das Licht der Schriftsprache eingetretenes Sprachgut», schrieb er, «habe ich mit Vorliebe aufgenommen.»





«Filmriss»: Ort des Geschehens nach der Landammannfeier 2014 in Zug.

## Ein Hauch von Kehrsatz

Alex Baur

Michèle Binswanger: Die Zuger Landammann-Affäre. Tredition. 200 S., Fr. 35.–  
Direktbezug: michelebinswanger.com

Natürlich fragt man sich als Erstes: Haben wir das nicht alles längst gelesen? Wollen wir es überhaupt so genau wissen? Wäre es nicht an der Zeit, die vermeintliche Sexaffäre zwischen dem stramm rechten Zuger Kantonsrat Markus Hürlimann und seiner stramm linken Ratskollegin Jolanda Spiess-Hegglin am Rande der Landammannfeier im Jahre des Herrn 2014 ruhen zu lassen?

Juristisch ist der Fall rechtskräftig geklärt: Hürlimann hat der Frau weder heimlich K.-o.-

Tropfen eingeflösst, noch hat er sie geschändet, er ist unschuldig; Spiess-Hegglin hat ihren Opponenten, der wegen ihrer Anzeige eine Nacht im Gefängnis verbrachte, nicht wider besseres Wissen beschuldigt, sie ist unschuldig. Und da beide einen «Filmriss» geltend machen, liess sich nicht rekonstruieren, was im fraglichen Zeitraum (um die Mitternachtsstunde) genau passierte. Alles weist darauf hin, dass sie beide im Alkoholrausch die Kontrolle verloren hatten. So schlecht, so billig, so menschlich.

Tatsächlich müssen wir es auch nicht genauer wissen. Was unter der Gürtellinie läuft, gilt in der Schweiz glücklicherweise als Privatsache, auch bei Politikern. Mit ihrer Strafanzeige hat Jolanda Spiess-Hegglin die Affäre indes selber zum Politikum gemacht. Ein vom Volk gewählter Politiker, der an einem offiziellen Anlass ein Kapitalverbrechen begangen haben soll – mehr öffentliches Interesse ist fast nicht möglich. Selbst wenn Hürlimann unschuldig war, dann stellt sich zumindest die Frage der Falschanschuldigung, ein nicht minder schweres Verbrechen.

### Selbstgewählte Opferrolle

Vorweg ist das Buch der Journalistin Michèle Binswanger zur «Zuger Landammann-Affäre» einfach gut geschrieben. Ein Krimi, den man mit Spannung liest. Binswanger widersteht der Versuchung, eine These zu konstruieren. Sine ira et studio beschreibt sie das soziale und politische Umfeld der Akteure, das eigentümliche Biotop Zug. Erinnerungen an Hanspeter Borna «Mord in Kehrsatz» werden wach. Binswanger zeigt Widersprüche auf, versucht sie zu deuten, lässt offen, was nicht zu klären ist. Erstmals wird

auch die Perspektive von Markus Hürlimann beleuchtet, der bislang geschwiegen hat. Die Affäre spaltete seine Partei, die SVP. Dass er seine linke Ratskollegin betäubt haben könnte, glaubte in seinem Umfeld niemand. Sein Verhalten fanden trotzdem einige unverzeihlich. Persönliche Animositäten und alte Fehden werden nun plötzlich virulent. Die schlimmsten Feinde eines Politikers finden sich oft in der eigenen Partei. Das ist auch bei der SVP Zug nicht anders.

Im Kern dreht sich die Geschichte aber um eine Frau, die sich in ihrer selbstgewählten Opferrolle heillos verrannt hat. Und das ist mehr als nur ein Einzelfall. Im Bestreben, die Opfer zu schonen, wird die Unschuldsvermutung in Sexualstraffällen seit Jahrzehnten ausgehöhlt. Es beginnt damit, dass eine An-

*Je absurder ihre K.-o.-Tropfen-These wird, desto verbissener klammert sich Spiess-Hegglin daran.*

zeigerstatterin automatisch einen Opferstatus erhält, was impliziert, dass der Täter feststeht. Eine Falschanschuldigung – und solche gibt es mehr, als viele denken –, ob vorsätzlich oder fahrlässig, ist in diesem System nicht vorgesehen. Ein angebliches Sexualverbrechen ernsthaft in Frage zu stellen, ist tabu. Und von diesem Tabu machte Jolanda Spiess-Hegglin hemmungslos Gebrauch.

Je absurder ihre K.-o.-Tropfen-These wird, desto verbissener klammert sich Spiess-Hegglin daran. Mehrere Auswege aus der Sackgasse lässt sie an sich vorbeiziehen. Etwa im April 2018, als sie mit Hürlimann eine gütliche Einigung



Kampf gegen die Zensur:  
Journalistin Binswanger.



erzielt und so quasi in letzter Sekunde einem öffentlichen Prozess wegen Falschanschuldigung entgeht. Doch die Frau kann nicht akzeptieren, dass ihr die Opferrolle schlecht ansteht – und dass, wo ein Opfer ist, auch ein Täter sein muss.

### Bis vor Bundesgericht

Binswanger stützt sich auf Gerichtsakten. Und dort findet sich beim besten Willen kein Hinweis auf irgendeine Substanz, die Spiess-Hegglin freien Willen hätte beeinträchtigen können. Ausser eben Alkohol. Ihr Ehemann offenbarte es in der ersten Einvernahme: Er habe den Eindruck gehabt, sie sei in jener Nacht «sturzbetrunken» nach Hause gekommen. Es wird auch klar, dass Spiess-Hegglin in der Öffentlichkeit mehrmals etwas anderes erzählte als das, was in den Gerichtsakten steht.

Vor diesem Hintergrund ist nachvollziehbar, dass Jolanda Spiess-Hegglin alle Hebel in Bewegung setzte, um die Publikation des Buches zu verhindern, dessen Inhalt sie zwar nicht kannte, aber erahnen konnte. Umso verdienstvoller ist es, dass Michèle Binswanger – mit dem *Tages-Anzeiger* im Rücken – zwei Jahre lang bis vor Bundesgericht gegen die Zensur ankämpfte. Weil kein Verlag den Mumm hatte, das heikle Buch zu drucken, brachte sie es schliesslich im Eigenverlag heraus – mit dem eigenen Geld, auf eigenes Risiko. Allein für diese Courage verdient die Frau einen Orden, den sie mit Sicherheit nie erhalten wird.

## Grossinquisitor auf dem Prüfstand

Peter J. Brenner

**Helmut Lethen:** Der Sommer des Grossinquisitors. Über die Faszination des Bösen. Rowohlt Berlin. 240 S., Fr. 37.90

Dostojewskis Erzählung vom Grossinquisitor gehört zu den ikonischen Texten des 20. Jahrhunderts. Von ihrem eigentlichen Ursprungsort, Dostojewskis 1878–1880 erschienenem letztem Roman, «Die Brüder Karamasow», hat sich die Erzählung weitgehend emanzipiert; sie wurde auch schon sehr früh separat veröffentlicht. Die äusserst dynamische Wirkungsgeschichte hat die vielfältig ausdeutbare Erzählung auf einen harten Kern reduziert: Die Geschichte vom Grossinquisitor erzählt, so lautet das etablierte Deutungsmuster, von der institutionellen Verhärtung der Lehre Jesu, die von ihrem spirituellen Gehalt losgelöst und in die dogmatisch erstarrten Kältezonen der katholischen Kirche übergeführt worden sei. Von hier aus Linien zu ziehen zu den ideologischen Frontverläufen des 20. Jahrhunderts, ist naheliegend.

Dieser Lesart folgt auch Helmut Lethens Buch, so scheint es auf den ersten Blick. Mit seinem Buch über die «Verhaltenslehren der Kälte» hat Lethen vor fast dreissig Jahren eine fulminante Deutung der geistigen Situation der Zwischenkriegszeit vorgelegt. Manches davon kehrt in diesem aktu-

### *Erste Leser haben in Lethen einen Mitstreiter für den «Kampf gegen rechts» und gegen Putin ausgemacht.*

ellen Buch wieder; besonders der erneute Bezug auf Helmut Plessners Buch über die «Grenzen der Gemeinschaft» von 1924 ist markant. Den politischen Gehalt von Dostojewskis Legende fasste Plessner seinerzeit in einem lapidaren Satz zusammen: «Dostojewski entscheidet sich nicht», nicht für und nicht gegen den Grossinquisitor. Und so ist es auch bei Lethen. Erste Leser des Buches haben in Lethen schon einen Mitstreiter für den «Kampf gegen rechts» und gegen Putin ausgemacht. Ganz so einfach ist es wohl doch nicht.

### Etüde über die «Verlassenheit»

Lethen befragt in meist sehr knappen Kapiteln, manchmal in fast schon aphoristischer Kürze, rund dreissig Autoren zu ihrer Dostojewski-Rezeption. Die Zeitspanne erstreckt sich über ein gutes halbes Jahrhundert. Am Anfang steht, Iwan Turgenjew nicht gerechnet, Wassili Wassiljewitsch Rosanow, der 1894 die Rezeptionsgeschichte der «Legende vom Grossinquisitor» eröffnete, den Schluss bildet Albert Camus' «L'homme révolté» von 1951. Die Hälfte dieser Autoren sind philosophische oder literarische Schwergewichte; die Liste reicht von Paul Valéry über Marcel Proust, Sigmund Freud und Thomas Mann bis zu Theodor W. Adorno. Die andere Hälfte ist eher etwas für Spezialisten: Die Okkultisten und Avantgardisten werden als Dostojewski-Rezipienten gewürdigt, auch der schillernde René Fülöp-Miller, der Retter des Dostojewski-Nachlasses und Kenner des Bolschewismus, kommt zu Wort.

Ein klares Bild ergibt das nicht. Wer allzu leichtgläubig dem Versprechen des Untertitels und des Vorworts vertraut, wird enttäuscht werden: Das Buch handelt weder von der «Faszination des Bösen» noch von der «Rechtfertigung der Gewaltarchitektur». Die grossen kommunistischen Selbstverständigungsdebatten, welche durch die Renegatenliteratur seit den Moskauer Prozessen der späten 1930er Jahre ausgelöst wurden, werden nur flüchtig mit Blick auf Arthur Koestler und Maurice Merleau-Ponty gestreift. Die meisten der behandelten Texte haben nur eine sehr lockere Beziehung

zur Grossinquisitor-Legende, und manche haben überhaupt keine. Für die politische Bedeutungsgeschichte am schlagendsten ist noch der Hinweis darauf, dass Max Weber sich bei seiner allzu gern zitierten Unterscheidung von Gesinnungs- und Verantwortungsethik ausdrücklich auf Dostojewskis «Grossinquisitor» beruft. Aber bei Carl Schmitt werden die Bezüge schon etwas wacklig.

An das Buch lässt sich kein ideengeschichtlicher und kein philologischer und schon gar kein politischer Massstab anlegen. Wahrscheinlich wird man ihm am besten gerecht, wenn man es als eine versteckte autobiografische Selbstvergewisserung liest. Der «Sommer» im Titel bezieht sich auf das Lektüreerlebnis des Autors. Wie schon die «Verhaltenslehren



**Wacklig:** spanischer Grossinquisitor de Guevara, um 1600.

der Kälte» endet auch dieses Buch Lethens mit einer verrätselten kleinen Etüde über die «Verlassenheit», die ihre Referenzfigur in Dostojewskis Fürsten Myschkin, dem «Idioten», findet. Lethens neue Verhaltenslehre ist keine der Kälte. Es könnte die wiederum von Plessner inspirierte Einsicht sein, dass es am Ende nicht auf die grossen politischen Ideen und religiösen Heilslehren ankommt, sondern auf das «Körperschicksal» eines Fürsten Myschkin, eines Hiob oder eines «Toten Christus im Grab» – jenes Holbein-Bildes, das Dostojewski 1867 in Basel gesehen und das ihn existenziell erschüttert hatte.



# Vom Glück im Altpapier

Daniel Weber

Arno Geiger: Das glückliche Geheimnis.  
Hanser. 240 S., Fr. 34.90

Manche durchwühlen nachts die Abfallcontainer von Lebensmittelgeschäften nach Essbarem, aus Not und oft auch aus Protest gegen die Wegwerfgesellschaft. Der Österreicher Arno Geiger dagegen ist 25 Jahre lang frühmorgens in Wien in Altpapiercontainer getaucht und hat dabei Dinge zutage gefördert, die ihn erst zu dem Schriftsteller machten, der er geworden ist.

In seinem autobiografischen Roman erzählt der 55-jährige Autor von diesem «glücklichen Geheimnis». Es ist eine anrührende Geschichte, auch wenn sie nicht so bewegend ist wie «Der alte König in seinem Exil» (2011), in der er die Jahre verarbeitete, in denen sein Vater zunehmend in die Demenz abglitt.

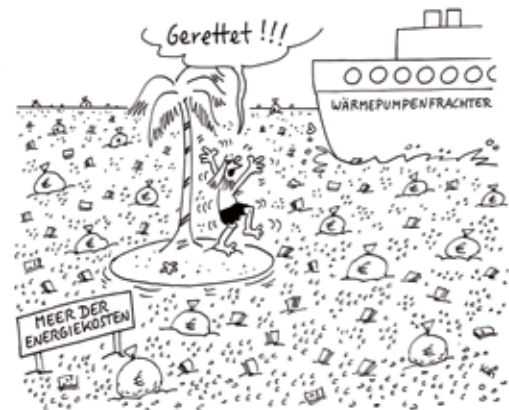
Der Vater und die Mutter kommen auch im neuen Buch vor; neben Freundinnen und vor allem der späteren Ehefrau, der Begleiterin auf dem Weg des Erzählers zur Literatur. Zufällig stösst der Student und angehende

Schriftsteller bei einem Altpapiercontainer auf fünf Bananenkartons voller Bücher. So beginnt, was zunächst zu einem willkommenen Nebenerwerb wird: Fundstücke von Wert lassen sich auf dem Flohmarkt verkaufen. Noch weiss der Autor mit den Tagebüchern und Briefkonvoluten, die ihm auf seinen wöchentlichen Runden in die Hände fallen, nicht viel anzufangen. Deren Sprache kommt ihm «anspruchlos vor und der Inhalt alltäglich mit einer Tendenz ins Trostlose».

Nach einem schriftstellerischen Achtungserfolg und ein paar Jahren in Berlin kehrt der Autor nach Wien zurück und geht wieder auf seine Runden, aber nun mit einer anderen Haltung. Schlüsselerlebnis war der Dokumentarfilm «Die Sammler und die Sammlerin» von Agnès Varda. «Ich nahm mir vor, ein Künstler

*«Ich nahm mir vor,  
ein Künstler des Ungekünstelten  
zu werden.»*

des Ungekünstelten zu werden.» Das «sprachliche Auftrumpfen» empfindet er als Ballast, den es abzuwerfen gilt. Die «unverkrampte Direktheit», die ihm in weggeworfenen Briefen begegnet – die Leute «schreiben



immer der eigenen Nase nach» –, verändert seinen Horizont und sein Schreiben.

Und bringt ihm auch den Erfolg. 2005 erhält Arno Geiger für seinen Roman «Es geht uns gut» den Deutschen Buchpreis. Die Jahre der Entbehrungen und des Zweifels, über denen ständig die Drohung des Scheiterns lag, sind nur noch eine Erinnerung. Fortan führt er ein Doppelleben: «Hier das Leben als öffentliche Person. Dort das Leben als Lumpensammler in den Strassen Wiens.» Bei Wind und Wetter ist er unterwegs, mit geschärften Sinnen und wachem Blick auf die Stadt. Dabei gehen ihm Gedanken durch den Kopf über die Vergänglichkeit und den gesellschaftlichen Wandel, der sich in seinen Funden widerspiegelt; und immer wieder über den Zufall, dem er bei seinen Beutezügen alles verdankt.

## Versuch der Selbstvergewisserung

Arno Geiger ist ein Erzähler, dem man gern zuhört. Er hat eine angenehme, unaufgeregte Stimme. Er spricht in schlichten, klaren und genauen Sätzen über Niederlagen und Beziehungskrisen, über glückliche Fügungen und schmerzliche Ohnmachtsgefühle. Für Letztere findet der Autor auch in diesem Buch wieder besonders eindringliche Worte für die Begegnungen mit dem dementen Vater und der Mutter, die nach einem Schlaganfall verstummt.

Nach «Der alte König in seinem Exil» hätten ihm manche vorgeworfen, er habe den Vater «nicht mit den Augen des Sohnes betrachtet, sondern mit den Augen des Schriftstellers», schreibt Geiger. Er hält dem entgegen, dass «das genaue Hinsehen und Nachdenken und Schreiben meinem Wesen entsprechen». Damit bringt er auf den Punkt, was seinen Stil ausmacht. Zum Versuch der Selbstvergewisserung, den «Das glückliche Geheimnis» darstellt, gehört aber, bei allem Bemühen um Aufrichtigkeit, auch die Einsicht: «Das Erzählte ist nie wahr.» Literatur stilisiert, und im besten Fall entstellt sie zur Kenntlichkeit. Arno Geiger ist ein letztes Mal in den Altpapiercontainer getaucht und hat daraus ein Fundstück geborgen: seine eigene Geschichte. «Ich bin jetzt am Grund. Es ist alles geborgen. Rasch weiter!»



Fundstück geborgen: Autor Geiger.



# Hosen und tolle Schlitten

Daniela Niederberger

Denise Schmid: Fräulein Doktor.  
Das Leben der Chirurgin Marie Lüscher.  
Hier und Jetzt. 320 S., Fr. 42.90

Die Biografie über das Fräulein Doktor beginnt mit einem Schwarzweissfoto. Darunter steht geschrieben: «Dolce far niente. Motto unserer sehr heissen, aber doch schönen Italienreise 1950.» Man sieht jemanden ausgestreckt auf der Steinbank eines alten Gemäuers liegen, die Hände cool in den Taschen der lockeren Hose mit hochgekrempelem Saum, weisse Segeltuchschuhe, weisses Hemd oder Bluse, dunkle Sonnenbrille. Ist es ein Mann, eine Frau? Es ist das Fräulein Doktor.

Wir sind in den 1950er Jahren. Frauen tragen figurbetonte Kleider mit schwingenden Röcken. Hosen sind etwas für Mutige, Unabhängige, für «Mannweiber». Marie Lüscher ist mit ihrer Freundin Lily Hürlimann – «Pipi» – im Cabriolet unterwegs: Neapel, Sorrent, Capri. Marie Lüscher ist fast 1,80 Meter gross und Autonärrin seit ihrer Kindheit. Die beiden Frauen müssen aufgefallen sein. Lüscher ist Chirurgin und Hürlimann Gynäkologin, sie haben sich am Frauenspital in Zürich getroffen. Dort lernt Lüscher einige Jahre später auch ihre grosse Liebe, Ruth Gattiker, ebenfalls Ärztin, kennen.

## Lehrreich, aber auch sperrig

Marie Lüscher wird später die erste Chefchirurgin der Schweiz, an der Pflegerinnenschule in Zürich. Im Bürgerspital in Basel, wo sie die Chirurgie als Assistenzärztin lernte und man ihr ein grosses Talent bescheinigte, machte man ihr auch klar, dass sie als Frau keine Chance auf eine Karriere habe. Die Eltern sind fast etwas beschämt über die Ärztin. Man habe erwartet, dass die Tochter einmal einen Arzt heirate; jetzt sei sie selber einer, witzelt der Vater.

Marie Lüscher – Marieli, wie sie alle nennen – ist im Basler *Daig* aufgewachsen. Ihre Mutter Adèle stammt aus der angesehenen Burckhardt-Linie und war schon als junge Frau stein-

*Man habe erwartet, dass die Tochter einmal einen Arzt heirate; jetzt sei sie selber einer, witzelt der Vater.*

reich. Sie erbte früh, weil ihr Vater starb, als sie noch ein Kind war. So musste sie nicht eine gute Partie machen und heiratete den Kunstmaler Jean Jacques Lüscher, zwar ebenfalls aus guter Familie, aber nicht so nobel. Die Biografie blendet weit zurück, zu Marie Lüschers Grossmüttern, man erfährt einiges über den

Basler *Daig* und seine Gepflogenheiten, über die ungewissen Zukunftsaussichten des jungen Malers. Weil aber keine Tagebücher vorhanden sind und viele Leerstellen klaffen, wie die Autorin Denise Schmid einräumt, ist vieles lückenhaft. Sie erzählt und interpretiert häufig anhand von Fotos oder Bildern. Der Vater malt gern die Familie, etwa in Südfrankreich, wo man die ersten Jahre wohnte.

Schmid ist Historikerin, und so ergänzt sie ihren Text halt mit allgemeinen Informationen: wie in der Basler Oberschicht geheiratet wurde, wie sich die frühe Chirurgie entwickelte, und dann immer wieder Kürzestbiografien der Ärzte, denen Marie Lüscher oder Ruth Gattiker im Verlaufe ihrer Karrieren begegnen. Das macht das Buch zwar lehrreich, aber auch sperrig. In den Zahlen und



fremden Lebensdaten verschwindet Marie Lüscher manchmal fast. Sie taucht auch wieder auf, vor allem in den Erzählungen von Ruth Gattiker, über die Denise Schmid bereits eine Biografie geschrieben hat; sie war eine der ersten Medizinprofessorinnen an der Universität Zürich.

Marieli war zehn Jahre älter als Gattiker und die Chefin, als sie sich kennenlernten. In der Beziehung blieb sie lange Chefin und machte im Haushalt keinen Finger krumm, wie «Rüebli» einmal klagte. Dafür war sie lustig, organisierte Reisen und fuhr bis ins höhere Alter die tollsten Schlitten. Später kippte das Machtgefüge. Gattiker machte Karriere, Lüscher erkrankte an Alzheimer. Trotz seiner Mängel bietet das Buch einen guten Einblick in das Leben unabhängiger Frauen in einer Zeit, in der das noch höchst unüblich war.

## Die Sprache Sprachspass

Du sollst mit der Sprache nicht Schindluder treiben, Spässe aber schon. Die Bibel ist ja vielfältig interpretierbar. Wenn dort steht: «Jesus ging in die Wüste, und eine lange Dürre folgte ihm», könnte das ein Hinweis sein, dass Jesus vielleicht doch verheiratet war. Eindeutig zweideutig ist sie halt manchmal, die Sprache. Erzählt ein Investor, er sei bei einer Bank eingestiegen, sollte man ihn nicht gleich verdächtigen, ein Dieb zu sein.

Auch Fragen können tückisch sein. «Wie geht's dir in einem Wort?» – «Gut.» – Und in zwei Wörtern: «Nicht gut.» Es ist müssig, einen Selbstmordattentäter zu fragen, ob er von seinem Beruf leben könne. Manchmal braucht es aber Klarheit. Eine junge Frau im Bett zu ihrem alten Lover: «Bist du gekommen oder gegangen?» Auf die Frage «Schreit deine Frau auch, wenn sie kommt?» kann man die Antwort erhalten: «Nein, sie hat einen Hausschlüssel.» Auf die vermeintlich harmlose Frage «Hast du Kinder?» kann die überraschende Antwort folgen: «Ja, ich hasse Kinder.»

«Auf dieser Rolltreppe sind Hunde zu tragen» stand auf einem Schild. Aber wo kriegt man auf die Schnelle einen Hund her? Im Blumenladen: «Sind diese Blumen künstlich?» – «Natürlich.» – «Natürlich?» – «Nein, künstlich.» – «Ja, was denn nun?» – «Natürlich künstlich.» Beim Takeaway: «Einen Döner, bitte.» – «Mit alles?» – «Dativ!» – «Haben wir nicht.» Und wieder einmal stellt sich die Frage: Dativ, Akkusativ oder Aperitif?

Was ist paradox? Vielleicht wenn einer behauptet, er sei Minister für Solarenergie im Schattenkabinett. Oder ein Mathematiker, der mit einer Unbekannten nichts anzufangen weiss. Eben hat der Angeklagte gestanden, und nun sitzt er. Der Richter hat den Betrunkenen nicht für voll genommen. In dubio Prosecco. Abends sass der Richter im Theater und dachte sich wie schon bei der Gerichtsverhandlung: «Was für ein Schauspieler!» Paradox ist auch, wenn einer an der Börse ein kleines Vermögen gemacht hat – jedenfalls wenn vorher ein grosses da war.

Jeder spinnt eben auf seine Weise, der eine laut, der andere leise.

Max Wey

# Eine Legende dankt ab

Die Tage des «Phantom of the Opera» am Broadway in New York sind gezählt – nach 35 Jahren Laufzeit. Ist das ein Menetekel für die Branche?

Manuel Brug

Eigentlich sollte am 18. Februar 2023 am Majestic Theatre ein letztes Mal der Kronleuchter zum wohligen Schrecken des darauf natürlich vorbereiteten, ja auf den weltberühmten Effekt wartenden Publikums fallen. Und dann wäre «The Phantom of the Opera» Geschichte – zumindest vorläufig in New York. Doch vermutlich wird dem wohligen knödelnden Musical-Heuler noch eine Gnadenfrist bis zum 18. April gewährt. Denn nach der Absatzmeldung schnellten die Kartenverkäufe wieder nach oben, die Woche um Thanksgiving soll mit 2,2 Millionen Dollar Einnahmen die üppigste überhaupt sein.

«Was hatten wir damit noch einmal für eine phänomenale Antwort auf das Ende der Show!», reibt sich der durch den schon seit über hundert Jahren herumgeisternden Stoff schwerreich gewordene Produzent Cameron Mackintosh verbal die Hände. Die «Phans», so heissen die zu Wiederholungstätern werdenden Hardcore-Liebhaber des Stücks, die teilweise über fünfzig Mal mitgeschmachtet haben, wollen es ein letztes Mal sehen. Und trotzdem, es muss ein Ende haben. Die laufenden, durch die Inflation steigenden Kosten sind langfristig nicht mehr durch die Einnahmen auszugleichen: 950 000 Dollar verschlingt die Show – pro Woche.

Das plüschige Schauermusikstück von Andrew Lloyd Webber hatte am Broadway immerhin 35 Jahre Laufzeit, die bisher längste für ein



„Gut, dass man endlich ein Wattedeulengesetz erlassen hat...“

Werk. Es wurde in acht Vorstellungen pro Woche von zwanzig Millionen Menschen gesehen und spielte etwa 1,3 Milliarden Dollar ein. Bis zur Schliessung werden es 13 981 Aufführungen gewesen sein, 6500 Menschen haben daran mitgearbeitet, darunter 400 Darsteller. «Phantom» wurde darüber hinaus allein in den USA auf Tourneen 14 500 Mal in 77 Städten gespielt.

Seit der Uraufführung 1986 in London wurde das Stück angeblich von mehr als 145 Millionen Menschen in 183 Städten auf der ganzen Welt gesehen. Es wurde in siebzehn Sprachen aufgeführt. Es ist weiterhin in London (wo man

*Mit dem Abgang des «Phantom» scheint die Zeit der jahrzehntelang laufenden Longseller vorbei zu sein.*

längst das Orchester reduziert hat) und in Melbourne zu sehen. Nächstes Jahr soll es in China auf Mandarin gespielt werden, Antonio Banderas ist in eine neue spanischsprachige Produktion involviert.

## Es fehlen echte Blockbuster

Doch jetzt hat der entstellte Mann mit der Maske, der die schöne Sängerin Christine in die Gewölbe hinter dem unterirdischen See tief in den Katakomben der Pariser Oper entführt, in Manhattan ausgedient. Ein letztes Mal wird die schwülstige «Music of the Night» über der Fahrt mit dem Kahn durch von Kerzen erleuchtete Wellen erklingen. Und dann ist Schluss.

Verdienterweise, möchte man meinen, aber das Ende der untoten Musical-Legende wird natürlich auch als Menetekel für die ganze Branche gesehen, der es seit der Pandemie immer noch nicht gut geht. Die Touristen fehlen, aber auch die zugkräftigen Titel. Der letzte echte Blockbuster, Lin-Manuel Mirandas «Hamilton», ein intelligentes, mit Rapmusik und fast nur schwarzen Darstellern auftrumpfendes Stück über den ersten amerikanischen Finanzminister, ist auch schon sieben Jahre alt.

Mit dem Abgang des «Phantom» vom Big Apple, das dort, laut Mackintosh, das gesamte letzte Jahr Woche für Woche Geld verloren hat,



Rekordhalter: Das «Phantom of the Opera»

scheint auch die Zeit der jahrzehntelang laufenden Longseller vorbei zu sein. Die Krone trägt gegenwärtig die rabenschwarze Jazz-Zeitgeist-Groteske «Chicago» der «Cabaret»-Autoren John Kander und Fred Ebb, die seit 1996 am Broadway gespielt wird. Doch das ist nur das noch vom legendären Regisseur und Choreografen Bob Fosse brillant sexy inszenierte Revival eines viel älteren, zunächst gar nicht so erfolgreichen Stücks. Und 1997 startete «The Lion King».

Theater in New York ist eben immer kommerziell und auch ein bedeutender Wirtschaftsfaktor. 2022 haben die 33 Shows in den offiziellen Broadway-Theatern während der besonders fragten *thanksgiving week* 37,5 Millionen Dollar eingespielt, im Pandemiejahr zuvor nur 32,5 Millionen. 2019 waren es mit 35 Shows noch 41,7 Millionen Dollar. Der Erfolgskomponist Andrew Lloyd Webber hat mit «Jesus Christ Superstar», «Cats», «Evita» oder «The Beautiful Game» vor und nach dem «Phantom» viel bessere Stücke geschrieben. Aber es ist das





am Broadway sahen zwanzig Millionen Menschen.

«Phantom», das für den vergangenen Siegeszug einer kaum mehr existenten, romantischen Musical-Grossform steht.

Die zwei Jahre nach der Londoner Uraufführung 1986 nach New York transferierte, künstlerisch geklonte Produktion von Hal Prince ist ein grossformatiges Spektakel mit 130 Mitwirkenden, 230 Kostümen, einem riesigen Bühnenbild und einem 27-Personen-Orchester. Schliesslich soll hier bombastische Oper vorgeführt werden – mit erfundenen Stücken als parodistisches Theater auf dem Theater. Als die Show 1988 am Broadway eröffnete, gewann sie prompt sieben Tony Awards – die Oscars der Musical-Branche –, auch den für das beste Stück.

Dem «Phantom» folgten Werke wie «Miss Saigon» oder «Les Misérables», die ebenfalls eigentlich Pop-Opern sein wollen, immer wieder nach Puccini oder Meyerbeer klingen und dem Entertainment-Publikum die noch grösseren Emotionen vorgaukeln. Heute vermag das nur noch der längst auf den Musical-Ge-

schmack gekommene Disney-Konzern, der bei Titeln wie «Beauty and the Beast», «The Lion King», «Aladdin» oder «Frozen» natürlich auf die Bekanntheit der gleichnamigen Animationsfilme setzt, deren Songs und Look sie übernehmen, um die Besucher sofort in bekannte Kunstwelten eintauchen zu lassen.

Vorlage für das «Phantom der Oper» ist der so billige wie erfolgreiche Groschenroman des Franzosen Gaston Leroux aus dem Jahr 1911. Daraus wurde schnell ein Theaterstück, auch die ersten Filme folgten, die Titelfigur wurde von Lon Chaney, dem «Mann der 1000 Masken» gespielt, der mit viel Latex das verbrannte Gesicht unter der weissen Larve furchteinflössend ausgestaltete. Und dann kam 1986 das Musical, Michael Crawford war das erste Phantom, Lloyd Webbers damalige Ehefrau Sarah Brightman die Christine.

Die deutschsprachige Erstaufführung wurde in Österreich im Theater an der Wien am 20. Dezember 1988 gezeigt. In Deutschland wurde das Stück zum ersten Mal am 29. Juni 1990 im

eigens dafür erbauten Theater Neue Flora in Hamburg gegeben, mit dem Ex-Wagner-Tenor Peter Hofmann und der Sopranistin Anna Maria Kaufmann als Protagonisten. Umgekehrt schaffte es der amerikanische Phantom-Darsteller Stephen Gould als waschechter Helden-tenor bis ins Bayreuther Festspielhaus. In der Schweiz lief es zum ersten Mal am Musical Theater Basel am 12. Oktober 1995.

### Historisch verstaubte Theatralität

Aber weil der Titel nicht geschützt werden kann, folgten im «Phantom»-Kielwasser viele gleichlautende Stücke anderer Komponisten oder aus vorhandenen Musiktiteln zusammenkompilierte. Beim längst mit Patina überzogenen Original schien es fast schon, als gehöre es in London oder am Broadway zum Inventar der jeweiligen Theaterbezirke, ein typisches Eighties-Werk, süsslich, altmodisch, aufwendig. Ein Touristenmagnet, eine Ikone, eine Geldmaschine. Aber auch das «Phantom» war eben nicht für ewig.

Das zeigte schon die viel zu späte, von einem längst verflogenen Zeitgeist gespeiste Verfilmung des Musicals mit Gerard Butler, Emmy Rossum, Patrick Wilson, Minnie Driver und Miranda Richardson aus dem Jahr 2004. Obwohl es einem immer noch wohlige Schauer, auch des schlechten Kitsches, über den Rücken jagte, tönnten gleich zu Anfang die charaktervoll donnernden Orgelakkorde von der Leinwand, mit denen sich der einsame Fan, der grösste überhaupt, in seinem luxuriösen Kellerversteck selbst begleitete. «The Phantom of the Opera» mit seinen schmeichelnden, vielfach gecoverten Hits wie «Masquerade», «Angel of Music», «All I Ask of You» und der phantasmagorischen «Music of the Night»: Es bleibt ein Stück historisch verstaubter, aber auch liebenswerter Theatralität.

In New York muss man jetzt sehen, was die weitere Broadway-Saison bringt. Grosse Überraschungen sind nicht zu erwarten. Selbst ein scheinbar sicherer Wert wie Bernsteins Musical «West Side Story», das im Februar 2020 in

*Ein Touristenmagnet, eine Ikone, eine Geldmaschine. Aber auch das «Phantom» war nicht für ewig.*

der Regie von Ivo van Hove und choreografiert von Anne Teresa De Keersmaecker ein wenig modernistisch und *woke* aufgepeppt herauskam, überlebte die Pandemie nicht. Nach 24 Vorstellungen war Schluss – ein Negativrekord für diesen Welt-Seller. Und ein altmodisches Stück wie «The Music Man» steht und fällt mit der Live-Präsenz eines Hugh Jackman. Da werden in Kürze wohl noch bei einigen anderen Shows die Lichter ausgehen – ohne dass ein Kronleuchter fällt.

## Fernsehen

# Auf der Alm, da gibt's a Sünd

Beatrice Schlag

Der Bergdoktor: ORF und ZDF. Mi/Do, 20.15 Uhr

Als Singles über fünfzig während des Lockdowns bereits vor der «Tagesschau» den Fernseher einzuschalten begannen, ahnten die meisten, dass eine Virus-Depression im Anzug war. Denn um die Zeit gibt es analog nichts zu sehen, was man nicht besser verpasst. Für Serien auf Netflix war es zu früh, da riskierte man klebenzubleiben. Blieben nur 45 Minuten «Bergdoktor». Dr. Martin Gruber, Arzt mit treusorgender Miene und Praxis mit Alpenblick, ist ein unablässiger Patienten-Kümmerer und privat ein Windhund. Dass er seinem Bruder einst die Frau für weit länger als nur den eingestanden One-Night-Stand ausspannte, will er nicht zugeben, angeblich aus Rücksicht auf die Familie. Dabei wissen ausser dem betrogenen Bruder und dessen Tochter längst alle Bescheid.

Offenbar machte der Covid-Zugriff auf den Tiroler Doktor süchtiger, als man nach Ende der Pandemie eingestehen möchte. Seit einem Monat ist die 2008 angelaufene Serie plötzlich zur Hauptsendezeit und in doppelter Länge zu sehen. Martin Gruber ist immer noch übereifrig als Arzt, Aber privat wirkt er mit jeder Lüge, die ans Licht kommt, ein bisschen jämmerlicher, also interessanter. Der Ton in der Familie ist schärfer geworden, was dank des österreichischen Dialekts immer noch deutlich amüsanter klingt, als wenn bei Rosamunde Pilcher auf Hochdeutsch die Fetzen fliegen. Eine Kitsch-Soap mit Alpenpanorama? Klar. Aber Sie schauen doch auch gelegentlich bei Donna Leons Kitsch-Commissario Brunetti vorbei. Ohne Venedig hätte Brunetti, der nie fremdgeht und nicht einmal lügt, genauso wenig Suchtpotenzial wie Martin Gruber ohne Alm.



„Aber Karin! Die Blumen, die ich dir eben schenkte, haben ein Vermögen gekostet...“

## Mode

# Des Politikers neue Kleider

Mark van Huissing

An den Namen des Vizegouverneurs von Pennsylvania erinnern sich wohl bloss politisch interessierte Amerikanerinnen und Amerikaner – er heisst Fetterman, John Fetterman. Doch wer ein Bild des 53-Jährigen gesehen hat, vergisst seinen Kleidungsstil nicht so bald wieder: Der Zwei-Meter-Mann tritt in einem Carhartt-Hoodie (Kapuzenpullover der Streetwear-Marke) auf. Oder in kurzen Hosen aus rauem Stoff und ebensolchem Hemd von Dickies, einem Arbeitskleidung-Label.

Man mag streng darüber urteilen, wenn Wählern oder Journalisten mehr zur Form als zum Inhalt eines Politikers einfällt. Doch es ist das Abbild einer Wirklichkeit, wenn auch einer, die nicht allen gefällt: Staatstragende Inhalte sind oft kompliziert, und erschwerend kommt dazu, dass manche Inhaber hoher Ämter viel reden und wenig sagen. Doch ob einer im feinen Anzug und schicken Hemd mit

*Designerstücke und Dresscodes sind etwas für mittlere Angestellte oder Neureiche, die haben das noch nötig.*

Krawatte daherkommt oder eben im Kapuzenpullover und in Shorts, bekommt jeder sowie jede mit. Und die meisten Leute haben eine Meinung dazu. Keine schlechte – im November wurde Fetterman zum demokratischen Senator seines Bundesstaats gewählt.

Kurz zuvor, im September, kündigte Bruno Le Maire, der französische Finanzminister, im Radio France Inter an: «Sie werden mich nicht länger in Hemd und Krawatte sehen, sondern in einem Rollkragenpullover. Weil ein solcher wärmer ist.» Er soll dies wegen der angekündigten staatlichen Massnahmen zur Senkung des Energieverbrauchs gesagt haben. Tatsächlich aber wohl auch, weil sein Chef, *Monsieur le Président*, dasselbe tut; Emmanuel Macron trat zuvor schon, anlässlich eines Treffens mit Deutschlands Kanzler Olaf Scholz etwa, in einem dunkelgrauen Rollkragenpullover unter dem königsblauen offenen Anzugsjackett vor die Kameras.

«Kleidung ist Kommunikation ohne Worte.» Das ist nicht ein Satz vom Spindoktor, vom Öffentlichkeitsberater eines Spitzenpolitikers. Sondern ein Reklame-Slogan von van Laack, einer deutschen Hemdenherstellerin. Es stimmt schon – wer öffentliche Beachtung sucht, hat zwei Möglichkeiten. Er kann durch Leistung auffallen, was anstrengend ist und oft nicht mal gelingt, obwohl einer einen guten Job macht.



Abbild einer Wirklichkeit: Hoodie-Senator

Einfacher geht's durch die Wahl von Kleidung. Unternehmer und Manager haben das schon länger erkannt.

Als Elon Musk vor einigen Jahren den neuen Tesla Y vorstellte, stand danach auf Highsnobiety.com: «Elons massgefertigte Air Jordan 1 [Nike-Turnschuhe] stahlen dem erstmals gezeigten Elektroautomodell die Show.» Doch nicht bloss Stilblog-Schreiber, sondern auch Wirtschaftsnachrichten-Plattformen wie *Business Insider* erwähnten zuerst die seltenen schwarz-roten Schuhe des Unternehmers, das neue Auto erschien an zweiter Stelle.

### Komfort oder Eigenständigkeit?

Oder Steve Jobs: Dass der Apple-Mitgründer, verstorben 2011, vermutlich noch immer der bekannteste sowie wiedererkennbarste Unternehmer der Welt ist, hat wohl auch mit seiner auffällig unauffälligen Kleidung zu tun. Er





John Fetterman.

liess sich ausschliesslich in seiner «Uniform», bestehend aus einem schwarzen Oberteil – oft fälschlicherweise als «Rollkragenpullover» bezeichnet, es handelt sich dabei aber um ein von Issey Miyake für ihn entworfenes Stehkragen-Oberteil –, Levi's Denim-Jeans (Registernummer 501) sowie New-Balance-Turnschuhen sehen.

Hat der lässige Auftritt eines Wirtschaftsführers mit erhöhtem Tragekomfort von *casual* Kleidung zu tun? Oder geht es darum, Eigenständigkeit zu zeigen? Möglich. Doch zur Hauptsache dreht er sich um die Botschaft: «Ich bin einer des obersten Einkommensempfänger-Prozents der Welt, ach was, des obersten Prozents des obersten Prozents. Plus herausragend in jeder weiteren Hinsicht. Deshalb kann ich's mir erlauben, durchschnittlich oder wie ein Praktikant herumzulaufen.» Schicke Stoffe, erlesene Designerstücke und Dresscodes sind

etwas für mittlere Angestellte oder Neureiche, die haben das noch nötig.

### Wie Albert Einstein

Bei französischen Spitzenpolitikern kommt dazu, dass sie sich als neue Regierungsmacht Europas sehen. Wer also soll ihnen vorschreiben, was sie zu tragen hätten? Abgesehen davon, dass Franzosen in ihrer Wahrnehmung die Mode ohnehin erfunden haben. Wogegen beim Hoodie-Senator im amerikanischen Pennsylvania der Gedanke «Ich habe den Kandidaten von Trumps Gnaden aus dem Rennen geworfen» für starkes Selbstvertrauen sorgen dürfte. Und in der Folge für ein Gefühl des «Ich stehe über der Kleiderordnung».

Wenn man John Fetterman allerdings anschaut, gibt es möglicherweise noch eine weitere Erklärung für seinen Aufzug. Und die hat mehr mit Komplexitätsminimierung zu tun als mit angewandter Psychologie: Wer sich kleidet wie er, muss morgens eine Entscheidung weniger fällen, die Was-ziehe-ich-heute-bloss-an-Entscheidung nämlich. Das sei, nebenbei, auch der wahre Grund gewesen, weshalb Steve Jobs sich eine «Uniform» zugelegt habe. Wie schon Albert Einstein vor ihm.

## Ausstellung Verkappte Zürcher Kolonialisten

Rolf Hürzeler

**Blinde Flecken:** Zürich und der Kolonialismus. Stadthaus Zürich. Bis 15. Juli

Die Schuld scheint gross und lässt sich angeblich genau bemessen: «Die Stadt Zürich ist für die Versklavung von 36 494 Menschen mitverantwortlich, private Investoren für die Verschleppung und Ausbeutung weiterer 1078 Menschen.» Diese Angaben sind in der Ausstellung «Blinde Flecken» im Zürcher Stadthaus zu lesen, die den Kolonialismus aus lokaler Sicht thematisiert. Die Opferzahlen sind einer Untersuchung der Universität Zürich entnommen; wie diese darauf gekommen ist, bleibt unklar.

Die Schau belegt auf Wandtexten und in Videoarbeiten, dass die Weltgeschichte nicht spurlos an der Stadt vorübergegangen ist. Vielmehr sind Zürcher und Zürcherinnen in alle entlegenen Ecken der Welt gereist. Viele haben eine neue Heimat gefunden; Einzelne machten gute Geschäfte, so dass sie wohlhabend in die Schweiz zurückkehrten. Dafür nutzten sie die Arbeitskraft Einheimischer, beuteten diese mitunter aus. So wird das Beispiel der liberalen Industriellenfamilie Escher angeführt, die auf Kuba im 19. Jahrhundert eine Kaffeeplantage besass und dort Sklaven beschäftigte.

Es ist plausibel, dass dieses Unternehmen bereits zu seiner Zeit moralisch verwerflich war, wie es heisst. Weniger einsichtig ist, dass der renommierte linksliberale Botaniker Hans Schinz (1858–1941) als «Kolonialhelfer» angeprangert wird. Ihm wird unterstellt, für Verbrechen deutscher Kolonialisten in Süd-

*«Die Stadt Zürich ist für die Versklavung von 36 494 Menschen mitverantwortlich.»*

westafrika mitverantwortlich zu sein, allein weil er in dieser Gegend wissenschaftlich tätig war. Mitunter sind die Vereinfachungen hanebüchen: Einem in den zwanziger Jahren eingewanderten Brasilianer mit Schweizer Wurzeln wird unterstellt, für die Zuger Fiskalgesetzgebung verantwortlich zu sein, weil er im sozialdemokratisch regierten Zürich zu viel Steuern bezahlen musste.

### Zeitgeistig moralisch aufgeladen

Die Ausstellung bezieht klar Stellung. Aus Sicht der Kuratoren ist unbestritten, dass die Europäer im Rest der Welt während Jahrhunderten Verbrechen begingen und dass dieses Unrecht bis heute anhält – in Form von Rassismus und ungerechten Handelsbeziehungen. Differenzierungen haben in diesem Weltbild wenig Platz und sind in der Ausstellung nur bei genauerem Hinsehen zu entdecken. So vermittelt ein Experte in einer Videoproduktion ein aufschlussreiches Bild der Kaffeeproduktion in Ghana und spricht von einer ökonomischen Win-win-Situation.

Fragen rund um den Kolonialismus sind zeitgeistig moralisch aufgeladen, so dass die Schau religiöse Züge trägt. Dazu gehören Fragestellungen wie «Kann oder muss ich Verantwortung übernehmen für das, was meine Vorfahren gemacht haben?». Da liegt der Gedanke an die Erbsünde nicht mehr fern. Immerhin sind andere Fragen nachvollziehbar, wie etwa: «Woher kommen die Kleider, die ich heute trage?» Schlimmstenfalls aus einer Massenproduktion, in der billige Arbeitskräfte ausgebeutet werden. Bleibt die Frage, ob diese Missstände allein auf den Kolonialismus zurückzuführen sind.

Vieles wird in der Ausstellung nur angetippt, wenig schlüssig beantwortet. Das Bemühen um eine Darstellung der komplexen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den Menschen jener Epoche fehlt, wie sie etwa der tansanisch-britische Literatur-Nobelpreisträger Abdulrazak Gurnah in seinen zu Recht ausgezeichneten Romanen liefert.

So bleibt der Eindruck, die Kuratoren seien vor allem bestrebt gewesen, die Bedeutung der Stadt Zürich im Kolonialismus zu überhöhen, was ziemlich bieder wirkt. Frei nach dem Motto: Auch wir dürfen schuldig sein.

## Pop

# Stimulierende Teilnahmslosigkeit

Thomas Wördehoff

Rozi Plain: Prize. Memphis Industries

Wer die Freuden des Müsiggangs schätzt, kennt diese Tage, an denen man unversehens von einer geradezu verschwenderischen Gleichgültigkeit erfüllt wird. Es ist ein Gemütszustand, der sich diskret über den Tag legt, ein unerklärliches Wohlbefinden auslöst und sich ohne jeglichen Anlass und ohne Ankündigung einstellt. Wer sich ihm hingibt, kann die Welt mit einer Art heiterer Teilnahmslosigkeit betrachten. Diese seltene Gelassenheit ist so kostbar, weil nur von begrenzter Haltbarkeit – kaum hat man sie erkannt, löst sie sich in Illusion auf.

Greifbar wird dieser fragile Wahrnehmungsbereich vielleicht einzig über die Musik. In den sechziger Jahren etwa balancierte der Bossa nova gekonnt mit aufreizendem Phlegma die Grenzen zwischen Ennui und Erotik aus und erreichte damit (immerhin zu den Zeiten der Beatlemania!) ein Massenpublikum. In den Achtzigern belebte Sade noch einmal das coole Genre erfolgreich, das dann zur Jahrtausendwende wieder ersatzlos versickerte. Wie gesagt: Kaum ist laszives Achselzucken zur Mode erstarrt, gehört es schon zur Vergangenheit.

### Kindliche Abzählreime

Und doch: Fünfundzwanzig Jahre nach Sade (übrigens soll sie ein Comeback vorbereiten) weht uns aus Grossbritannien wieder mal ein erfrischendes Lüftchen stimulierender Teilnahmslosigkeit an. Vielleicht ist es ja der desolate Zustand von Albions Wirtschaft, vielleicht ist's Harrys Gejammer, vielleicht auch nur der grause Winter – die 36-jährige Rozi Plain aus Winchester bei Southampton schaut dem Treiben der Welt reichlich unbeteiligt zu

*Immer wieder wird man  
von Akkorden unterschiedlicher  
Provenienz angeweht.*

und macht damit richtig aufregende Musik. Das Leben verfolgt sie wie Treibsand, der vor ihren Augen hin und her weht, und Rozi ist aufmerksam genug, all die Wirbel und Figuren, die sich ihr dabei bieten, akribisch aufzunehmen, um sie schliesslich musikalisch mit Bedacht wieder zusammenzusetzen.

Zu den Bausteinen, die ihre scheinbar monotonen Songs ausmachen, gehören die Texte, die in ihrer kühlen Lakonie sogar an Eugen Gomringer's konkrete Poesie erinnern. «Die Zu-



Neugieriger Blick: Musikerin Plain.

kunft/Die Vergangenheit/Ich stelle euch einander vor/Endlich getroffen/Stehend/Im vollen Blau der Neuheit», so heisst es übersetzt im Song «Standing Up». Kryptisch-knapp ist das, einverstanden. Es sind halt nur Wortfetzen, die sich aber – wenn man will – zu einer Gedankenskizze zusammensetzen lassen wie ein Puzzle.

Die Musik folgt einem ähnlichen Prinzip. Immer wieder wird man von Akkorden unterschiedlicher Provenienz angeweht, mal klimpert eine eigenwillige Harfe im Hintergrund, dann wieder nähert sich ein geschmeidiger Choral aus sehnsüchtigen Saxofonen, oder die tragen Klänge eines besoffenen Akkordeons schwappen unregelmässig an Land. Das Ganze ist von schlichtem harmonischem Aufbau und angenehm einlullender Gleichförmigkeit – allerdings niemals platt. Die komplexe Rhythmik dieser verspielten kleinen Meisterwerke ähnelt nicht selten virtuosen kindlichen Abzählreimen. Und die knallbunten japanischen Anime-Filme des Studio Ghibli («The Tale of the Princess Kaguya») sind auch nicht weit entfernt.

### Badewannenbeschwingtheit

Der Anschein trügt: «Prize» handelt nicht von den anrührend putzigen ersten Schritten eines Kindes. Rozi Plain hat den neugierigen und unvoreingenommenen Blick – vor der erwachsenen Wertung, vor dem gerechten Urteil.

Den Blick, der allem zunächst die gleiche Gültigkeit einräumt. Diese «zärtliche Gleichgültigkeit» gibt der Musik von Rozi Plain ihre Leichtigkeit, ihre rätselhafte Badewannenbeschwingtheit. Es ist eine Platte, die sich tatsächlich mehrmals zum ersten Mal hören lässt – sie ist so facettenreich, dass es schon eine ganze Weile braucht, um diese Lieder als alte Bekannte wiederzuerkennen.

## Film

# Albtraum Pausenhof

Wolfram Knorr

Close (B, F, NL, 2022): Von Lukas Dhont. Mit Eden Dambrine, Gustav De Waele, Emilie Dequenue, Léa Drucker

«Hörst du nicht die Schritte und das Klappern der Rüstung?» Zwei Dreizehnjährige, an die Mauer eines Gewölbes geschmiegt, flüstern sich Gefahren durch eine Ritterarmee zu und rennen lachend hinaus in den flirrenden Sommer, unter die Sonne in saftige Wiesen, in die Unbeschwertheit verspielter Kindheit. Léo (Eden Dambrine) und Rémi (Gustav De Waele), unzertrennliche Freunde seit Kindertagen, können sich ihr



Leben, ihre Zukunft, ohne den anderen nicht vorstellen. Rémis Mutter nennt den fröhlichen blonden Léo «meinen Herzenssohn», und wenn ihr Junge im Schulorchester auftritt, lauscht Léo im Auditorium. Mal nächtigen sie bei Rémis Familie, mal bei Léos. Es herrscht eine zwanglose Atmosphäre, vollkommene Unschuld zwischen den Jungen, wenn sie eng aneinander geschmiegt ein Bett teilen.

Nach den Ferien, mit dem Eintritt ins Gymnasium, fallen sie auf dem Pausenhof zum ersten Mal auf. «Seid ihr ein Paar?», werden sie gefragt, ohne grossen Unterton, einfach so, weil sie ständig zusammenglucken. Als aus der Fragererei Spott wird, reagiert Léo verstört und geht

### *Der Film betört, verführt durch seinen schwebelichten Schmetterlings-Charme.*

auf Distanz zu Rémi: auf dem Nachtlager, dem Pausenhof, im Klassenzimmer, auf der Heimfahrt – Léo will auf einmal Abstand, dem die Aufkündigung der Freundschaft folgt. Demonstrativ tritt er der Eishockey-Mannschaft bei und zeigt auf dem Eis, dass er keiner Remperei ausweicht, losstürmt, den Puck zu schlagen. Hinter dem Gitter des Helms fühlt er sich geschützt vor (falschen) Verdächtigungen, vor Rémi, wenn dieser ins Stadion kommt und wissen will, warum er ihm ausweicht. Léo kann sich nicht erklären, fühlt sich vom Verhalten der anderen missverstanden, schämt sich, hat aber nicht die Kraft, sich zu widersetzen.

#### **Er will nicht auffallen**

«Close» ist ein beeindruckendes Psychodrama über Unschuld, die zur Schuld durch soziale Abhängigkeit wird. Lange wissen Léo und Rémi nicht, wer oder was sie sind und wen oder was sie begehren, doch mit dem Eintritt in die höhere Schule, in die Pubertät, mit zunehmender Selbst-Wahrnehmung wird von ihnen eine Haltung verlangt. Der Schulhof als eine Art «Verhaltenslabor» für eine soziale Gruppenzugehörigkeits-Entscheidung, nach dem Motto: Wie eigensinnig darfst du sein, ohne von der konditionierten Mehrheit geächtet zu werden? Das klingt ziemlich klinisch, der Film ist das Gegenteil. Der Belgier Lukas Dhont beschäftigt sich seit seinem preisgekrönten Debüt «Girl» (2018) mit dem Thema. Im Film um ein fünfzehnjähriges Transmädchen, das Ballerina werden möchte, ist es der Druck eines transphoben Mobbing, das seinen Traum verunmöglicht, und in «Close» eine intensive Jungenfreundschaft, der die Beständigkeit genommen wird.

In beiden Fällen verzichtet Dhont nicht auf Drastik, die ihm zum Vorwurf bei «Girl» gemacht wurde: Das Mädchen schneidet sich den Penis mit einer Schere ab; und in «Close» (wieder mit Angelo Tijssens als Co-Autor) ist es Rémis

Selbstmord. Dramaturgisch ist das hier aber der einzige Ausweg aus dem Beziehungsdilemma: Beide gehen in dieselbe Schule, dieselbe Klasse, haben befreundete Eltern. Die Suizid-Lösung, wurde moniert, gebe dem Film in der zweiten Hälfte mit Léos Schuldgefühlen ein anderes Gewicht. Ein Irrtum, denn Léo wird mit seinem Schuldgefühl komplett alleine gelassen.

Weder seine noch Rémis Eltern haben eine Ahnung, was sich in der neuen Schule, konkret: auf dem Pausenhof, zwischen den Freunden und den Mitschülern abspielt. Sie fragen nicht einmal, fanden die Freundschaft einfach immer beglückend unschuldig, und das wird sie wohl auch bleiben. Nach Rémis Suizid wird Léo nie gefragt, ob etwas vorgefallen sei. Das erhöht nur den Druck auf Léo, bis er während einer Autofahrt mit Rémis Mutter gesteht, sich für den Selbstmord verantwortlich zu fühlen. Es sind emotionale Momente, in denen fast physisch nachvollziehbar wird, welche Welten zwischen den Erwachsenen und den Kindern liegen.

Dhonts «Close» betört, verführt durch seinen schwebelichten Schmetterlings-Charme, seine fast spürbare flirrende Sommerwärme, duftende Wiesen und perlweisses Licht, durch die die Jungen toll, als sei ihre Welt ein einziges Arkadien. Mit dem Eintritt in eine neue Lebensphase wird ihr «Spielplatz» zum Treibsand, in dem ihre Freundschaft sich auflöst, Léo sich zu befreien versucht und Rémi die Kraft dazu fehlt.

Ein Albtraum, dem sich Léo mit Anpassung entzieht, während Rémi nicht begreifen kann, warum sich sein bester Freund einfach hinter dem Gitter des Eishockey-Helms verschanzt, um nicht mit ihm reden zu müssen. Von Homoerotik ist nie die Rede, nur von einem «Paar», das «auffällt», und Léo will nicht auffallen. Mal abgesehen vom Stereotypischen – der musische Rémi, der eher rustikale Léo (was die Intensität des Konflikts aber steigert) –, entfaltet sich die Tragödie mit geradezu heiterer Sinnlichkeit und hoher Emotionalität. Das Drama «Close» vom Erwachen des Erwachsenwerdens ist ein Kinowunder.



„Herr Ober, ich habe keine Fliege in meiner Suppe!“

## **Jazz** **Verdächtige Schönheit**

*Peter Rüedi*

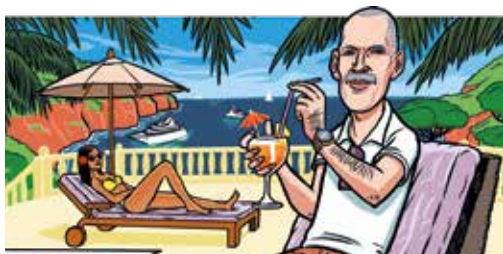
Aliéksey Vianna Quartet (Gabriele Mirabassi, Stephan Kurmann, Jorge Rossy): Ancient Myths. TCM 37002

Zu schön, um wahr zu sein? Die umgangssprachliche Wendung hat ja entgegen ihrem landläufigen Sinn einen verdeckt tieferen, wenn wir an den Umgang der vorherrschenden Ästhetik mit dem Begriff des «Schönen» denken. Wieder einmal sei auf einen grossen Text von Peter von Matt, «Zur Anthropologie des Gedichts und zum Ärgernis seiner Schönheit», verwiesen. Schönheit sei der «Dorn im Auge des regierenden Kunstbegriffs. [...] Die heute geltende Bedeutung des Schlüsselwortes «schön» als Kategorie der Kunst ist – weit über die Lyrik hinaus – emotional gestört und ins Schiefe verzerrt durch die Normen einer kollektiv verordneten ästhetischen Moral.»

Tatsächlich: weit über die Lyrik hinaus, gewiss in grosse Bereiche des Jazz. Der hat bis heute, grotesk genug, sein Verhältnis zur Trivialität und zur damit verbundenen Emotionalität nie wirklich geklärt. Trotz unzähliger Beispiele von grossartigen Balladen, die schlagend die Absurdität einer puristischen Trennung von Kunst und Kitsch, Gefühl und Sentimentalität offenbaren. Sie sind nämlich schön und grosse Musik – nicht nur die zahllosen Interpretationen des Stücks «But Beautiful». (Wie viele Standards stammt es aus einem Hollywood-Film.)

Von der neuen CD des brasilianischen Gitarristen Aliéksey Vianna mit dem italienischen Klarinettenisten Gabriele Mirabassi, dem Basler Bassisten Stephan Kurmann und Jorge Rossy, dem Wahlbasler Drummer und Vibrafonisten, mögen einige denken, sie sei «zu schön, um Jazz zu sein». Zweifellos ist sie beides: schön und, unter anderem, Jazz. Klug komponiert, in Teilen hinreissend improvisiert, schert sie sich den Teufel um orthodoxe Zuordnungen. Vianna (auf der «akustischen» Gitarre) und Mirabassi mit seinen intensiven Legato-Linien sind seit ihren Anfängen Grenzgänger zwischen Jazz und Klassik. Beide sind grosse «lyrische» Melomanen, brillant, nicht ohne melancholische Tinten. Wechselt Drummer Rossy ans Vibrafon, klingt der kompakte, feinstabgewogene Gruppenklang gelegentlich wie eine Hommage ans Modern Jazz Quartet, etwa in Ralph Towners «Acis and Galatea». Ein starker transatlantischer Hauch weht uns aus Brasilien an, in Stücken von Vianna selbst, seinem Lehrer Sergio Assad und der Ikone Egberto Gismonti. Jazz, Klassik, Pop? «But Beautiful». «*Music is music, that's it!*» Sagte Duke Ellington.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine künstliche Intelligenz

Mark van Huissing

Als Schüler stellte ich erstmals Gedanken an betreffend die bevorstehende Berufswahl, wie man das halt macht. Zuoberst auf meiner (kurzen) Liste stand «Hochbauzeichner» – merkwürdig, nachträglich besehen, ich weiss. Doch vor 45 Jahren mochte Ihr Kolumnist das Fach technisches Zeichnen, hantierte gerne mit Zirkel, Lineal plus Geometriedreieck. «Das sind die Ersten, die ihre Stelle verlieren, wenn die Konjunktur nachlässt», urteilte mein Vater. Stünde mein Sohn heute bereits vor diesem Entscheid (er ist aber erst sechs), würde ich seine Wunschvorstellung weniger auf die Abwehrkraft gegenüber Wirtschaftszyklen prüfen, sondern ob sie sogenannter künstlicher Intelligenz (KI, oft auch «AI» für *artificial intelligence*) widerstehen kann.

Man hört und liest aktuell viel davon. Und je nach Wallungswert, den der oder die Berichtende für das Gebiet aufbringt, sollen wegen KI demnächst zwischen «einigen Arbeitsplätzen», etwa von juristischen Mitarbeitern in Anwaltsfirmen, die Vertragsentwürfe prüfen, bis zu «so ziemlich jedem Job» gestrichen werden, abgesehen von Spitzenpolitikern (die's für *photo ops* weiter braucht) oder Primaballerinas (deren Engagements aus anderen Gründen bedroht sind).

Journalisten könnten ebenfalls KI-Anwendungen zum Opfer fallen, weil die Software – entwickelt mit Milliardenbeträgen von, unter anderen, Microsoft – in der Lage ist, Artikel zu verfassen. «Schreibe einen Text im Stil von MvH», beauftragte ich also Chat GPT. Die gute Nachricht: Der sogenannte Bot (von «Roboter», ein Programm, das automatisch Aufgaben abarbeitet; Wikipedia) «weiss», wer ich bin be-

ziehungsweise wie ich schreibe. «Ich stand am Fenster und sah hinaus auf die leere Straße. Der Schnee legte sich wie ein weißer Teppich über die Straßen», lieferte die Maschine. Sieht man vom – bescheidenen – Inhalt des Einstiegs ab, fällt auf, dass MvH offenbar das scharfe S, auch Eszett genannt, verwendet. Und zu Wortwiederholungen neigt.

Jetzt ein Sprung an den Textschluss: «Ich drehte mich um und sah mich in meinem Zimmer um. Ich sah mein Leben, in dem ich jeden Tag gekämpft hatte. Aber jetzt wusste ich, dass Erfolg nicht alles war. Dass ich auch die kleinen Dinge im Leben schätzen musste, die Momente der Ruhe und der Stille. Denn nur so konnte ich wirklich glücklich sein.» Ihnen kann ich's ja sagen: Ich mag diesen Existenzialisten, der das Licht gesehen hat, diesen Film-noir-Antihelden. Bloss, bin das ich? Oder wenigstens, schreib ich so? Mich dünkt es nicht, doch wir alle haben blinde Flecken, dünkt es mich, nicht wahr?

«Schreibe einen Text im Stil von Maxim Biller», wünschte ich danach zum Vergleich respektive zur Qualitätssicherung. «Ich saß in einer dunklen Ecke einer verrauchten Kneipe. Die Leute lachten und tranken, sie spielten eine Rolle in diesem Theater des Alltags. Ich nippte an meinem Whisky und dachte an die Vergangenheit. An Träume, die sich nicht erfüllt hatten. Ich trat hinaus in die Nacht. Ich würde nicht aufgeben, würde weiterleben und weiter träumen, denn das war alles, was ich hatte.» Hm, Schwein gehabt – im Vergleich zu dem deutschen Kolumnisten und Autor bin ich ja ein *happy camper*.

Statt einer Antwort auf die eitle Frage, «Wessen Stil hat der Bot besser getroffen?», liefere ich eine auf die wichtigere, übergeordnete: Kann die Maschine schreiben? «Chat GPT ist, in die-

*«Die gute Nachricht: Der Bot weiss, wer ich bin beziehungsweise wie ich schreibe.»*

sem Fall zumindest, Nachahmung als Travestie. Lieder entstehen aus Leiden, gründen auf dem menschlichen Schaffenskampf und, soviel ich weiss, haben Algorithmen keine Gefühle.» So urteilt Nick Cave, der Musiker und Schreiber, nachdem ihm jemand ein Lied «im Stil von Nick Cave» zeigte, das die Software geschrieben

hatte. Der Fortschritt kenne kein Zurück, lasse sich nicht bremsen, das Weltende sei zackig unterwegs in unsere Richtung. Und: «This song sucks», das Lied ist scheisse («scheiße»).

Cave nimmt den Bot respektive die Technologie dahinter ernst, sehr ernst, sagt er. Vielleicht zu ernst, sage ich. Müsste sich mein Sohn heute entscheiden, was er werden möchte, und würde er Journalist oder Songschreiber wählen, hätte ich kein Problem damit – trotz oder wegen KI. Bloss würde ich ihm raten, zuerst einen Abschluss zu machen, zum Beispiel als Hochbauzeichner.



## UNTEN DURCH Von Armbrüsten und Panzern

Linus Reichlin

In Deutschland soll mal wieder das Waffengesetz verschärft werden. Eigentlich hat Deutschland bereits ein Waffengesetz, dessen Schärfe nur von den Waffengesetzen in China und Nordkorea übertroffen wird. Aber man kann natürlich alles immer noch ein bisschen verschärfen. Zum Beispiel durfte man in Deutschland bisher ohne Waffenschein eine Armbrust besitzen. Dies führte nach Meinung der deutschen Innenministerin Nancy Faeser dazu, dass Rechtsextreme sich Armbrüste kauften, mit denen sie im Rahmen eines Staatsstreichs die Bundeswehr besiegen wollten. Beim gegenwärtigen Zustand der Bundeswehr hätte ihnen das durchaus gelingen können. Die Bundeswehr hat gegenwärtig nämlich nur noch Munition für zwei Wochen Krieg, und da Nancy Faeser, wie alle Grünen und Sozialdemokraten in Deutschland, gerade einen Krieg gegen Russland führt, ist es aus ihrer Sicht nur logisch, dass sie die Heimatfront gegen alle Attacken mit Armbrüsten absichern will. Also soll



fortan jeder, der eine Armbrust kaufen will, ein einjähriges Verfahren durchlaufen, das ihn insgesamt etwa 6000 Franken kostet, wobei hier noch nicht der gesetzlich geforderte Waffenschrank nach Zertifikat EN 1143-1 mitgerechnet ist, dessen Vorhandensein die deutsche Polizei jederzeit unangemeldet per Wohnungsdurchsuchung überprüfen darf. So.

Und was passiert jetzt, wenn ich mit meinen deutschen Freunden friedlich in einer Bierkneipe sitze? Dann sagen die Freunde, dass sie es gut finden, dass Armbrüste nicht mehr frei erhältlich sein sollen, weil die von Rechts-extremen gekauft werden. Und andererseits finden sie es aber auch gut oder zumindest notwendig, dass die deutsche Regierung der Ukraine schwere Panzer liefert. «Ja, es ist furchtbar», sagen sie, «dass damit Menschen umgebracht werden – aber man muss es tun, um die Freiheit zu verteidigen.» Je linker und je grüner meine Freunde sind, desto vehementer sind sie für Waffenlieferungen, aber natürlich nur an die ukrainische Armee! Sie sagen, das ist ein grosser Unterschied! Dass in den USA und in der Schweiz fast jeder eine Waffe kaufen kann, finden sie einen Skandal! Denn diese Leute kämpfen ja dann mit der Waffe, die sie kaufen, nicht gegen die Russen. Sondern sie schiessen damit in Schulen herum! Wenn ich dann sage, dass in der Schweiz erstens keiner in Schulen herum-schiessst und dass die Ukrainer mit den Waffen, die Deutschland ihnen liefert, russische Soldaten erschiessen, die vor einem Jahr noch in der Schule waren, sagen meine Freunde: «Ja, das ist schrecklich!»

Das geben sie zu. Aber man kann das trotzdem nicht vergleichen. Sie sagen, früher seien sie Pazifisten gewesen, aber jetzt hätten sie eingesehen, dass das nicht immer richtig ist. Sie sagen, es ist wie bei den Nazis: Auf die zu schiessen, ist ja auch legitim. Aber das sei eben nicht dasselbe, sagen meine Freunde, wie wenn ein privater Waffenbesitzer auf einen Einbrecher schiesset, auf irgendeinen benachteiligten Rumänen, der eben wegen der sozialen Ungerechtigkeit keinen anderen Ausweg mehr sehe als den Einbruch. Also, da schaudert es meine Freunde: «Diese Jäger! Diese bewaffneten Spiessbürger, die immer auf Einbrecher schiessen, die doch für die Sozialdemokratie und die Grüne Partei überhaupt keine Gefahr darstellen! Hingegen Putin will die Demokratie abschaffen», sagen meine

Freunde, «und das kann man eben leider nur mit Panzerlieferungen verhindern.» Ja, grosses Leider. Meine weiblichen deutschen Freunde geben auch ganz offen zu, dass es irgendwie nicht ganz richtig ist, dass in dem Krieg fast nur Männer kämpfen und sterben. Aber manche von ihnen sagen dann auch: Aber sind die Männer nicht selber schuld? Sie haben doch den Krieg angefangen! Wenn ich dann sage: «Reden wir über etwas anderes, Freunde», sagen sie: «Aber du hast doch damit angefangen!»



## FRAUEN

### Pamela Anderson, Zufalls-Star

Julie Burchill

Stars sind seltsame Wesen: Viele von ihnen hecheln in der ersten Hälfte des Lebens dem Berühmtsein hinterher – und jammern dann den Rest ihres Lebens darüber. Ruhm fällt nicht einmal den Schönsten einfach so in den Schoss. Pamela Anderson ist da eine seltene Ausnahme.

Die Kanadierin war 22 und Fitnesstrainerin, als sie an einem Sportanlass in ihrer ganzen Pracht auf der Videoanzeige erschien. Sie trug dabei das T-Shirt einer Brauerei, die sie sogleich als Model engagierte, und binnen eines Jahrs war Anderson auf dem Cover des *Playboy*. Von 25 bis 30 wirkte sie in «Baywatch» mit und prangte öfter auf dem *Playboy* als jede andere Frau. Viele Stars haben nur dann das Gefühl, «echt» zu sein, wenn sie vor der Kamera stehen; aber wenn man durch Zufall zum Star geworden ist, dann kann man seine Berühmtheit auch einfach nur als Ticket erster Klasse verwenden, um im Leben dorthin zu gelangen, wo man hinwill.

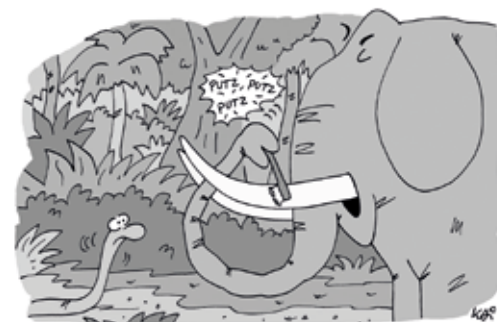
In gewissem Sinn hat Anderson ihren Ruhm wie ein Zwischenjahr benutzt, allerdings eines, das zehn Jahre dauerte, und ihr Leben mit Gusto gelebt: zwei Kinder, fünf Ehemänner

und zahlreiche Haustiere. Sie hat mit dem Geld um sich geschmissen wie ein Matrose auf Landurlaub – mit dem Resultat, dass sie vor zehn Jahren Steuerschulden von 493 000 Dollar hatte, ihr Haus verkaufen musste und in eine Wohnwagensiedlung in Malibu zog.

Damit hätte die Geschichte enden können: Barbie in der Wohnwagensiedlung in Malibu. Aber Anderson ist zu tough dafür. Das Vergewaltigungsopfer, das zum Sexsymbol wurde, die Zufallsberühmtheit, die mit Begeisterung die Aufmerksamkeitsgeile mimte, der Sex-Tape-Star, der Pornografie hasst, die Männerfresserin, die für das Tierwohl kämpft, ist gut im Überleben metaphysischer Paradoxien und alltäglichen Grauens. Sie nahm, was kam an Jobangeboten: Reality-TV, strippen im Pariser «Crazy Horse» – doch letztes Jahr hat sie es wieder nach oben geschafft und am Broadway als Hauptfigur Roxie Hart im Musical «Chicago» triumphiert.

Ihre demnächst erscheinenden Memoiren figurieren auf Amazon jetzt schon unter den zwanzig bestverkauften Biografien von Frauen. Sie, die in unserer Erinnerung in Zeitlupe einen endlos langen Strand entlanghüpft, findet sich nun neben Michelle Obama und Sharon Stone wieder als Frau, die etwas zu sagen hat. Mit ihrem Engagement und ihrem Gesunde-Ernährungs-Tick ist Anderson der Inbegriff einer modernen Frau, aber sie ist auch eine klassische blonde Göttin mit einer Vorliebe für unschuldige Tiere und schlimme Männer. Vor allem aber ist sie die wehmütige Erinnerung an eine Zeit, in der nicht Vetternwirtschaft, sondern angeborene Schönheit jemanden zum Star werden liess.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Morgens, mittags, abends - immer dasselbe!  
Das kann ja wirklich auf die Nerven gehen.»



## THIEL Cédric

**Wermuth:** Dank uns Sozialdemokraten haben wir in der Schweiz sehr viel schöne, unverbauter Natur.

**Steuerzahler:** Entschuldigung, aber diese unglaubliche Menge an schöner, unverbauter Natur haben wir nicht den Sozialdemokraten zu verdanken, sondern der Alpenfaltung.

**Wermuth:** Aber dank uns Sozialdemokraten gibt es in der Schweiz eine biologische Landwirtschaft.

**Steuerzahler:** Entschuldigung, aber die biologische Landwirtschaft haben wir nicht den Sozialdemokraten zu verdanken, sondern Rudolf Steiner und den Anthroposophen.

**Wermuth:** Aber dank uns Sozialdemokraten hat unser Schweizer Strom einen grossen Anteil an erneuerbaren Energien.

**Steuerzahler:** Entschuldigung, aber diesen Anteil an erneuerbaren Energien haben wir nicht den Sozialdemokraten zu verdanken, sondern unseren guten alten Stauseen.

**Wermuth:** Aber dank uns Sozialdemokraten haben wir in der Schweiz eine saubere Luft zum Atmen.

**Steuerzahler:** Entschuldigung, aber die saubere Luft haben wir nicht den Sozialdemokraten zu verdanken, sondern immer noch unserer Pflanzenwelt, die CO<sub>2</sub> in Sauerstoff umwandelt.

**Wermuth:** Aber dank uns Sozialdemokraten muss hier keiner sieben Tage die Woche arbeiten.

**Steuerzahler:** Entschuldigung, aber dass wir sonntags nicht arbeiten müssen, haben wir auch nicht den Sozialdemokraten zu verdanken, sondern Moses.

**Wermuth:** Äh, und was habt ihr denn uns Sozialdemokraten zu verdanken?

**Steuerzahler:** Hast du eigentlich schon mal etwas zum Bruttosozialprodukt beigetragen, oder hast du bisher einfach nur eine grosse Klappe gehabt und auf Staatskosten gelebt?

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Kapelle des Klangs

Nordöstlich von Peking steht ein besonderer Konzertsaal – dort hört man auch das Flüstern der Natur wie sonst nirgends.



*Fast wie die Römer:* «Chapel of Sound» in der Nähe der Chinesischen Mauer.

China macht auch immer wieder mit architektonischen Klopfschreien auf sich aufmerksam. Ein bauliches Wunderwerk aus Beton hat es dem Westen besonders angetan. Die Leserschaft des bedeutenden Branchenportals archdaily.com kürte die «Chapel of Sound» jüngst zum «Building of the Year 2022» in der Sparte der Kulturbauten.

Die Kapelle des Klangs, die eher aussieht wie ein umgekehrter Kegel, ist wahrlich eine hochinteressante Angelegenheit. Sie befindet sich in einem Bergtal etwa zwei Autostunden von der chinesischen Hauptstadt Peking entfernt, eingebettet in die sanfte Hügellandschaft von Jinshanling, einem 10,5 Kilometer langen Abschnitt der Chinesischen Mauer. Vom Standort dieser unorthodoxen Kapelle aus geniesst man denn auch eine prächtige Sicht auf den berühmten, über 6000 Kilometer langen Schutzwand der Ming-Dynastie.

## Weder Heizung noch Klimaanlage

Doch der Neubau ist nicht bloss wunderbar gelegen, er dient seit seiner Fertigstellung vor gut einem Jahr auch seinem Hauptzweck als Konzertsaal. Das chinesische Architekturbüro

Open errichtete auf einer Fläche von 790 Quadratmetern eine Aussenbühne, einen Proberaum, Nebenräume und Aussichtsplattformen, die über Wendeltreppen erreichbar sind. Zusammen mit Klangingenieuren entwarfen die Baumeister Räumlichkeiten, die eine hervorragende Akustik garantieren. Die halboffene Konstruktion, die Ähnlichkeiten mit einem Amphitheater aufweist, braucht weder eine Heizung noch eine Klimaanlage. Das Tageslicht dringt durch einen Hohlraum in der Mitte des Dachs. Ein raffiniertes Abflusssystem, wie es die Römer bereits für das Pantheon erdachten, sorgt dafür, dass mögliches Regenwasser schnell verschwindet.

## Blick in die Sterne

Auch wenn gerade keine Konzerte aufgeführt werden, ist man in der Kapelle des Klangs willkommen. Besucher nutzten sie als Ort der Kontemplation und des Zusammenkommens, heisst es. Der Blick in den Sternenhimmel und die Aussicht auf die umliegende Landschaft sei atemberaubend.

Und vor allem hört man das Flüstern der Natur wie sonst nirgends.



# Marco Cortesi

Während 35 Jahren war er das Gesicht und die Stimme der Zürcher Polizei. Heute leitet er seine eigene Firma für Krisenkommunikation.

**Weltwoche:** Seit Februar 2021 sind Sie in Pension. Wie sehr vermissen Sie die öffentlichen Auftritte?

**Marco Cortesi:** Ich vermisse vor allem die sozialen Kontakte zu den Mitarbeitern, zu den Journalisten und zu den Kollegen in den anderen Departementen. Ich nahm vermutlich jeden Tag an einem Rapport teil – und im Protokoll stand immer ungefähr das Gleiche. Was jeden Tag aber speziell machte, waren die Gespräche im Gang und vor der Kaffeemaschine. Und da war natürlich auch die Unterstützung der IT. Erst, wenn man plötzlich alleine unterwegs ist und sich um alles selber kümmern muss, weiss man diese Annehmlichkeiten richtig zu schätzen. (Lacht)

**Weltwoche:** Haben Sie noch Kontakt zur Polizei?

**Cortesi:** Ja, ich spreche ab und zu mit meinen früheren Kolleginnen und Kollegen. Und als ich kürzlich – zu meinem eigenen Erstaunen –

von einem Branchenmagazin für mein Lebenswerk geehrt wurde, kamen alle zur Preisübergabe. Auch mein einstiger Vorgesetzter, Polizeikommandant Daniel Blumer. Das hat mich sehr gefreut.

**Weltwoche:** Sie erlebten in dreieinhalb Jahrzehnten viele denkwürdige Fälle. Gibt es ein Ereignis, das Ihnen besonders in Erinnerung geblieben ist?

**Cortesi:** Da sind natürlich die medienwirksamen Fälle – wie der Kunstraub, Eisenbahnunglücke, Geiselnahmen, Brände oder die Ausschreitungen nach Fussballspielen. Aber in mir sind vor allem zwei Ereignisse haftengeblieben. Da war dieser schlimme Velounfall in der Unterführung neben der Polizeihauptwache Urania. Das Unfallopfer lag auf der Strasse. Es war nichts mehr zu machen. Als die Notärztin kam, hob sie die Decke, die das Gesicht des Toten verbarg, und brach zusammen. Der Mann war ihr Lebenspartner. Später erfuhr ich, dass die Frau danach

nie mehr zu einem Ausseneinsatz ausrückte. Oder da war der Unfall eines Bauarbeiters mit einer Dampfwalze. Sie können sich vorstellen, dass dies kein schöner Anblick war. Als ich ein paar Tage später in einem angrenzenden Restaurant vorbeiging und mich mit einem Blumenstrauss dafür bedankte, dass uns das Personal bei der Arbeit unterstützt hatte, wurde eine Frau auf einen Schlag hysterisch. Meine reine Präsenz rief in ihr die Erinnerungen an dieses schreckliche Ereignis in einer solchen Masse wach, dass sie es nicht mehr aushielt.

**Weltwoche:** Nun führen Sie Ihre eigene Kommunikationsagentur. Wie läuft das Geschäft?

**Cortesi:** Zu tun habe ich definitiv genug – allein mit Lehraufträgen an den Universitäten von Zürich und Luzern und an der ZHAW sowie mit Mediens Schulungen und Referaten. Die Studierenden sind sehr interessiert und anspruchsvoll. Das setzt den Masstab für meine Arbeit. So bedeutet ein einwöchiger Kurs eine Vorbereitung von rund zwei Wochen. Für die Zukunft habe ich mir vorgenommen, vielleicht auch mal die eine oder andere Anfrage abzulehnen. Schliesslich will ich nicht mehr arbeiten als vorher – sondern gelegentlich einfach mal ungeplant in den Tag hinein leben.

**Weltwoche:** Krisenkommunikation ist so wichtig wie noch nie. Was würden Sie Bundespräsident Alain Berset raten, wenn er Sie anriefe?

**Cortesi:** Ich würde ihm vorschlagen, dass wir uns auf einen Kaffee treffen, um sein Vertrauen zu gewinnen und alles zu besprechen. Es stehen extrem viele Behauptungen und Gegenbehauptungen im Raum – so viele, dass man leicht die Übersicht verlieren kann. Wer aber einmal in den Verdacht gerät, dass er sich nicht mehr an die Wahrheit hält, hat ein Problem. Ich habe regelmässig die Erfahrung gemacht, dass es das Beste ist, einen Fehler zuzugeben und sich allenfalls auch zu entschuldigen. Wer einen Fehler zugibt, gewinnt in der Regel das Vertrauen zurück. Wer zu seinen Schwächen steht, nimmt den Medien die Munition und schafft die Voraussetzung, dass sich die Lage wieder beruhigt.

Thomas Renggli



«Fehler zugeben»: Medien-Profi Cortesi, 2007 und heute.

Der Engadiner Marco Cortesi, Jahrgang 1956, arbeitete 35 Jahre für die Polizei, von 2007 bis 2021 als Chef des Mediendienstes der Stadtpolizei Zürich. Durch seine souveräne Fernsehpräsenz machte er sich in der ganzen Deutschschweiz einen Namen.



## Garum statt Fond

### Restaurant Rutz

Chausseestrasse 8, 10115 Berlin-Mitte;  
Telefon: +49 30 24 62 87 60;  
montags bis freitags ab 18 Uhr.

Das einzige Drei-Sterne-Restaurant der deutschen Hauptstadt, ausserdem ausgezeichnet mit viereinhalb Gault-Millau-Hauben, ist ein schöner Beweis dafür, wie konsequente Arbeit über längere Zeit zum Ziel führt. Der schnelle Erfolg war nie das Ziel von Küchenchef Marco Müller, der seit fast zwanzig Jahren im «Rutz» arbeitet. Früher als «Restaurant & Weinbar» bekannt, ist das Lokal in Berlin-Mitte heute die vermutlich erste Anlaufstelle der Bundesrepublik für eine frei von Dogmen praktizierte, geschmacklich überzeugende Regionalküche.

Müller arbeitet nicht mit klassischen Fonds und Saucen, sondern nutzt etwa die auf die



Römer zurückgehende Idee des Garums, um mit dieser fermentierten Würzsauce seinen Gerichten Tiefe und Breite zu verleihen. Eine leicht gebeizte Makrele aus dänischer Zucht etwa wird eingebettet in leicht florale Noten von wilden Rosen und die gutdosierte Schärfe von Meerrettich. Fein abgestimmt sorgen ein Miso, Fisch-Garum sowie Räucheraal für komplexen Wohlgeschmack.

Müritz-Karpfen gibt es in zwei Gängen, spektakulär ist die Rippe mit einem Tomaten- und

Rauchanstrich sowie wiederum etwas Karpfen-Garum. Es ist der schlichteste Gang des Menüs, in dem ansonsten Gerichte wie Gemälde mit einer Vielzahl von Farb- oder eben Geschmacksschichten aufgebaut werden. Zartes Schweinekönn und Kohl etwa klingt zunächst wie ein sehr deutsches Gericht, wird durch eingelegte Senfsaat, Kohlblüten und Kohlblütenessig sowie fermentierte Tomaten aber in fein abgestimmte Aromen aufgefächert.

Die einzige kleine Schwäche ist vielleicht das verbreitete «Storytelling», viele Gerichte werden ausufernd aufgrund ihrer konzeptionellen Grundlagen oder der Herkunft der Zutaten erklärt, was nicht immer optimal im Sinne der Menü-Dramaturgie erscheint. Die meisten von Marco Müllers Tellern schmecken auch ohne ausufernde Anmoderation hervorragend.

David Schnapp ist Autor beim Gault-Millau-Channel.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Stachelschwein und Aussenseiter

Elena Walch: Istrice. Cabernet Alto Adige DOC 2020. 13,5%.  
Weibel Weine, Thun-Gwatt. Fr. 31.–.  
weibelweine.ch

Zur Echtheits-Obsession mancher Weinfreaks gehört die Skepsis gegenüber «internationalen Sorten». So löblich die Aufmerksamkeit für alles «Autochthone» ist – sie hat uns die Wiederentdeckung vieler lange verdeckter oder marginalisierter Sensationen beschert, denken wir nur an den Nerello Mascalese vom Ätna oder den Walliser Cornalin –, so skurril ist die Vorstellung, in Bordeaux berühmt gewordene Sorten (nur zum Beispiel) produzierten anderswo überteuerte Allerweltsweine. Einmal abgesehen davon, dass nicht allein die Sorte, sondern die Umstände den Wein machen, das Terroir im weitesten Sinn, wozu nicht allein Grund und Boden, Geologie und Pedologie gehören, sondern auch die klimatischen Voraussetzungen und selbst die Mühewaltung des Winzers, ist nicht einzusehen, wieso bei der Vielfaltigkeit, mit der sich Rebsorten selbst an



ein und demselben Ort im Lauf der Zeit genetisch verändern, lokale oder gar nationale Grenzen wichtig sein sollten. Wie bei vielen grundsätzlichen Vorbehalten im Umgang mit Wein, vermute ich, geht's da weniger um Ideen als um Ideologie.

Dies nebenbei und als Vorbemerkung zu einem Wein, den man im üppigen Sortenstrauss seiner Produzentin zunächst nicht vermuten würde. Elena Walch, die seit ihrer Heirat mit Werner Walch, Besitzer einer Kellerei in Tramin, mit ihren eigenen rigorosen Vorstellungen von Qualität, namentlich in den bald unter ihrem Namen geführten Weinbergen Vigna Castel Ringberg (oberhalb des Kalterer Sees) und Vigna Kastelaz (bei Tramin), zur Grande Dame des Weinbaus im Südtirol wurde, führt neben vielen,

zum Teil spektakulären Weissweinen wie dem Beyond the Clouds oder dem Gewürztraminer Kastelaz auch einen fast reinen Cabernet Sauvignon (ergänzt durch 10 Prozent Cabernet Franc). Er trägt dem schönen Namen «Istrice» (Stachelschwein) und war ihr erster Rotwein. Ihm folgten unter vielen anderen Merlots, bemerkenswerte Weine aus Lagrein oder selbst ein Spitzen-Pinot noir. Der Istrice stammt von Ringberg, es ist ein ebenso typischer wie eigenwilliger, charaktvoller Cabernet mit viel Wald- und Rotbeerfrucht, aber auch einem Unterzug von Kaffee- und Röstnoten, vielleicht etwas Schokolade; sehr würzig, kräftig, aber sozusagen mit angelegten Stacheln. Will sagen: sanft in den Tanninen, sehr diskret im Holz vom Ausbau in der Barrique.

Signora Walch kam aus Mailand ins Südtirol und ist abermals das Beispiel einer erfolgreichen Quereinsteigerin. Als Architektin arbeitete sie unter anderen beim charismatischen Carlo Scarpa in Venedig. Das Geschäft hat sie kürzlich, ohne sich allerdings ganz zurückzuziehen, ihren beiden Töchtern Julia und Karoline Walch überantwortet.



# Immer wieder gern

Der Kompakt-SUV Taigo von VW ist die schicke Variante, einen Kompaktwagen mit Übersicht zu fahren.



Der Wunsch nach mehr Übersicht am Steuer lässt bei vielen Autofahrern kaum nach, wohl auch deshalb gibt es immer neue Angebote im ohnehin schon vielfältigen Katalog der SUV-Möglichkeiten. VW, in dessen Katalog bereits der T-Cross aufgeführt ist, schickt mit dem Taigo seit einiger Zeit auch noch ein recht schickes Crossover-Modell auf die Strasse, das wie auch der Skoda Fabia oder der VW Polo auf der Kleinwagenplattform des Konzerns entsteht.

Im Taigo sitzt man nicht nur leicht erhöht, die Linienführung wirkt ausserdem eleganter und ausgefeilter als beispielsweise bei den eher sachlich gestalteten Modellen Polo und Fabia oder auch bei dem eng verwandten T-Cross. Es ist manchmal schwer zu sagen, warum man sich in manche Autos immer wieder gerne setzt, zu anderen hingegen keine besondere Nähe herstellen kann. Der Taigo gehört zur ersten Gruppe: Das Auto hat mir jedes Mal, wenn ich den Startknopf wieder gedrückt habe, Freude gemacht. Möglicherweise liegt es an der gut gelungenen Mischung aus optischen und durchaus auch dynamischen Qualitäten sowie an der angenehmen Grösse des Fahrzeugs, das mühelos in jede Parklücke und durch jede noch so abenteuerlich geratene Garageinfahrt passt.

Der Startknopf im digitalen Cockpit zündet einen 4-Zylinder-Turbobenziner mit 150 PS, und das ist bei einem Leergewicht von lediglich 1394 Kilogramm ausreichend Kraft, um leichtfüssig durch die Stadt und übers Land zu kurven. Wie es bisweilen bei VW-Modellen

mit Frontantrieb zu beobachten ist, drehen die Vorderräder gerne und schnell mal kurz durch, wenn der Ampelstart zu herzhaft angegangen wird. Das ist allerdings die einzige Kritik, die am Fahrverhalten des ansonsten gut abgestimmten Kompakt-SUV anzubringen ist.

Platz ist im VW Taigo trotz der übersichtlichen Aussenmasse von 4,2 Metern Länge und 1,7 Metern Breite erstaunlich grosszügig vorhanden – nicht zuletzt, weil die Rücksitzbank leicht abgesenkt wurde und so unter der nach hinten sanft abfallenden Dachlinie ausreichend Kopffreiheit bleibt. Der Kofferraum ist naturgemäss nicht üppig, aber ausreichend für einen Wochenendeinkauf. Und wer will, kann mit dem Taigo sogar noch bis zu 1200 Kilogramm Anhängelast ziehen. Dies würde dann aus dem kleinen VW sogar noch ein ziemlich praktisches Nutzfahrzeug machen.

Da ich allerdings noch nie das Bedürfnis hatte oder von der Notwendigkeit eingeholt wurde, einen Anhänger ziehen zu müssen, konnte ich mich auf die offensichtlicheren Qualitäten des VW Taigo beschränken. Sie bestehen letztlich darin, auf angenehme Art und in schöner Form seine unmittelbaren Ziele zu erreichen.

#### Taigo 1,5 TSI R-Line

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbobenziner TSI, Vorderradantrieb, 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe; Hubraum: 1498 ccm; Leistung: 150 PS/110 kW; max. Drehmoment: 250 Nm/1500–3500 U/min; Verbrauch (WLTP): 6,0–5,8 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 8,3 sec; Höchstgeschwindigkeit: 212 km/h; Preis: ab Fr. 38 800.–, Testwagen: Fr. 45 660.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Griff in die Schatztruhe

Attallah-Kreuz

Versteigert für 197 453 Dollar

Die Briten haben die Windsors, die Amerikaner die Kardashians. Die Wahrscheinlichkeit allerdings, dass wie im Königreich seit dem Tod der ewigen Regentin Elisabeth II. jemals ein Mann die Geschicke der Fernsehdynastie lenken könnte, ist verschwindend klein. Verfolgt von ihren fünf Töchtern – Sohn Rob ist der Familieneinzige, der die Kurve einfach nicht kriegen will –, führt Mutter Kris das Kardashian-Matriarchat grandios durch dick und dünn.

Kim, ihre bekannteste Tochter und Vorbild für Millionen von Frauen, ist sich offenbar aber selber noch nicht gut genug. Sie versucht sich mit dem Glamour verstorbener Berühmtheiten in noch ikonischere Sphären zu schleudern. Vor einem Jahr trug sie anlässlich der Met-Gala in New York Marilyn Monroes «Happy Birthday Mr President»-Kleid, nun griff sie in die Schatztruhe der Royals. Sie ersteigerte bei Sotheby's ein prachtvolles Schmuckstück, das einst von Prinzessin Diana getragen wurde.

Das sogenannte Attallah-Kreuz stellte der frühere Hofjuwelier der Windsors, Garrard, her, es besteht aus Gold, Silber, Amethysten und Diamanten der 1920er Jahre. Früher gehörte es auch einmal dem britisch-palästinensischen Verleger Naim Attallah. Kim bezahlte für das Kreuz 197 453 Dollar. Die Kardashians sind also gerade um ein Schmuckstückchen adliger geworden.

*Benjamin Bögli*





**Nostalgisch:**  
Geschichte der Bobbahn.



**Im Preussen-Look:**  
Unternehmer und Künstler Sachs.



**Stolz:**  
Museumsvorstand Marcus Schmid.



**In Stimmung:**  
Feierlichkeiten in St. Moritz.



**Gefragter Mann:**  
Bobsleigh-Club-Präsident Burkard.

## BEI DEN LEUTEN

# 19 Kurven bis zum Himmel

Der St. Moritz Bobsleigh Club feierte das 125-Jahr-Jubiläum mit allerhand guten Geschichten.

*Thomas Renggli*

**M**an könnte den kleinen Silberbecher leicht übersehen. Fritz Burkard aber sagt: «Das ist der älteste Bobpokal der Welt – er ist älter als die Bobbahn nach Celerina und wurde von der englischen Lady Fleetwood Wilson am Ende des 19. Jahrhunderts gestiftet.» Auf Burkards Worte ist Verlass. Er ist Präsident des St. Moritz Bobsleigh Clubs – und damit Vorsteher des weltweit ältesten Vereins in dieser Sportart. Derzeit ist er ein vielgefragter Mann. 125 Jahre alt wird der Klub – und aus diesem Anlass ist unter anderem ein «Historic Race» mit alten Schlitten und museal gewandeten Teilnehmern geplant. Rolf Sachs, Sohn des berühmten Lebemanns Gunter Sachs, ist wild entschlossen, sich den 1722 Meter langen Eiskanal mit den neunzehn Kurven hinunterzustürzen: «Diese Bahn kenne ich so gut wie mein eigenes Wohnzimmer.»

Dies gilt auch für den legendären «Dracula Club» im Startbereich der Bahn, wo Jetset, Sport und Engadiner Charme zu einem mystischen Cocktail verschmelzen. Hier wurde so manche rauschende Party gefeiert – und auf die Heldentaten im Eiskanal angestossen.

Heute wird die fesselnde Geschichte der grössten Schweizer Eisskulptur auf Grossleinwand eingespielt – und die ist eng mit den ersten englischen Touristen im Kurort verbunden.

Bündner Gastfreundschaft bekamen die Briten aber anfänglich nicht zu spüren. Stattdessen versperrten ihnen im Kampf um den Fleetwood-Wilson-Cup 1898 beim Saisonschlussrennen auf der improvisierten Bobpiste einheimische Bauern mit schweren Holzschlitten die Strasse. Die aufgebrachten Engadiner liessen sich nicht erweichen und riefen: «Zum Teufel mit euch Engländern!» Mit dieser Blockade legten sie aber die Basis zum Bau der Bobbahn. Denn weil das Benutzen des öffentlichen Fahrwegs mit Bobs von der Obrigkeit als zu gefährlich taxiert worden war, entstand 1901 der erste Bobkanal. 1904 wurde die Bahn offiziell in Betrieb genommen.

119 Jahre später ist der Bobrun noch immer eine der grössten Attraktionen des Engadins: «Diese Anlage ist einmalig auf der Welt», sagt Martin Berthod, Doyen des St. Moritzer Tourismus und Präsident der Bahn: «Wer hier herunterfährt, wird dies garantiert nie mehr vergessen.»





*Strahlen um die Wette:* Fabio (l.) und Jeannette Guadagnini, Adrian Gaberthüel.



*In St. Moritz:* Marcus Schmid und Samuel Läderach.



*Sorgen für die Verpflegung:* Giancarlo Torriani, Piero Rantre.



*Spass im Bob:* Bettina Schönwetter.



*Traditionell:* Vivian Zwicky (l.), Michaela Pitsch.



*«Einmalig»:* Gregor Stähli, Martin Berthod.



*Familiensache:* Beat Seitz und Mara Hummel mit Kindern.



# Im Bann der Sologamie



Plädoyer für die Selbstliebe: Shakira.

Die Digitalisierung hat die Musikindustrie umgepflügt. Mit Streamingdiensten wurden Nischen zu einem globalen Markt. Dies hat das bekannte «Pareto-Prinzip» in Frage gestellt, nach dem 80 Prozent des Umsatzes mit 20 Prozent der Produkte erreicht werden. Das Musikangebot ist unerschöpflich, die Hitparade bedeutungslos und das Phänomen des dominierenden Megahits in der Folge selten

geworden. Aber jetzt veröffentlichten Miley Cyrus und Shakira im Abstand von nur einem Tag Titel, die Rekorde brachen: «Flowers» von Cyrus wurde auf Spotify innert einer Woche mehr als hundert Millionen Mal gehört, «Bzrp Music Sessions, Vol. 53» von Shakira brach den Rekord in der Kategorie «Latin». Beide Titel sind unbarmherzige Abrechnungen mit den Infolge von Affären verlustig gegangenen Lebens-

partnern. Frei von Opferrolle, Selbstmitleid und Schmerz, aber mit Selbstliebe, Stärke und Unabhängigkeit. Der Soundtrack zu einem Trend, der gerade den Nerv der Zeit trifft: die «Sologamie», die Beziehung mit sich selbst.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, meine Erfahrung ist, dass Frauen im Bett zwar gerne Streicheleinheiten entgegennehmen, von ihnen selber aber wenig Zärtlichkeit ausgeht. Woran liegt das?*

V. T., Zürich

Zunächst einmal wäre es spannend, zu schauen, ob Sie Ihre Partnerin dazu einladen, Sie zu streicheln. Zeigen Sie ihr, dass Sie es geniessen und auch gerne gestreichelt werden möchten? Weiss Ihre Partnerin, dass Sie ein Ungleichgewicht punkto Zärtlichkeit sehen, und nimmt sie das genauso wahr?

Um das herauszufinden, können Sie ihr Ihre Beobachtung mitteilen und Ihr Bedürfnis nach mehr Zärtlichkeit ausdrücken. Erinnern Sie sich, ob das schon immer so war oder ob es sich erst mit der Dauer der Beziehung eingeschlichen



hat. Häufig etablieren sich feste Muster in Partnerschaften, und dazu gehört auch, dass einer eher gibt und der andere lieber empfängt. Kleine Liebesbeweise und Streicheleinheiten im Alltag nehmen oft ab.

Die nächste Frage, die es zu erforschen gibt, wäre: Warum streicheln Sie? Streicheln Sie Ihre Partnerin, weil Sie wissen, dass es ihr gefällt? Dass sie es geniessert und dass es deshalb auch Ihnen Freude bereitet, sie zu verwöhnen? Oder streicheln Sie sie, weil Sie sich

erhoffen, im Gegenzug auch von ihr etwas zu bekommen? Wenn Sie sich mit Ihrer Partnerin austauschen, versuchen Sie, herauszufinden, warum sie nicht oft streichelt. Tut sie es nicht gerne? Ist es ihr zu anstrengend? Hat sie vielleicht keine Vorstellung davon, was Ihnen gefällt? In der Regel tun wir Dinge dann gerne, wenn wir auch selbst davon profitieren. Wir wiederholen, was uns Freude macht und einen positiven Effekt hat. Was braucht Ihre Partnerin, damit sie das Streicheln als lustvoll empfindet?

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [dania@weltwoche.ch](mailto:dania@weltwoche.ch)



# Tomer Tal

Die Küche des Tel Aviver Kochs ist geprägt von Einflüssen seiner marokkanischen Grossmutter. In St. Moritz zeigte er sein kulinarisches Können und passte sich dabei hiesigen Bedingungen an.

Die 29. Ausgabe des «St. Moritz Gourmet Festival» stand unter dem Motto «Middle Eastern Cuisine». Dabei gewährten die grossen Hotels der Region wie üblich für ein paar Tage ortsfremden Köchinnen und Köchen Gastrecht. Im «Grand Hotel des Bains Kempinski» empfing Executive Chef Gian Nicola Colucci den israelischen Koch Tomer Tal.

Das zurückliegende Jahr sei für ihn «very special» gewesen, sagt der glücklich, aber etwas matt wirkende Koch mit ruhiger Stimme, als wir ihn am Nachmittag vor seinem letzten «Gourmet Dîner» in der Lobby-Bar zum Gespräch treffen. Als Highlights nennt Tal einen Einsatz als Gastchef im Michelin-Restaurant «Torno Subito» des italienischen Starkochs Massimo Bottura in Dubai sowie den neunten Platz auf der «50 Best Restaurants 2022»-Liste für den Mittleren Osten und Nordafrika (diesen Montag rückte er gar auf Platz 6 vor).

## Gemächlicheres Tempo

Tomer Tal ist 37 Jahre alt, verheiratet, Vater von drei Kindern – das jüngste kam vor einem halben Jahr zur Welt – und Chefkoch des Gourmet-Restaurants «George & John» in Jaffa. Seine Wurzeln liegen in Polen und Marokko; die Eltern seiner Mutter kamen mit wenigen Mitteln von Nordafrika nach Israel und besitzen heute in Kirjat Gat ein Haus und etwas Land.

In Marokko erhalte das Kochen und der Empfang von Gästen im Alltag der Menschen viel Raum. «Für jeden Wochen- und Feiertag gibt es traditionelle Gerichte, und alles wird von Hand gemacht», erzählt Tal. «Donnerstags hat meine Grossmutter immer eine Art Fisch-Köfte an einer roten Sauce zubereitet, eine Art marokkanische Bouillabaisse.» Es erstaunt daher nicht, wie würzig seine eigene Küche heute ist.

Seine Kindheit verbrachte er in einer Moschaw (eine genossenschaftliche Siedlung ähnlich eines Kibbuz), wo er schon als kleiner Junge Hofarbeiten erledigte. Er absolvierte den obligatorischen, knapp dreijährigen Militärdienst und besuchte danach eine Kochschule. In Tel Aviv arbeitete er unter Yonatan Roshfeld, der wiederum bei Kochlegende Paul Bocuse ge-



«Manchmal fühle ich mich wie ein Künstler»: Küchenchef Tal.

lernt hatte. «Es war tough, es wurde geschrien, und es wurden viel zu viele Zutaten eingekauft, aber so kam ich zu meiner Elefantenhaut», so Tal. Die Intensität hier in Europa sei ganz anders als zu Hause: «Leute in Israel wollen schnell essen und à la carte.» Seine beiden Küchenhilfen habe das gemächliche Tempo in St. Moritz regelrecht schockiert.

«Manchmal fühle ich mich wie ein Künstler, als Botschafter, der die schönen Seiten von Israel zeigt, jenseits von Politik und all dem negativen Zeugs», sagt Tomer Tal. «Kochen

ist etwas, was aus dem Herzen und der Seele kommen muss.» Es gehe darum, einen freien Kopf zu haben, die Jahreszeiten zu beachten, organisiert zu sein, und zwar überall im Leben. «Ich bin ein Vater, aber ich denke wie ein Koch.»

Aus seiner Heimat mitgebracht hat er getrocknetes Zatarakraut, frisches Olivenöl sowie Amba, eine Sauce aus fermentierter Mango. Hat er seine Küche der Schweiz angepasst? Nun, zum Start gebe es gebratene Auster: «In Tel Aviv serviere ich sie immer kalt, auf Eis.»

Oliver Schmuki

# Kleine Pirouetten-Prinzessin

Eislauf-Idol Denise Biellmann hat vor der eigenen Haustür eine mögliche Nachfolgerin entdeckt. Jovia Jeyarajah ist erst achtjährig und erstaunlich talentiert.

Thomas Renggli

**K**unsteisbahn Dolder; hoch über Zürich. Es ist doch noch Winter geworden – und das Quecksilber im Thermometer liegt tief unter dem Nullpunkt. Die Schlittschuhläufer kreisen im Uhrzeigersinn um den grossen Weihnachtsbaum, der noch immer dasteht, als sei das Christkind stündlich zu erwarten. Auf dem abgesperrten Eishockeyfeld werden keine Geschenke verteilt. Denise Biellmann steht in einer langen Winterjacke auf dem Eis und gibt präzise Anweisungen: «Ich bin exakt und streng. Die Ausführung der Technik und der Elemente will ich von meinen Läuferinnen äusserst genau umgesetzt haben.»

Jovia Jeyarajah hinterlässt nicht den Eindruck, als sei das Üben für sie mit Anstrengung und Schmerzen verbunden. Scheinbar schweelos gleitet sie übers Eis, die Pirouetten dreht sie so schnell, dass es dem Beobachter allein vom Zuschauen fast schwindlig wird. Ihre Sprünge sind bemerkenswert leicht und hoch – nimmt man die dünnen Beine zum Massstab, schon fast unvorstellbar kraftvoll. Nur die Biellmann-Pirouette klappt nicht ganz – noch nicht. Doch schon bald wird sie das Bein ganz über ihren Kopf bringen und die berühmteste Figur ihrer Trainerin beherrschen.

## Sri Lanka–Zürich

Jovia feiert im kommenden April ihren neunten Geburtstag. Sportlich bewegt sie sich aber bereits jetzt auf einem Niveau, das viele ältere Kolleginnen in den Schatten stellt. Biellmann sagt: «Sie besitzt läuferisch, künstlerisch und athletisch alle Voraussetzungen, die es im Eiskunstlaufen braucht. Und wenn sie zu einem Wettkampf antritt, gewinnt sie meistens. Ob es aber zu einer grossen Karriere reicht, entscheidet sich in den kommenden Jahren.»

Eigentlich ist es schon ein Wunder, das Jovia überhaupt zum Eiskunstlaufen gefunden hat. Im Normalfall hätte sie Schnee und Eis in ihrem Leben wohl gar nie zu Gesicht bekommen. Ihre Eltern stammen aus Sri Lanka und wurden durch die Wirren des Bürgerkriegs in die Schweiz geschwemmt. Ihr Vater, Jude Jeyarajah, sass in einem Militärgefängnis und wurde gefoltert.



«Bemerkenswerte Athletik»: Weltmeisterin Biellmann.

**Denise Biellmann, 60**, ist die erfolgreichste Schweizer Eiskunstläuferin. Sie gewann 1981 Gold an der EM und der WM. Elf Mal holte sie ausserdem Gold an der Profi-Weltmeisterschaft. Die nach ihr benannte Pirouette ist legendär. Über Jovia Jeyarajah sagt sie: «Jovia verbindet das Flair fürs Künstlerische mit einer feinen Technik und einer bemerkenswerten Athletik. Vor allem hat sie eine Qualität, die im Sport entscheidend sein kann: Sie ist sehr intelligent und denkt schon jetzt bemerkenswert strukturiert. Wenn sie diszipliniert weiterarbeitet, ist vieles möglich.»

Dank Beziehungen seines Vaters – eines Anwalts – ebnete ihm die Schweizer Botschaft den Weg zu einem Asylantrag. Seit 1988 lebt er in der Schweiz. Mutter Soira Jeyarajah hatte in England studiert und arbeitete in der Heimat für die EU, wo sie sich um kriegsversehrte Menschen kümmerte. So lernte sie ihren späteren Mann kennen.

Seit zehn Jahren wohnen die beiden im zürcherischen Altstetten. Jude Jeyarajah arbeitet als Haustechnikplaner für die RMB Engineering AG. Eislaufen könne er «ein bisschen», sagt er

auf Englisch. Die Mutter dagegen meidet das Eis: «Zu gefährlich», sagt sie lachend – und verfolgt das Training ihrer Tochter lieber unter einer dicken Wolldecke auf der alten Holztribüne.

In Sri Lanka hätte Jovia Jeyarajah ihr Talent nie entdeckt, sagt sie. Aber in der Schweiz gebe es so viele Möglichkeiten: «Als ich die Liste der Sportarten, die in Zürich für Kinder angeboten werden, das erste Mal sah, konnte ich es fast nicht glauben.» So versuchte sie sich zunächst im Tennis. Als sie aber mit ausländischen Gästen eher zufällig an einem Nachmittag die Kunsteisbahn Heuried in Zürich Wiedikon besuchte, war sie von diesem Sport sofort fasziniert. Mit scheuer Stimme erzählt sie: «Ich hatte gesehen, dass es einen Pinguin-Kurs gibt – und den wollte ich unbedingt machen.»

## Vier Stunden Training pro Tag

Gesagt, getan. Seither lässt sie dieser Sport nicht mehr los. Richtig vorwärts geht es aber erst, seit sie mit Biellmann unter quasi professionellen Bedingungen trainiert. Zu ihrem Umfeld gehören auch ein Balletttrainer und eine Choreografin. Rund vier Stunden pro Tag trainiert sie – fünf Mal pro Woche. Seit einigen Wochen steht sie mit dem Axel den schwierigsten Sprung – und bei den doppelten Sprüngen ist sie nahe dran. Innerhalb eines Jahres hat sie drei Tests für höhere Kategorien bestanden. Auch als Klavier- und Geigenspielerin sowie als Sängerin ist sie überdurchschnittlich talentiert.

Noch ist der Sport für Jovia Jeyarajah vor allem Spiel und Spass – allerdings einer, der die Eltern einiges kostet. Auf rund 3000 Franken pro Monat schätzt Mutter Soira Jeyarajah die Ausgaben: «Ferien liegen für uns derzeit nicht drin. Aber wir nehmen dieses Opfer gerne auf uns. Schliesslich haben unsere Eltern auch alles für uns gemacht.» Wohin der Weg von Jovia Jeyarajah gehen wird, bleibt abzuwarten. Seit die Primarschülerin mit Biellmann trainiert, hat sie das grosse Ziel vor Augen: «Ich will Schweizer Meisterin werden und bei Olympia mitmachen», sagt sie und blickt mit ihren grossen braunen Augen zum Christbaum auf dem Eisfeld. Die Zeit der sportlichen Bescherung kann für Jovia Jeyarajah kommen.





«Ich konnte es fast nicht glauben»: Eislauf-Hoffnung Jeyarajah.

# Claudia Dahinden, Bestsellerautorin

«Der kleine Lord» rührt die Romancière zu Tränen, sie liebt Rühreier und fordert mehr Anerkennung für Introvertierte.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Claudia Dahinden:** Die Introvertierten, die tolle Ideen haben, aber nie zu Wort kommen.

**Weltwoche:** Wen haben Sie schon einmal um ein Autogramm gebeten?

**Dahinden:** Noch niemanden. Am nächsten war ich der Sache 1986, als ich nach London wollte, um die Wham!-Boys zu sehen.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Dahinden:** Die herrschenden Vorstellungen, was Erfolg heisst und wie man leben sollte, sind in ständigem Fluss, und es ist sinnfrei, ihnen kritiklos zu folgen oder sie von vornherein abzulehnen, um ja anders zu sein.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Dahinden:** Zu wenig, um davon zu leben. Den Rest steuert zum Glück mein Mann bei.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Dahinden:** Natürliches Selbstvertrauen, das ihn von der Beteiligung an debilen Hahnenkämpfen befreit.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Dahinden:** Leider ab und zu immer noch davor, andere vor den Kopf zu stossen.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Dahinden:** Als ich mir am 23.12. den «Kleinen Lord» angesehen habe. Weil's wie immer schön war und weil mein Vater seit zwei Jahren nicht mehr da ist, um mich per SMS zu informieren, wann er ausgestrahlt wird.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Dahinden:** Eine der Persönlichkeiten aus Frage eins.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Dahinden:** Mehr als an irgendjemand anderen.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Dahinden:** Laut Smartvote EVP, SP und Mitte.

**Weltwoche:** Mit wem hatten Sie das erste Mal Sex?

**Dahinden:** Mit einem netten Mann, den ich immer noch schätze.

**Weltwoche:** Welches Lied können Sie immer wieder hören?

**Dahinden:** Da gibt es viele. Zum Beispiel «Bohemian Rhapsody» und «Blessed Assurance».



«Just do it»: Schriftstellerin Dahinden, 51

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Dahinden:** Davon, dass der Mensch nicht mehr des Menschen und der übrigen Schöpfung grösster Feind ist.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Dahinden:** Die Schnittlauchhaare müssten nicht sein.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Winterabend verbringen?

**Dahinden:** David Tennant, damit er mir Details über die diesjährigen «Doctor Who»-Specials verrät.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Dahinden:** Nein, aber ich trinke massenhaft Kafi und *binge* Netflix-Serien.

**Weltwoche:** Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Dahinden:** Mit Mr. Darcy aus «Stolz und Vorurteil» (*introverts, unite!*) und mit Robin aus «Stranger Things» wegen ihrer Abneigung gegen Rüschenblusen.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratsschlag, den Sie je bekommen haben?

**Dahinden:** «Just do it», in einer SMS meiner Schwester vom Januar 2004.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Dahinden:** Ich denke, es muss nicht in jedem Fall ein *deal breaker* sein.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Dahinden:** Ohne Rührei will ich nicht leben.

**Weltwoche:** Was passiert, wenn wir sterben?

**Dahinden:** Der Organismus beendet seinen Dienst, und der unsterbliche Teil lebt weiter, mit oder ohne Gott.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Dahinden:** Wer empathielos über eine Gruppe Menschen herzieht, wird dazu verurteilt, einen Monat lang in deren Haut zu stecken.

**Weltwoche:** Welches Talent hätten Sie gern?

**Dahinden:** Ohne Folgen essen, was ich will. Oder fliegen.

**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

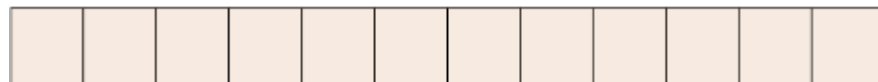
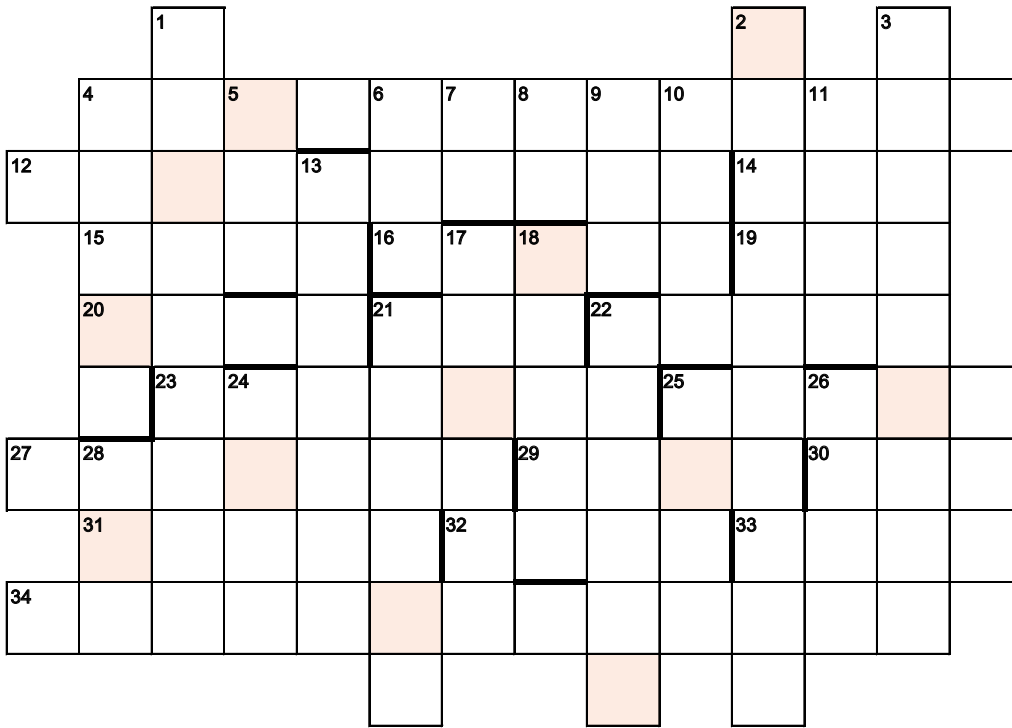
**Dahinden:** Meine Eltern, Stephen King, mein Mann und Jesus.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Dahinden:** Wenn ich – egal, ob ich schreibe, bügler oder mit jemandem *käfele* – mit Körper, Seele und Geist im Moment bin. Das fällt mir schwer.

Zuletzt von Claudia Dahinden erschienen: Die Uhrmacherin – Schicksalsstunden. Penguin. 560 S., Fr. 17.90





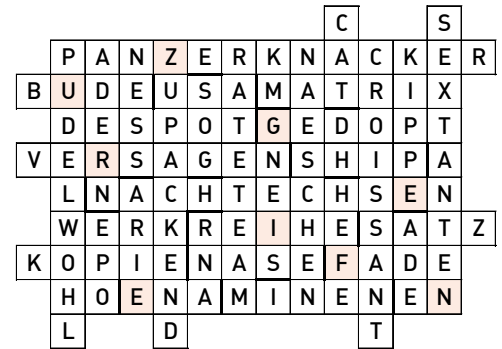
**Lösungswort** — Vervielfältigung mit Mengenrabatt?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 wie Lausebengel erwiesenermassen sind? 12 eher Machwerk als Meisterwerk 14 Engländer der F<sub>1</sub>-Generation 15 steht beim Wohnen im Zentrum 16 regiert in Deutschland nicht nur an Kreuzungen 19 Milk-Lieferantin 20 negatives Minus 21 so sagt man sich in Frankreich 22 ist Schluckspechten wichtiger als die Leber 23 Volksheld am Anfang seines Gegners 25 ist entweder gewichtig oder für den Müll 27 ist 600 Fuss lang und bietet oft Platz für mehrere Tausend Menschen 29 mussten dem Euro weichen 30 ist in Kleiderläden zu finden und quasi identitätsstiftend 31 nicht richtig gekocht? 32 hoffentlich richtig gekocht, bzw. cocinada 33 im Bronchopneumogramm zu sehen 34 so sind Rohdiamanten und Rohlingsmanieren

**Senkrecht** — 1 Flur mit Sitzgelegenheiten? 2 Plackerei in einem undichten Boot? 3 das Gegenteil von auskehren? 4 wirkt anhaltend 5 kein Dünger, ernährt aber Samen 6 Zeichensatz für Anmerkungen in (eckigen) Klammern 7 Chemie nach Halb-Extraktion 8 ein halbes Jahr 9 liebt Blumen und manchmal auch Milchzähne 10 Bestandteil von Trailerbikes und von französischen Flugzeugen 11 wütet im 27 waagrecht 13 Erlöser, der mit einem Durcheinander beginnt 17 trägt eine Kapuze oder eine Firnkuppe 18 Globuli-Alternative für Rationalisten 21 wenn die 18 senkrecht versagt, hat er etwas zu liefern ... 22... z. B. hierhin 24 vielerorts eine Randerscheinung 25 Treffen für Rückwärtsgewandte, ist bei Extrafahrten inbegriffen 26 after eight, aber nicht von Nestlé 28 steht in der Mitte von Festungen

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 802**



**Waagrecht** — 3 PANZERKNACKER 12 BUDE 13 (Z)USAMmenhang 15 MATRIX 16 DESPOT 17 GEDOPT 19 VERSAGEN 20 SHIP (engl. f. verfrachten) 21 NACH(TECHSEN) 24 IngWERKeksen 26 REIHE (=Schachbrett-«Zeile») 27 SATZ 29 KOPIE 30 NASE 31 (P)FADE 32 HOchöfen/HOsenträgern 33 ENA 34 MINEN 35 EN (franz. f. in, räto rom. f. Inn)

**Senkrecht** — 1 CAT (engl. f. Katze) 2 SEXTANTEN 3 PUDELWOHL 4 ADERN 5 NESS 6 ZUPACKEND 7 RATETEAM 8 KM 9 NAE(SC)HEN 10 CROISSANT 11 KIPPE 14 SOG 17 (G)NEI(S) 18 DH 22 HavARIEN 23 HEFE 25 EPO 26 HaaRNAdeln 28 (B)ADEn

**Lösungswort** — **ZUGREIFEN**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

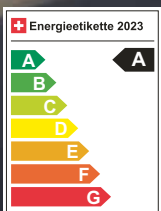


10 JAHRE  
GARANTIE &  
ASSISTANCE

# TOYOTA

## bZ4X

100% elektrisch. 100% 4x4.



bZ4X Premium AWD 6,6 kWh OBC, 160 kW/218 PS, Ø Verbr. 18,1 kWh/100 km, CO<sub>2</sub> 17 g/km, En-Eff. A. Zielwert Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle 129 g/km. Gemäss Prüfzyklus WLTP. Service-aktivierte 10-Jahres-Garantie und Assistance oder 185'000 km ab 1. Immatriculation für alle Toyota Fahrzeuge (es gilt das zuerst Erreichte). Detaillierte Informationen finden Sie in den Garantiebestimmungen auf [toyota.ch](http://toyota.ch).